Die Rosen von Hildesheim

Wilhelm Jensen

Wilhelm Jensen

Die Rosen von Hildesheim



Von

Wilhelm Jensen

sind im **Verlage von Emil Felber in Berlin**

ferner erschienen:

Asphodil. Ein Roman. 2 Bände. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—

Auf der Ganerbenburg. Eine tragikomische Historie. M. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Aus stiller Zeit. Novellen. Erster Band. Unter den Schatten. Lycaena Silene. Zweite, durchgesehene Auflage. M. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Chiemgau-Novellen. 2. Auflage. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. Zweite, durchgesehene Auflage. Mk. 2.—, geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Luv und Lee. Ein Roman. 2 Bände. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—.

Uebermächte. Zwei Novellen. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtkupferdruck. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Vom Wegrand. Kleine Bilder. Mk. 4.50, geb. mit Goldschnitt Mk. 6.—.

Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnisblatt aus dem vorigen Jahrhundert. 2. Aufl. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.



Die
Rosen von Hildesheim



Ein Roman aus der Stauferzeit

von

Wilhelm Jensen

Erster Band



Berlin
Verlag von Emil Felber
1900

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.



I.

Der wilde Rosenstock, an dessen Gezweig nach einer schon altersgrauen Sage vor bald vier Jahrhunderten der Kaiser Ludwig der Fromme die kleine Capelle des Hildesheimer Doms erbaut hatte, breitete kahlentblättert sein weitumgreifendes Flechtwerk aus, denn fußhoher Decemberschnee deckte unter ihm den Boden.

Er war vertraut mit dem Schnee, da solcher auch im Hochsommer auf ihn gefallen, als der Sohn Karls des Großen sich in der Waldwildniß zu ihm verirrt hatte; Fülle der Wunder geschah, mit weißen Flocken deckte der August die Blätter, und vom Himmel herab ermahnte eine Stimme den Kaiser, an dieser Stätte der heiligen Jungfrau eine Capelle zu errichten. Die war, rings noch vom Dickicht umschlossen, das erste Bauwerk des Hochstifts Hildensia, und die Gottes-

mutter schien beschirmende Hand über ihrer ostfälischen Wohnung, Wunder an dieser fortwirkend, zu halten. Denn der Rosenstock, der sich gleichsam wie ein äußerstes Gewand um ihr Bildniß schlang, unterlag nicht dem großen Gesetz, das seine Art, wie alles Leben, nur eine Zeitlang fortbestehen und dann vergehen ließ. Sein schmächtiger Stamm wettete an Dauer mit dem Riesenwuchs der mächtigsten Eichbäume; stets erzählte das weißköpfige Alter der Jugend, es habe in seiner Kindheit ihn schon ebenso mit Blüthen bedeckt gesehen. Und die Urenkel, zu Greisen geworden, berichteten ihren Kindeskindern das nämliche; nur immer höher und breiter dehnte sich das dichte Flechtwerk der Aeste.

Ueber und unter ihnen aber wandelten sich die Dinge und die Menschen. Kaiser Ludwig hatte die Wunderstätte der Legende zu einem neuen Bischofssitz und christlichen Hort wider die im tiefsten Herzen immer noch wodangläubigen Sachsen erwählt; auf der kleinen Anhöhe der Mariencapelle, von einem Fluß, der Innerste, umzogen, wurden eine Kirche und Behausungen für Geistliche erbaut, und das Domstift und Bisthum Hildensia hatte seinen Anfang genommen. Das war im ersten Drittel des neunten Jahrhunderts geschehen.

Nun ging das letzte Jahrzehnt des zwölften Säculums seinem Ende zu, und nicht wiedererkennbar verändert lag die ehmalige dichte Waldwildniß. Die alte Kirche war schon vor anderthalb Jahrhunderten durch einen Brand in Trümmer gelegt worden — ein neues Wunder hatte sich dabei zugetragen, da nur die Mariencapelle mit dem Rosenstock unversehrt erhalten geblieben — doch jetzt erhob sich dort ein neuer mächtiger und prächtiger Dom, und andre Gotteshäuser, vor allem die St. Godehardskirche in byzantinischem Stil und die St. Michaelskirche mit frühester Wand- und Deckenmalerei der Zeit wetteiferten mit jenem. Als große Bauten stiegen da und dort Klöster verschiedener Ordensbrüderschaften auf; bereits seit manchem Menschenalter hatte eine hohe Schutzmauer die Domhöfe mit den Wohngebäuden der Stiftsherren umgürtet und zu einer Domburg befestigt gehabt. Doch wild und gewaltsam war unabläßig die Zeit gewesen, so daß der Bischof Bernward das Bollwerk noch mehr verstärken gemußt; so sah nunmehr der Dom wie der zum Himmel ragende Hochbau einer weitgeräumigen Veste vom Hügel in die Weite. Aber nicht die Domburg und die Klöster allein mehr bildeten gesicherte Zufluchtsstätten und Wehrplätze gegen feindlichen Angriff. Unter ihr und um sie

her hatte sich die wachsende Zahl bischöflicher Dienstmannen angesiedelt, aus Nähe und Weite waren Halbfreie und Unfreie, Gewerksleute, Ackerbauer zugezogen, deren Wohnsitze jetzt gleichfalls der Steinring einer schirmenden Mauer umgab. Eine Laienstadt hatte ihren Anfang genommen, der Volkssprache ihrer Bewohner gemäß nicht mit lateinischem Namen belegt, sondern nach dem des Hochstifts, ihn verdeutschend, Hildesheim benannt. Welche sprachliche Bedeutung dem Stammwort ‚Hild‘ innewohnte, wußte vermuthlich schon damals Niemand mehr; vielleicht barg es das angelsächsisch-altenglische ‚hild‘, der Herr, in sich, so daß Hildensia den ‚Herrensitz‘ bezeichnete; vielleicht auch stand es mit ‚hill‘, dem Hügel, in Zusammenhang. Nicht mehr scheiden ließ sich, was an dem Ursprung der Ansiedlung geschichtliche Ueberlieferung, was Sage und Legende sei; nicht unwahrscheinlich auch war's, das Erstanfängliche sei Aldendorp, das ‚alte Dorf‘ gewesen, in das Kaiser Ludwig seinerzeit das Stift und Bisthum vom benachbarten Elze her, wo sein Vater es begründet, verlegt habe.

Das Alles ging den jetzigen Laienstand des Ortes nicht mehr an, und auch unter den gelehrten geistlichen Herren bekümmerte sich kaum einer darum. Von

Alters war's nach dem Rathschluß Gottes so geworden, und stetig brachte und erheischte die Gegenwart viel andre Gedanken. Nur davon wußten die alten Leute zu berichten, daß ‚die Stadt' im Beginn des zwölften Jahrhunderts noch sehr anders ausgesehen habe, als nun am Schluß. Langsam war sie gewachsen, dann plötzlich im letzten Menschenalter hurtiger, seitdem im Reich der feindliche Gegensatz zwischen den Welfen und Hohenstaufern aufgekommen. Als den eigentlichen Begründer der festen Stadt Hildesheim wider Willen konnte man den Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen ansehen, denn seine unterlaßlose nachbarliche Bedrohung derselben hatte die Verstärkung ihres Mauergürtels und das Zuflüchtsuchen vieler ländlicher Umwohner innerhalb der Schutzwehr veranlaßt. Von jeher waren der Bischof und die Domherren gut kaiserlich gesinnt gewesen, und so hatten sie auch seit der Erwählung Kaiser Konrads III. jederzeit unwankbar zu den Staufern gehalten.

Jetzt erhoben sich Domburg und Stadt, wenn die letztere auch noch nicht an Umfang mit Aachen und Köln im Westen, Magdeburg im Osten wetten konnte, als eine starke, hochbedeutungsvolle Veste der staufischen Herrschaft im deutschen Norden. Um den

Markt, das vetus forum, war ein Straßengeflecht, zumeist aus Häusern mit hochaufgetreppten Giebeln gebildet, entstanden, von den bischöflichen Dienst- und Wehrmannen bewohnt, doch zu diesen gesellten sich Angehörige des Gewerbestandes, die ersten Anfänge von Gilden und Zünften der Schmiede, Gewandschneider, Wollenweber, Kürschner und Krämer, der Leinenweber, Klempner, Tischler und Ladenmacher. Sie waren noch nicht ‚Bürger' im späteren Wortsinn, sondern Schutzbefohlene und Untergebene der bischöflichen Gewalt; die städtische Gemeinde, commune genannt, besaß keine Selbständigkeits-Gerechtsame; von Auflehnung gegen die Gebote der patriarchalischen geistlichen Herrschaft wußte die Zeit noch nicht. Aber das Gemeinwesen gedieh in Hildesheim unter dem meistens wohlbedachten, milden, weder herrschsüchtigen, noch habgierigen Regiment des Krummstabs; zur Theilnahme an der Bischofswahl waren alle Dienstmannen und städtischen Bürger berechtigt. Eine feste Steinbrücke führte jetzt über die Innerste, fahrbare Wege durchzogen das umfängliche Bisthum, das sein Inneres und seine Grenzen durch eine erhebliche Anzahl starker Burgen beschirmte. Die bedeutendste, zuweilen ein sommerlicher Sitz der Bischöfe, war die Winzenburg, südlich von Hildes-

heim an der Straße nach Gandersheim belegen, in dessen Benedictinerinnenkloster vor bald zwei Jahrhunderten die Aebtissin Roswitha oder Hrothsuit für ihre Mitschwestern die frivolen Komödien des Terenz — „damit Leser sich an der Süßigkeit seiner Rede ergötzen könnten, ohne sich durch die Einweihung in schändliche Dinge zu besudeln“ — zur Verherrlichung des Christenthums in geistliche Spiele umgebildet und eine Fülle lateinischer Dichtungen in die mittelalterliche Welt ausgesandt hatte. Leider erhielt sich dieser fromme Ruhm des Klosters nicht fort, sondern die ‚Nonnen von Gandersheim‘ waren später in schlimmen Ruf arger Weltlüste gerathen; doch in manch' andern Hildesheimer Klöstern und besonders im Domstift bewahrte die ernste Gelehrsamkeit sich in immer gleicher Würde und Dauer durch die Säcula ihre Stätten, und vielleicht im gesammten römisch-deutschen Reich nahm die geistliche Domschule zur Zeit den obersten Rang ein.

Im Reich aber stand die staufische Kaisermacht auf stolzer Höhe. Wohl war Friedrich der Rothbart auf seinem Kreuzzug in's gelobte Land durch die Wellen des alten Kalykydnos dem Leben entrissen worden, doch der welfische Trotz lag seit dem ohnmächtigen Lebensende des einst so gewaltigen Sachsen-

herzogs Heinrich des Löwen zu Boden gebrochen, seinen Söhnen Heinrich und Otto war von der zerfallenen großen Hausmacht nur als kleiner Rest das Fürstenthum Braunschweig-Lüneburg geblieben, und der jugendliche Sohn Barbarossas steigerte den Glanz seines Hauses zu blendender Leuchtkraft. Einen ihm Gleichen hatte das Reich noch nicht gesehen; kein Fürst in diesem wagte sich gegen seinen Willen aufzulehnen, vor ihm zitterte der Papst Cölestin im Lateran, alle Staaten Europas blickten bewundernd und bangend auf ihn als auf einen neuen Alexander, der nach der Weltherrschaft trachte. Durch seine Vermählung mit Constantia, der ihn an Alter um elf Jahre übertreffenden Tochter des Normannenkönigs Roger von Sicilien, war Kaiser Heinrich VI. zum Erben des letzteren geworden, hatte sich vor Kurzem mit Waffengewalt zum unumschränkten Herrn des Königreichs Sicilien, Apuliens und Calabriens gemacht; in ganz Italien stand er als der Gebietende da. Sein Arm streckte sich über das Mittelmeer aus; nicht im Auftrag und mit dem Segen des heiligen Vaters, aus eigenem Willen und zielbewußtem Handeln rüstete er sich zu einem Kreuzzug nach Palästina; durch eine beabsichtigte Verbindung Herzogs Philipp von Schwaben, des jüngsten, doch allein noch lebenden

seiner Brüder, mit der Tochter des Kaisers Isaac Angelos von Konstantinopel suchte er seinem Geschlecht Anwartschaft auf den byzantinischen Thron zu gewinnen. Schmächtig an Wuchs und zarten Körpers, war er ein Mann von eiserner Thatkraft, unbezwinglicher Energie, weltumspannendem staatsmännischem Blick. Alle großen Eigenschaften seines Geschlechtes trug er als Erbtheil in sich, menschlichen Edelmuth und seine Zeit überragende Geistesbildung, doch mit eherner Hand bändigte er jeden Widerstand, schmetterte Empörung und Verrath furchtbar und erbarmungslos zu Boden. Sein Name erfüllte mit Bewunderung und Schrecken, ließ im Reich alle Herzen höher schlagen vom Stolzgefühl einer nie dagewesenen Größe des deutschen Volkes. Und fast ein Jüngling war er noch, der eben erst das dreißigste Lebensjahr überschritten; einen Erben seiner Kronen, nach dem Aeltervater Friedrich benannt, hatte ihm seine Gemahlin Constantia vor zwei Jahren geboren, und er ging mit dem Gedanken um, den Knaben von Palermo über die Alpen zu bringen, um ihn im Reich zum deutschen König krönen zu lassen.

Mit dieser großen Geschichte der Zeit stand das Bisthum Hildesheim in engster Verbindung. Hier war im Jahre 1194 der Bischof Berno, der vierund-

zwanzigste in der Reihenfolge, gestorben und bald darauf einmüthig vom Domstift, den Ministerialen und den städtischen Bürgern zu seinem Nachfolger Konrad Graf von Querfurt erwählt worden, eine der gewichtigsten, einflußmächtigsten Persönlichkeiten im Reich, wie im neuen Königreich Sicilien.

Er entstammte einem an der mittleren Elbe um das Flüßchen Querne altansässigen edlen Geschlecht, das schon seit dem Jahrhundertbeginn in der Stadt Magdeburg das kaiserliche Burggrafenamt innehatte; zur Zeit übten dies seine Brüder Gebhard und Burkhard gemeinsam aus. Konrad war, um seiner besonderen Gaben willen, von früh auf zum geistlichen Stande bestimmt und für diesen auf der Hildesheimer Domschule mit gelehrter Bildung ausgerüstet worden, hatte danach den Mittelpunkt der letzteren, die hohe Schule in Paris, besucht, dann der Welt nicht Herkömmliches und Gewöhnliches zur Schau gestellt, daß er vor zwölf Jahren in noch jugendlichem Alter auf das dringliche Verlangen des Lübecker Domcapitels den erledigten Bischofssitz als Verweser des Bisthums eingenommen. Wie er diese schwierige Aufgabe in dem noch nicht lange dem Wendenvolk abgewonnenen Lande bewältigte, davon waren im Reich alle geistlichen Stätten des Ruhmes voll.

Aber nicht das verlieh ihm seine gegenwärtige hohe Bedeutung. Friedrich Barbarossa hatte ihn zum Erzieher seines ältesten Sohnes berufen und Kaiser Heinrich VI. ihn im Beginn des Jahres 1195, zugleich mit der Erwählung Konrads zum Bischof von Hildesheim, zu seinem Kanzler ernannt. Seitdem war Konrad von Querfurt, der cancellarius aulae imperialis, [1]) als vertraulicher Rathgeber seines ehemaligen Schülers, in vielerlei Richtung nach dem Kaiser der wichtigste und mächtigste Mann des Reiches. Doch nicht in diesem allein, mehr fast noch im fernen Süden, wohin er mit Heinrich als dessen stetiger Begleiter gezogen. Dort liefen alle großen Angelegenheiten in seinen Händen zusammen; als kaiserlicher Statthalter regierte er seit zwei Jahren das Königreich Sicilien, betrieb die Zurüstungen für den beabsichtigten Kreuzzug. Das erwarb ihm auch die Gunst des Laterans, und der Cardinal Lothar, der spätere Papst Innocenz III., sprach von ihm als einem „Vir tanta nobilitate conspicuus, tanta praeditus dignitate, tanta honestate praeclarus, tanta ornatus scientia et eloquentia praepollens. [2]) Und in diesem hohen Ruf, diesem Ansehen, dieser Achtung vor seiner Ehrenhaftigkeit, Bildung und Beredsamkeit stand er gleicherweise jenseits und diesseits der Alpen. Mit Stolz

benannten das Domstift und die Stadt Hildesheim ihn ihr Oberhaupt. Doch er fügte bis jetzt seinen von ihm in Italien unterzeichneten Urkunden nur bei: „Conradus. Hildesh. electus“. Denn er war der ‚Erwählte‘, doch die Bischofsweihe nicht an ihm vollzogen, da seine unterlaßlosen Pflichten als Kanzler und Statthalter Siciliens ihm nicht ermöglicht hatten, nach der in seiner Abwesenheit erfolgten Wahl wieder zum Norden hinaufzugelangen und seinen Bischofssitz in Wirklichkeit einzunehmen.

Nun war's im letzten Monat des Jahres 1196, und dichte Schneeflocken wirbelten über das ganze niederdeutsche Land. Auch an der Kryptawand des Hildesheimer Domes häuften sie sich auf dem entblätterten Zweiggeflecht des Rosenstockes, dessen Alter jedenfalls schon um ein Jahrhundert oder mehr zurückging, mit seinem Ursprung in dem grauen Gemenge von Sage und Legende verschwindend. So durchsetzte sich auch die Luft jetzt mit einem grauen Fädeneinschlag nordisch frühzeitig beginnender Dämmerung. Ein scharfer Ostwind blies und rüttelte pfeifenden

Singens am überkragenden Balkenwerk und den drachenköpfigen Wasserspeiern des Domes, die heute ihren Dienst versagten. Nicht aus eigenwilliger Unbotmäßigkeit, sondern der Himmel selbst zwang sie dazu, denn lange Eiszapfen hingen von ihnen herunter.

Der Kathedrale gegenüber dagegen in einem Gebäude am Rande der Domfreiheit, unweit des leerstehenden burghaften ‚Bischofshofes', versah ein knatterndes Kaminfeuer von dicken Buchenscheiten ein großes Gemach mit behaglicher Wärme. Das Haus war der vornehmste der nachbarlich umhergelagerten Domherrenhöfe, und die Stube, sonst nur mit einfachem Hausgeräth versehen, zeichnete sich durch eine seltene Kostbarkeit aus. Zwei hohe, durch romanische Steinsäulen gehälftete Fensteröffnungen wurden von Holzluken fest gegen die Kälte und den Wind verschlossen, nur in freudiger Sommerzeit von ihren Verschlägen befreit; doch ein kleineres Fenster zeigte, trotzdem Schutz gewährend, sich unverwahrt und ließ nicht nur einen Taglichtschein hereinfallen, sondern auch, wenngleich nicht sehr deutlich, die Dinge draußen unterscheiden. Denn es war mit durchsichtigen, in Bleiränder gefaßten Scheiben zugedeckt, dünn geschnittenen Tafeln von Fraueneis oder Marienglas

aus den Bergwerkstollen der Grafen von Mansfeld am Ostharz; bei'm Sonnenschein spielte ein perlmutterfarbiger Glanz auf den kleinen blanken Flächen. Jetzt freilich glimmerten diese nur matt in wintertrübem Licht.

In einer Wandecke des großen Raumes streckte sich auf kurzen Pflöcken mit erhöhtem Kopfende ein schlichter, viereckiger Bettkasten hin, von einem Vorhang umzogen und überdacht, aus dessen Mitte an Kettchen eine kleine Lampe herabhing. Bänke reihten sich den Wänden entlang, im Innern des Gemaches bedeckten Pergamentbände und Schriften einen umfänglich-kreisrunden, von dunklem Tuch überspreiteten Tisch, den vierbeinige, lehnenlose Gestelle als Sitze umgaben. Doch an das lichtspendende Fenster herangerückt stand ein größerer, kissenbelegter Sessel, in seiner Gestaltung noch einem altrömischen Curulstuhle ähnelnd, mit steilen Rück- und Armlehnen versehen, deren scharfe Kanten durch übergehängte Teppiche gemildert wurden. Auf dem Bretterboden davor befand sich ein niedriger Schemel zum Aufstützen der Füße.

In dem Armsessel saß ein alter Mann mit lang über die Brust herabreichendem Bart von so weißer Farbe wie die Schneedecke draußen auf dem

Domhof. Er trug geistliche Haustracht, einen bis auf die Füße niederfallenden dunkelvioletten Talar, den Oberkörper umgab eine verkürzte weitärmelige Alba und über diese schlang sich, seinen hohen Jahren gemäß, ein pelzgefüttertes Almutium, eng anschließender langer Schulterkragen mit einer auf den Rücken herabgeschlagenen Capuze. Den beinah völlig haarlosen Kopf hielt das rundliche Biret, ein wollenes Käppchen, erwärmt; die auf den Schemel gesetzten Füße ließen gleichfalls aus Wollenstoff angefertigte Strümpfe blicken, rothfarbig wie die eines Bischofs; Knöchelschuhe mit hoch übergeschlagenen Laschen bekundeten, daß der Träger der Wärme bedürftig sei. Auch die hageren, leicht blaufrostig gefärbten Hände sprachen das nämliche, doch aus dem faltigen Greisengesicht sahen noch lebendige Augen neben der starkgeprägten Nase hervor. Mit der Rechten hielt er ein beschriebenes Pergamentblatt, das er überlas, zwei andere lagen noch auf seinen Knien. Der Ausdruck seiner Züge gab zu erkennen, er sei gespannten Geistes und mit lebendiger Vorstellung bei dem von dem Schriftstück Mitgetheilten.

Das war der Dompropst Herbord, nicht wie fast sämmtliche Hildesheimer Stiftsherren aus rittersbürtig-edlem, sondern einem Dienstmannen-Geschlecht

entstammend. Doch seit bald einem halben Jahrhundert ging der Ruhm seiner Gelehrsamkeit unter deutschen und ausländischen Clerikern von Mund zu Mund; ihm hauptsächlich, als er ‚Scholaster‘ gewesen, verdankte die Domschule ihren weitreichenden Ruf. Noch nahm der Dompropst nicht die äußere hohe Rangstellung ein, wie in den folgenden Jahrhunderten, die ihn nah an den Bischof emporrückten, so daß er Erlasse als „Wir von der Gnade Gottes und des Apostolischen Stuhles“ ausfertigte, die Oberaufsicht über die Stadt, ihren Rath und ihre Gerichtsbarkeit ausübte und die Huldigung der Bewohner der ihm untergebenen ‚Neustadt Hildesheim‘ als seiner ‚getreuen Unterthanen‘ empfing. Als der Präpositus des Domcapitels indeß war er auch zur Zeit bereits ein großgebietender Herr; doch der Blick entnahm zweifellos aus dem Gesichtsgepräge des Dompropstes Herbord: nicht äußerliche Ehre und Machtbefugniß sei's, worauf er Gewicht lege. Das that sich auch in der prunklosen Einrichtung des Raumes kund, der ihm zugleich als Wohn- und Schlafgelaß diente.

Was er in der Hand hielt, war ein Brief, jedoch kein erst jetzt, sondern schon am Sommerausgang zu ihm gelangter, und er las ihn nicht zum erstenmal.

Aber er hatte ihn heut' Nachmittag wieder hervorgenommen und sich abermals drein vertieft; es bewies noch scharfsichtig guten Zustand seiner Augen, daß er die freilich sehr klare, feste Schrift bei dem sinkenden Licht zu unterscheiden vermochte. Das Schreiben war selbstverständlich in lateinischer Sprache abgefaßt, eine andere gab es unter den ‚Clerikern', dem Inbegriff aller Gelehrten und Gebildeten, nicht; nur das Volk — mannigfach allerdings auch die Ritter, selbst Grafen und Fürsten — redeten in deutscher Mundart. Doch in deutscher Uebertragung lautete der „an den hochehrwürdigsten und hochgelehrtesten Dompropst Herbord zu Hildesheim" gerichtete Brief, verkürzten Auszugs, der Hauptsache nach, folgendermaßen:

„So will ich Dir, dem getreuen Beschützer meiner Jugend, soweit die beständige Drängniß der Zeit und der Geschäfte es verstattet, des Wundergleichen einiges berichten, das ich in diesem Lande mit eigenen Augen angeschaut habe. Da Dir solche Mittheilung wohl zuvörderst von mir gebührt, der Du meines noch unerfahrenen und unbelehrten Geistes Bildner gewesen, gleichwie hier in der Vorzeit des großen Alterthums kunstverständiger Sinn aus dem rohen Geblöck des Marmors die unvergleichlichen Werke ge-

schaffen, jene göttlichen Gebilde von Menschenhand, deren Betrachtung uns noch heute durch die Hoheit wie den Liebreiz ihrer Formen in Entzückung versetzt. Und es hat nunmehr die allmächtige Hand Gottes zu so weiten Grenzen die kaiserliche Herrschaft ausgedehnt, daß sich uns bewahrheitet, was in der Epistel Sancti Pauli an die Korinther geschrieben steht: Wir sahen zuvor in der Schule nur vermittelst eines dunklen Wortes in einen Spiegel, jetzt aber nehmen wir gewahr von Angesicht zu Angesicht. Und es bedarf für euch nicht mehr dessen, daß ihr die Grenzen des Reiches überschreitet, noch den Bereich der Herrschaft des deutschen Volkes verlasset, um alles dasjenige zu erblicken, auf dessen Beschreibung die Dichter der alten Welt so viel an Zeit, Kunstfertigkeit und Mühe verwendet haben.

Es erlauben aber die Umstände mir nur, Dir quasi in lapide kundzuthun, daß ich nunmehr mit eigenen Augen alle die hochgerühmten Stätten angesehen, mit deren Schilderung und Preise Du ehemals die Phantasie meines kindlichen Geistes erfüllt hast. Im apulischen und calabrischen Lande den Olympus, Parnassus und den wunderthätig begeisternden Quell Hippokrene, die jetzt in unsern Tagen zum Zubehör des Deutschen Reiches geworden;

so auch der von mir aufgesuchte Palast des Königs Menelaus, aus dem einstmals Paris zu so großem Unheil die Helena geraubt. Ingleichen habe ich mit dem Segel die grausige Gefahr der Scylla und Charybdis durchkreuzt und hat das Schiff mich an der felsumbordeten Insel Scyrus vorübergetragen, wo vor Zeiten die göttliche Thetis ihren Sohn Achilles in Frauengewändern verborgen gehalten, um ihn vor seinem, ihm vom fato vorbestimmten frühzeitigen Tode zu bewahren. Auf Sicilien fand ich das schreckensvolle Labyrinth des Minotaurus, dessen Ueberreste dort heute mit dem Namen Tauromenium belegt werden; Du magst Dir vorstellen, Geliebtester in unserm allein wahren Herrn und Heiland, welcherlei Gefühle mich bei dem Anblick aller dieser größten Schauplätze der Menschengeschichte überwältigten. Auch traf ich auf Sicilien mit den Saracenen zusammen, die von Sancto Paulo Apostolo, als er an der Insel Malta Schiffbruch erlitten und dort, von einer Schlange gebissen, durch jene geheilt, bestens verpflegt und hoch verehrt worden, die vererbte Kraft überkommen, solo sputo, durch ein bloßes Anspeien mit dem Munde die giftigsten Thier zu tödten.

Was aber sage ich Dir von den Wunderwerken des Zauberers Virgilius, bei denen ich staunender

Ohr- und Augenzeuge gewesen? Denn es führte mich der Auftrag des kaiserlichen Herrn nach Neapolis, damit ich dort die Mauern, welche jener Philosoph begründet und aufgebaut, zerstören und umwerfen solle. Es würde uns dies nicht gelungen sein, da Virgilius in einer ampulla ein kleines Bildniß der Stadt verschlossen und die Wunderkraft hineingebannt hatte, daß sie das Mauerwerk unzerstörbar mache. Aber es war zum Glück durch das Alter ein Spliß in das Gefäß hineingerathen, dadurch der Zauber entwichen, und so ward es mir ermöglicht, den Befehl des Kaisers zu vollstrecken. Nicht des Wagnisses unterfangen jedoch habe ich mich, auch die porta ferrea umzustürzen, auf daß nicht die zahllosen Schlangen, die Virgilius unter sie festbeschworen, hervorbrächen und alle Lebendigen ringsumher vernichteten. Denn Entsetzen regend, habe ich die Macht seiner ars magica selbst erfahren und gesehen. Es liegen seine Gebeine zu Neapolis bewahrt in dem castello, das auf einem Felsgrund in's Meer hinausragt, rundum von den Wellen umflossen. Und da man sie an's Licht heraufhob, so daß die Luft sie berührte, verfinsterte sich alsogleich der helle Taghimmel zu Nacht und brach ein Sturm von ihm nieder, der das Meer vom Grund aufwühlte, die ganze Stadt zu verschlingen.

Und ward dieser einzig Rettung dadurch, daß man schleunig die Gebeine wieder in's lichtlose Dunkel zurückthat.

Viel Sonstiges noch an großem Zauberwerk des Virgilius habe ich mir vorweisen lassen. Die von ihm verfertigte broncene Stechmücke, mit welcher er alle Mücken aus der Stadt verscheucht, so daß in ganz Neapolis keine zu finden ist. Gleichfalls ein Roß aus Bronce, das jegliches Pferd dort vor dem Rückenbruch behütet. So hat er auch das Bildniß eines Schützen hergestellt, der nach dem Feuer ausspeienden mons Vesuvius zielend, im Begriff schien, einen Pfeil abzuschießen. Aber es rührte einmal ein Bauer in seiner rusticalen Dummheit an dem Bogen, so daß der Pfeil von der Senne wider den Kraterschlund des Unheilberges flog, und seitdem ergießt dieser wiederum oftmals seinen verheerenden Glutstrom über das Land. Insonders herrlich dagegen und zum Segen der Menschheit sind die Bäder zu Puteoli und Bajae, die Virgilius also eingerichtet, daß sie jegliche Krankheit heilen. Und Marmorbildnisse zeigen dort die Uebel an, von welchen Menschen nach der Zulassung Gottes befallen werden, doch zugleich die Heilbäder, die wieder von ihnen verhelfen.

Dieses aber schreibe ich nahe dem viele Meilen

weiten Ausflusse von schwarzen Schlacken, mit denen in alter Zeit die Schmiede des Vulcanus den mons Aetna überströmt hat, in dessen Herdasche ich selbst, bis an die Knie einsinkend, manche Stunden lang gewandert bin; doch ist sein Schlund in Ruhe versetzt worden, seitdem jene Saracenen seinem Flammenaufbruch den Schleier Sanctae Agathae entgegengehalten. Dagegen der mons Epomeus auf der Insel Pithecusa oder, wie sie von heutigen Bewohnern geheißen wird, Ischia, noch beständig Feuer auswirft, weil unanzweifelhaft festgestellt ist, daß sich in ihm der Zugang zur Hölle befindet. Eheu, es gelangt in das Land des allmächtig und unterlaßlos herrschenden Phöbus Apollo, wer gleich mir, dem Cajus Cäsar nachfolgend, den Fluß Rubicon überschritten und auf dem Schlachtfeld von Cannae in die Spuren getreten, welche der Carthager Hannibal dort hinterlassen an dem Tage, als er die römische Heermacht des Varro vernichtete. Und ich gedenke mit einer Wehmüthigkeit von diesem Sonnenparadiese Gottes und elysischem Gefilde Deiner bei der Vorstellung, unter welchem cimmerischen Grau des Himmels meine Epistel Dich antreffen wird, oder vielleicht dermaßen, daß Du mit Horatius Flaccus anhebst:

Vides ut alta stet nive candidus
Bructerus —“ [3])

So weit hatte der Dompropst Herbord den schon öfter gelesenen Brief heut' nochmals mit den leiblichen und geistigen Augen übergangen, doch nun war die Dämmerung zu tief geworden, und die Pergamentblätter auf die Knie niederlegend, lehnte er den Kopf zurück. So saß er, auf die Scheiben des kleinen Fensters hinblickend, einzelne Worte in lateinischer Sprache kamen ihm halblaut vom Mund:

„Lux cimmeria — Conradus — puer — discipulus — alumnus — juvenis. Vir praeclarissimus — episcopus — cancellarius imperialis.“ 4)

Sichtbar kennzeichnete es sich in den vom schneeweißen Bart umrahmten Zügen: eine Fülle der Erinnerungen und Gedanken drängte sich in dem Kopfe des Siebzigjährigen.

„Virgilius magus“ — überaus seltsam war's, wie der römische Dichter der Aeneis und der Bucolica zum größten Zauberer geworden. Doch es war so, Niemand auf der Erde ihm an geheimen Kräften gleichgekommen. Das wußte jeder auf gelehrten Schulen Gebildete im Abend- und Morgenland. Auch der Dompropst Herbord zweifelte nicht daran, doch eine solche Bestätigung dafür auf Pergament hatte er in seinem langen Leben noch nicht empfangen.

Jetzt sprach er einmal vor sich hin: „Cogitationis nimia ubertas — phantasia — Danaum donum.“ 5)

Auf was dies hinzielte, daß allzu lebhafte Einbildungskraft ein gefahrdrohendes Geschenk sei, ließ sich den zusammenhanglosen Worten nicht entnehmen. Ein Ton von draußen her klang in sie hinein, vom hohen Münsterthurm herab beginnendes Geläut. Die große Domglocke, Cantabona benannt, ward gezogen, deren Guß vor anderthalb Jahrhunderten der Bischof Azelin von dem trefflichsten Meister jener Zeit hatte vollführen lassen; ihre Schwester, gleichen Namens, berief im unweit am Weserfluß benachbarten uralten Kloster Corvey die Mönche zum Gebet. Dumpfmächtig durchdröhnten die metallenen Schläge den einbrechenden Winterabend; die magere Hand des Dompropstes machte das Kreuzzeichen über Gesicht und Brust, danach zog sie das pelzgefütterte Almutium fester um die Schultern zusammen. Ein Frösteln überlief den alten Scholaster, trotz dem lodernden Kaminfeuer drückte der Ostwind kühl anrührende Zugluft herein. Er warf jetzt einen Flockenschwall verklebend gegen die Fensterscheiben, deren Helligkeit beinah völlig auslosch. Nur ein matter Glimmer der Fraueneistafeln blieb, und durch den stillen Raum sang die Cantabona ihre Vesperhymne zu den schweigsamen Gedanken des Dompropstes Herbord.





II.

Der Morgen des Tags hatte noch mit heller Sonne begonnen und in der alten Kaiserpfalzstadt Goslar einen Wagen zur Abfahrt verleitet. Vom Süden her war am Abend zuvor ein kleiner Reitertrupp, der das Fuhrwerk und eine von zwei Maulthieren getragene, verschlossene Sänfte geleitet, dort eingetroffen und in dem zur Hildesheimer Diöcese gehörigen St. Petersstift eingekehrt. Doch nur drei von den Berittenen brachen am Vormittag wieder auf; der Deutung mannigfacher Himmelsanzeichen kundige Leute weissagten für den Weitergang des Tages übles Wetter, und der Führer des reisenden Zuges entschied sich daraufhin merklich in sorgsamer Behutsamkeit für das Zurückbleiben der Uebrigen. Er selbst aber setzte mit den beiden andern den Weg fort; der eine trug ritterliche Rüstung, der zweite

schlichtere eines Dienstknappen. Zeitweilig bekundete ein Erzgeklirr, auch ihr Gebieter trage ein Panzerkleid, und er hielt ein großes Schwert in der Scheide über den Sattelkrebs seines Rosses gelegt; doch nach außen umgab ihn völlig ein dicker, bis zu den Füßen hinabreichender Pelzmantel, und eine Pelzkappe bedeckte statt des Helms seinen Kopf. Trotzdem schien ihn zu frieren, wenigstens machte er manchmal eine schüttelnde Bewegung der Schultern.

Ein Mann gegen die Fünfzig war's, kräftig gebaut und über das Mittelmaß an Wuchs. Der Kopf nahm sich auf der Gestalt klein, fast zierlich aus, doch gab ihm die schmale, scharfgebogene Nase ein ausdrucksvolles Gepräge, unverkennbar von einer fremden, muthmaßlich slavischen Blutbeimischung aus dem sonst germanische Art darbietenden Gesicht redend. Auch die sehr klug blickenden, beweglichen Augen zeigten dunkler blaue Färbung als die zumeist im deutschen Land herkömmliche; hin und wieder konnte es erscheinen, als überfliege sie ein leicht goldbräunlicher Schimmer.

Er ritt hinter dem Wagen, auf den er fast ohne Abwenden den Blick mit einem sorglichen, beinah ängstlich-zärtlichen Ausdruck gerichtet hielt. Ein einfacher großer Bretterkarren war's, wie aus einem

Bauerngehöft, indeß mit den hohen Rädern von andrer Bauart als der im Norden bräuchlichen; darauf gelagert und sichtlich gegen das Aufstoßen des Fuhrwerks durch weiche Unterlagen geschützt, stand ein langer Holzkasten, an Umfang wie Gestaltung einem großen Sarge ähnelnd. Er mußte schweren Inhalt bergen, die kräftigen Pferde zogen auf dem allerdings schlechten und häufig steil bergan führenden Wege mühsam, wie wenn sie eine Last von edlen Metallbarren fortzubewegen hätten. Und von einem Gold- und Silberschatz schienen auch die wachsam hütenden Augen des Pelzträgers zu sprechen.

So ging der Zug langsam dem westlichen Nordrand des Harzgebirges oder, wie die Zeit dies hieß, der ‚Hart‘ entlang, dem Flüßchen Innerste zu, dann an dieser weiter auf der Straße, die von Goslar nach der Ortschaft Lutterum unter dem Barenberge führte; bis zum Nachteinbruch ließ das letztere sich erreichen. Ab und zu gewährten zur Rechten Einsenkungen des Thalgeländes Hinüberblicke nach einem langgestreckten, hochaufragenden und im Sonnenglanz weiß blitzenden Bergscheitel, und die Augen drauf zur Seite wendend, sprach der hinter dem Wagen Reitende einmal: „Eheu, der mons Bructerus im alten, doch stets wie neu angefertigten Hermelingewand. Es ist wohl zweifelhaft,

ob Ptolemäus von Alexandria in seiner Erdbeschreibung ihn unter dem verzeichneten Namen Melibocus begriffen hat. Wie wird er doch hier in der Mundart des Volkes benannt?"

Die Frage war an den Ritter gerichtet, der indeß keine Antwort wußte und nach dem Ausdruck seiner Miene auch keinerlei Vorstellung mit dem Namen Ptolemäus verband. Doch der Knappe erwiederte, den eisenbekappten Kopf umdrehend: „Sie heißen ihn den Brocken, Domine, und die Wolke, die von Aufgang her gegen ihn zieht, sagen sie, sei nichts Gutes."

„Brocken," wiederholte der Hörer, „mihi ex animo effluxit. Glaubst Du, daß diese Meinung des Volks sich von richtig angestellten Beobachtungen herschreibt? Es wird viel Thörichtes in der Welt behauptet, denn manche Leute giebt's, die sich dermaßen durch Einbildung betrügen, daß sie Dinge selbst gehört und angesehen zu haben vermeinen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen sind."

Die letztere Bemerkung galt wohl mehr den Ohren des ritterbürtigen Weggenossen, da sie bei dem andern in ihrer gewählten Sprache schwerlich auf ein Verständniß rechnen durfte. Der Brockengipfel aber machte eine Miene, als ob er die Anzweiflung der an

ihm gemachten Beobachtungen übel aufnehme. Oder vielmehr, er entzog sich fast jählings durch eine dunkle Tarnkappe dem Blick und stieß diese, sie riesenhaft ausdehnend, westwärts über alle niedrigeren Kuppen weiter und bis zu den Thälern hinunter. Beinah räthselhaft war's, wie plötzlich das heitere Sonnenlicht auslosch, doch erklärte sich's durch pfeifenden Wind, der im Nu die schweren Wolkenmassen aus Osten herübertrieb. Kurz streuten sie ein feines, weißes Staubgeflatter aus, wie stiebend in die Luft geblasenes Mehl, aber rasch verdichtete es sich, und große Flocken tanzten wirbelnd um die Köpfe der sich schüttelnden und schnaubenden Pferde.

Der ‚Domine' Angesprochene sagte: „Es verwundert sie, was das sein mag, sie wissen sich's aus ihrer Erfahrung nicht zu deuten. Doch nach ihrem Herkommen begrüßt uns die silva Hercynia" — er streckte die Hand unter dem Mantel vor, eine der breiten Flocken aufzufangen — „nives — Schnee — auch mich bedünkt es wie ein Gruß aus einem andern Leben. Als Knaben formten wir glebulas, Bälle, daraus und bewarfen uns mutuo damit. Aber gut gethan war's, unsre Sänfte in Goslar zurückzubelassen und sie nicht der Unbill des Hartwaldes auszusetzen."

Welche Bewandtniß es damit haben mochte, ging

nicht aus den Worten hervor, doch wenn der Inhalt der Sänfte es rathsam gemacht, ihn vor einer Schädigung durch rauhes Wetter zu behüten, so hatte die Vorsicht allerdings wohl die bessere Wahl getroffen. Das bestätigte immer deutlicher die Fortsetzung des Weges, die zu einem Kampf gegen den kaltschneidenden Wind wurde. Ihm gesellte sich der Schnee anfangs wie ein lustiger Spielgenoß, doch bald offenbarte er unter dem Getändel seiner hellen Unschuldsfarbe finsteren Ernst und lauernde Tücke. Wie mit tausend weißen, den Rücken auskrümmenden Katzen überwölbte er den Boden, schob sich hohlausgekehlt über Steilhänge und Lehnen vor, stürzte plötzlich, mit dumpfmattem Schall niederbrechend, aus der Höhe vor den erschreckten Pferden herab. Nur die Innerste zur Linken verschlang ihn; bisher von harmlosem Aussehen, wand sie sich jetzt einer schwarzen Schlange gleich unheimlich neben der Straße entlang. Sonst überall zudeckender, sich anstauender, dicht die Luft durchtaumelnder Schnee. Auf wenig Schritte entzog er Alles dem Blick, lähmte diesen zwiefach, wie mit einem nassen Flortuch die Augen verklebend. Mühsam und stumm bewegte der kleine Trupp sich weiter, noch langsamer und schwerfälliger drehten sich die verschneiten Radspeichen.

Dann kam zum Wind und Gestöber noch ein Drittes hinzu, etwas, von dem das Wort umging, es sei keines Menschen Freund. Das weit über die Landschaft hingespreitete Leichentuch verlor allmählich mehr und mehr die von ihm ausstrahlende Helligkeit, färbte sich stumpfer und matter. Es war die Stunde, in der drüben, um einige Meilen nach Norden, der Dompropst Herbord die nicht länger unterscheidbare Schrift auf den Pergamentblättern niederlegte und die Glocke Cantabona den Nachtbeginn verkündigte.

Dort unter gutem Dach am wärmenden Feuer war's besser als hier in eisigem Schneesturm und schutzloser Oede. Das Fuhrwerk stockte, der bäuerische Kutscher, ein ‚Late', ein Höriger des St. Petersstifts in Goslar, wendete sich um und sagte zaghaft: „Es ist zu schwer, Herr, sie bringen's nicht durch."

Gebietend flog ihm kurze Antwort entgegen: „Vorwärts", seine Peitsche klitschte, und keuchend zogen die Pferde wieder an. Doch nicht mehr zu erkennen blieb's, ob der Wagen noch einen Weg unter sich habe, hohe, schwarze Fichten drängten sich, dem letzten Dämmerlicht den Zugang sperrend, umher; unsichtbar stoben laut krächzende Raben von ihnen auf und schüttelten die Schneelast der Zweige in Staubwolken auf die Köpfe der Reiter herunter. Der

'Herr' fragte: „Wie weit sind wir noch von Lutterum?"

„Ich weiß es nicht, Domine," erwiederte der Ritter, „aber ich glaube auch —"

„Was?"

„Euer Leben ist kostbarer als der Schatz in der Lade. Wir müssen den Wagen zurücklassen und suchen, Dach und Unterkunft für die Nacht zu finden."

„Nox imminet[6]) — gebrauch' die Geisel!"

Aber es half nicht mehr, die Räder staken, bis zur Nabe eingesunken, in einer hohen Schneewehe fest, und der Kutscher stotterte: „Es ist umsonst, Herr, sie können nicht."

Wie ein schnarrendes Hohnlachen klang drüben das Rabengeschrei, doch plötzlich jetzt abbrechend und verstummend; in flügelrauschendem Geflatter stoben sie erschreckt auseinander. Seitwärts her schwankte ein Lichtgeflacker durch die Stämme, hier und dort rothe Streifen über die weiße Bodendecke werfend, und aus einem halben Dutzend kraftvoller Kehlen erscholl ein lauter Gesang:

„Mihi cordis gravitas
Res videtur gravis —"[7])

Ein unerwarteter greller Gegensatz zum bisherigen Dunkel und der nur vom Windgeheul durchbrausten

Nachtstille war's, und dem Herrn im Pelzmantel flog freudigen Tons vom Mund: „Vagantium carmen — clerici — huc adite!“ 8)

Da brachen die Angerufenen, den weiß zugedeckten Reiter lachend in lateinischer Sprache: „Ein Schneemann — ein Schneemann!“ begrüßend, mit lodernden Harzfackeln in den Händen zwischen den Fichten hervor, junge kräftige Burschen von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, mit sorglos-kecken, zum Theil ziemlich verwilderten Gesichtern; man sah, das lebendig rollende Blut in ihren Körpern machte sich aus der Kälte und dem Flockenschwall nichts. Goliarden, Scholaren, Vaganten, fahrende Cleriker waren's, wie sie im Reich zu Tausenden alle Gaue durchzogen, von Ort zu Ort, Hochschule zu Hochschule, Kloster zu Kloster, allerorten überlieferte und umgedichtete oder von ihnen selbst neu verfaßte lateinische Reimlieder singend, Geld und Kleidung, Unterkunft, Kost und Trunk dafür empfangend. Von geistlichem Wesen trugen sie blutwenig an sich, mit Ausnahme der aus mönchsartigen, doch nur halblangen, von einem Lederriemen gegürteten Aermelkutten bestehenden Kleidung; wollene, eng anschließende Beinlinge, Hosen und Strumpf in Einem, sahen darunter hervor, über die Köpfe mit langem Haar schlug sich vom Rücken aus

eine Capuze hervor. Unbedeckt zeigten ihre Scheitel noch nichts von der ‚priesterlichen Krone‘ der Tonsur, doch rechneten sie sich zum Clerus und wurden von ihm als Zugehörige betrachtet. So fühlten sie sich als Mitglieder einer höheren Menschenklasse, des obersten Standes, gegenüber dem von ihnen gering und niedrig geschätzten der Laien, zu denen sie in einem nicht selten feindseligen Gegensatz standen und von welchen eine tiefe Kluft sie abtrennte. Allein die Cleriker besaßen gelehrtes Wissen und genaue Kenntniß der lateinischen Sprache; die große Mehrzahl selbst der Ritter, sogar Grafen und Fürsten vermochten häufig nicht zu schreiben und zu lesen. In allen christlichen Ländern genossen die wandernden Scholaren gleiche Vorrechte, ihnen vom Oberhaupt der Kirche wie von den weltlichen Machthabern zugesprochen; im Reich hatte vor einem Menschenalter der Kaiser Friedrich ihnen auf einem Reichstag im Dienst der Wissenschaften das Privilegium freier Fahrt durch alle Lande bestätigt. Die deutsche Sprache verachtend, dichteten sie ausschließlich in lateinischer, hauptsächlich Trink- und Spiellieder, weniger Liebesgedichte, doch wenn solche, als Widerspiel zu den überzarten, höfischen Weisen der ritterlichen Minnesänger, zumeist von derber Natürlichkeit und unver-

schleiertem grobsinnlichem Trachten. Ihr Name ‚Goliarden‘, den sie selbst sich am liebsten beilegten, stammte, seinem Ursprung nach nicht mehr deutlich erklärbar, aus Frankreich her, von einem Goliardus oder Golias, den sie als ihren Pontifex betrachteten und dessen filii et discipuli sie sich benannten. In wilder Jugendlust und unbändigem Jugendtrotz richteten sie ihre klingenden Angriffe gegen Alles, mit einziger Ausnahme der dogmatischen Grundfundamente und Ordnungen der Kirche; doch nicht minder als die Weltlichkeit überschüttete ihr ätzender Spott die Geistlichkeit, von den Mönchen und Pfaffen bis zu den Bischöfen und dem Papst selbst hinauf. Ihre carmina und moduli [9]) zielten auf Besserung und Ausrottung alles Faulenden, Verdorbenen der weltlichen und geistlichen Herrschaft, maßten sich Urtheilsfällungen von Sittenrichtern an, zu denen die große Mehrzahl der ‚Vaganten‘ durch ihre eigenen Sitten schwerlich mit Recht berufen war. Doch sie bildeten grade durch ihr Wanderleben, das sie überall hin führte, eine Macht, übten ein gleiches Gewerbe bei dem Clerus aus, wie die deutschsingenden Spielleute auf den Ritterburgen und unter den Bürgern der Städte. Von Ort zu Ort trugen sie Botschaften und Neuigkeiten, die ohne ihre Vermittlung endloser Zeit

bedurft hätten, um hin und wider zu gelangen; meistens vielleicht mehr gefürchtet als geliebt, wurden sie doch als willkommene Gäste erwartet und bei ihrem Auftauchen mit Spannung empfangen. Selbstverständlich nur von den Clerikern, die Laien verstanden ihre Sprache nicht und waren ihnen aus triftigen Gründen selten freundlich gesinnt. Dies Verhältniß sprach eine Inschrift an der St. Martinskirche in Worms mit unbemäntelten Worten aus:

'Cum mare siccatur et daemon ad astra levatur,
Tunc primo laicus fit clero fidus amicus.'[10])

Nun fügte der Befehlshaber des im Schnee stockenden kleinen Wagengeleits in lateinischer Sprache seinem ersten Rufe nach: „Ihr kommt zu rechter Zeit, Söhne des Golias." Darauf erwiederte der herangekommene Schwarm wie mit einer Stimme: „Salve! Salvus sis! Te salutamus, Domine!"[11]) Sprache und Anrede gab ihnen zu erkennen, sie hätten's mit einem Cleriker, in gewisser Weise einem der Ihrigen zu thun; ihr Wortführer, ein hochwüchsiger junger Gesell mit lebendig blitzenden Augensternen zur Rechten und Linken einer Habichtsnase, trat vor und versetzte auf lateinisch, wie die Zwiesprache jetzt weitergeführt wurde: „Was wünschest Du von den Söhnen des Golias, Domine?"

„Daß ihre Arme den Pferden helfen, meinen Wagen durch den Schneehaufen zu schaffen.“

„Ist's der Anstrengung werth? Dein Fuhrwerk bedünkt mich nicht über die Maßen kostbar.“

„Nasutus es!“

Das rief ein Gelächter der Vaganten wach, denn doppeldeutig war's, benannte ihn nach Wahl großnasig oder naseweis. Offenbar besaß der Sprecher eine behende Zunge, und es machte ihm Spaß, sie dem Scholar gegenüber zu gebrauchen. Doch er setzte hinzu: „Ein guter Nachttrunk ist wohl einer Mühe werth, denke ich, sonst müßten die Goliarden sich seit meiner Zeit zu Wasserliebhabern bekehrt haben. Vermuthlich seid ihr bewandert hier. Wo finden wir das nächste Dach?“

„Bis zum monasterio Ringelheimensi [12]) ist's eine Viertelstunde.“

„Optime. Also dorthin. Greift an und zeigt den Weg!“

Indeß der ‚Nasutus‘ zögerte noch. „Da giebt's keinen Trunk für uns. Der filzige Abbas hält das Thor geschlossen und läßt uns bei Nacht nicht hinein.“

„Du bist überklug, mein Sohn, die geistliche Jugend soll gläubiger sein. Ich trage den Schlüssel zum Thor in der Tasche, und ihr werdet nicht verdursten.“

„Bist Du Petrus im Pelz?“ Keck flog's dem Antwortenden heraus; doch zu seinen wieder unbändig lachenden Genossen sich umkehrend, fragte er: „Habt ihr den rechten Glauben?“

„Habemus!“ [13]) riefen sie im Chor, zugleich von allen Seiten Hand an die Räderspeichen legend. Rüstige Arme waren's, der Kutscher schlug auf die Pferde, und der Wagen rührte sich. Die Goliarden stimmten an:

„Papae vox est dulcis et unica,
Papa novit jucunda cantica,
Papam amat turba scholastica,
Papae numi dentur et reliqua —“ [14])

Ein allgemein verbreiteter ‚ludus‘ war's, die Singweise eines Dichters aus der Mitte des Jahrhunderts, der sich Hilarius benannt hatte, und der ‚Papa‘ war ursprünglich wohl mit dem Golias identisch, ein von der Vorstellung geschaffener Vagantenvater und -Patron; doch hier galt die Bezeichnung unverkennbar dem Fremden, dessen Stimme den fahrenden Scholaren lieblich klang und von dessen lohnender Freigebigkeit sie einen erfreulichen Abend erwarteten. Die Räder knackten, knarrten und drehten sich, noch ein Ruck und Schub, sie hatten die dicke Schneewehe überwunden und rollten weiter. Mit den windschweifen-

den Fackeln den Weg erhellend, zogen die Goliarden dem Wagen vorauf und sangen:

„Meum est propositum in taberna mori.
Vinum super omnia bonum diligamus,
Nam purgantur viscera dum vinum potamus.
Magis quam ecclesiam diligo tabernam.“ [15])

Ein huschendes Spiel ging dazu um den feingeschnittenen Mund des ‚Petrus im Pelz‘, als ob ihm das Gedächtniß an fern abgeschwundene Tage geweckt werde. Oefter wiederholten sich die Schneeanstauungen, nöthigten die Beihelfer, auf's neue mit den kräftigen Händen in die Räder zu fassen; danach setzten sie ihren Gesang fort:

„Potatores singuli sunt omnes benigni,
Tam senes quam juvenes; in aeterno igni
Cruciantur rustici, qui non sunt tam digni,
Quod bibisse noverint bonum vinum vini.“ [16])

Hörbar richteten auf den guten Wein sich alle Gedanken voraus, und nun stieg nah aus der weißen Blache etwas Dunkel-Hohes auf. Schweigsam breithingedehnt lag es da, die feste Umgürtungsmauer des Klosters Ringelheim; ohne Laut und Lichtschein, das Leben in ihm hielt sich nach innen gekehrt. Doch auf das Dröhnen des erzenen Thorklopfers an der schweren Eichenbohle schlug drinnen Rüdengebell an, ein Wächter kam, mißtrauischen Blickes durch ein

kleines Gitterloch hinausspähend. Die draußen Harrenden gefielen seiner Musterung nicht, kurz herrschte er sie an: „Sucht andre Unterkunft, bei Nacht kommt Niemand herein.“ Aber der gegenwärtige ‚Papa‘ der Goliarden heischte in gebietendem Ton zurück: „Berufe Deinen Abt Alexander, ob er uns nicht öffnet.“ Einige Weile verging, dann klang durch's Gitter eine andre unmuthige Stimme: „Wer seid ihr und was sucht ihr im Kloster zur Nachtzeit?“ Doch der Fragsteller brach plötzlich ab: „Pro Dei fidem! Trügen die Augen mich? Macht eilig das Thor auf!“ Und während dies sich in den knarrenden Angeln drehte, rief er den hinter seinem Rücken herandrängenden Mönchen zu: „Hohe Gnade widerfährt unserm armen Kloster in dieser Nacht! Eilet herbei, ihr Brüder, und empfanget den hochwürdigsten Herrn Bischof Conradus, cancellarius imperialis der Kaiserlichen Majestät!“

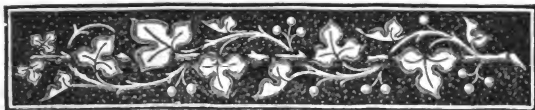
Das gab große Augen rundum im fackelhellen Kreis, am meisten bei den Vaganten, die verdutzt standen und mit etwas ungewiß-scheuen Blicken den mächtigen Herrn bemaßen; sie hatten sich doch wohl allzu starke Freiheit gegen ihn herausgenommen und ihre Hülfsleistung mit mancherlei für bischöfliche Ohren anstößigem Gesang begleitet. Allein der Mienenausdruck Konrads von Querfurt ließ nichts

von einer Mißbilligung erkennen, liebenswürdig entgegnete er auf den hocherstaunten, ein wenig unbehagliches Gefühl nicht ganz verdeckenden Ausruf des Abtes in lateinischer Sprache: „Ja, wir brechen ein wie der Wolf in der Nacht, theurer Bruder, doch erschrick nicht, denn uns führt nicht Absicht, unversehens über die frommen Lämmer Deiner Hürde herzufallen, sondern wir kommen als Nothdürftige, die sich dankbar mit einem Streulager und dem Geringsten an Speise und Trank genügen lassen. Das bitten wir Dich, auch unsrer jungen Hülfsmannschaft hier zu gewähren, die der Himmel und die oberen Götter uns in der Wildniß des hercynischen Waldes zum Beistand gesendet. Denn es spricht Terenz, den unsre gelehrte Schwester drüben im monasterio Gandersheim ehemals so nach Verdienst geschätzt hat: Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Dem guten Spruche gemäß aber empfinde ich in meinem eigenen Innern, wonach dasjenige dieser jungen Zukunftsstützen unsrer heiligen Kirche gegenwärtig ein nicht unberechtigtes Begehren hegt. Und so laß uns unter dem Segen des Allgütigen, der sich der Darbenden erbarmt, in Dein armes Kloster eingehen, geliebtester Bruder."

Das äußerte Bischof Konrad von Hildesheim, der kaiserliche Kanzler, in einer klassischen Sprachvoll-

endung, an der selbst Marcus Tullius Cicero als Zuhörer nichts auszusetzen vermocht hätte, und ein leichtes Lächeln umspielte ihm nur bei den Schlußworten die Lippen unter den auf die wohlausgerundete Leiblichkeit des Abtes Alexander gerichteten Augen. Die Züge des letzteren glätteten sich sichtlich von einer Beruhigung aus, der Schreck, der ihn bei'm ersten Erkennen des späten Ankömmlings überlaufen, fiel von ihm ab; es war kein Wolf, den der Zweck eines spähenden Umwitterns in's Kloster hergeführt. Mit beflissener Hand half er seinem Oberhirten aus den Stegreifen, doch dieser bedurfte keiner wirklichen Beihülfe, sondern schwang sich trotz dem schleppenden Mantel mit der Gewandtheit eines jugendlichen Reitersmannes vom Sattel. Sorglich nahm er selbst noch in Augenschein, daß nach seiner Anordnung der Wagen mit der langen Holzlade unter das sichere Schutzdach einer Heuscheuer gebracht wurde, dann schritt er, merkbar von Verlangen nach wohlthätiger Erwärmung getrieben, eilfertig an der Seite des Abtes der inneren Klosterthür zu, und hinterdrein folgten zwischen den braunbekutteten Mönchen wider ihren Brauch mit noch verstummten Zungen die Goliarden.





III.

Das Kloster Ringelheim, wahrscheinlich von einem Enkel des vermittelst Feuer und Schwert durch Karl den Großen von den Vorzügen des Christenthums überzeugten Sachsenherzogs Widukind zu Ehren der heiligen Märtyrer Abdon und Sennes begründet, erfreute sich trotzdem seit seinem Bestand keines Rufes übermäßiger Heiligkeit. Es hatte seinen Beginn als Nonnenstift genommen und diesem Beruf ungefähr bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts weiter gedient, um welche Zeit der Papst Eugenius III. im Verein mit dem Hildesheimer Bischof Bruno zu der Einsicht gelangt war, daß die geistlichen Jungfrauen als Inhaberinnen der frommen Behausung dem Ruhm der Kirche nicht besonders förderlich seien. Sie boten, je nach der Betrachtungsweise, zu wenig oder zu viel Aehnlichkeit mit den alt-

römischen Behüterinnen des heiligen Feuers im Vesta-tempel, und da sie solche obendrein nicht in den mild zudeckenden Mantel der Nacht hüllten, sondern deutlich an den Tag legten, entstand ein offenkundiges, nach der Vorschrift des Evangeliums nicht zu duldendes Aergerniß. Dies erhöhten die Schwestern noch dadurch, daß sie sich nicht, ihrem Geschlecht gemäß, als sanfte Lämmer, vielmehr gegen ihre Naturanlage als streitbare Böcke erwiesen, dem Ausweisungsgebot ihrer Oberhirten leiblichen Widerstand entgegensetzten und schließlich unter Anwendung von Gewalt von ihrem paradiesischen Weidefelde vertrieben werden mußten. Statt ihrer zogen unter dem Abt Rüdiger Nacheiferer des heiligen Benedictus von Nursia in die wohnlichen Räume ein, besserten die bei dem Kampf wider die christlichen Amazonen ziemlich geschädigte Gürtelmauer aus, nahmen das Klostergut von erfreulich zahlreichen Höfen, Hufen, Hausstellen und Mühlen in Besitz und hielten mit strenger Gewissenhaftigkeit die Ordensregel ihres Stifters inne, die eine allzugroße Enthaltsamkeit in Bezug auf Kleidung, Leibespflege und Lebensführung, als dem göttlichen Willen zuwiderlaufend, verbot. Weiter, als daß diese Vorschrift treulich befolgt werde, vernahm man seit bald einem halben Jahrhundert über den

nächsten Umkreis hinaus in der Welt kaum etwas von dem Kloster Ringelheim am Nordrand des Hartwaldes; friedfertig-genügsamen Sinnes betheiligte es sich nicht an unchristlicher Habgier und Händeln der Zeit, sondern barg sich in seiner abgelegenen Stille mit einer ruhigen, gewissermaßen satten Befriedigung, der Güte des Schöpfers tägliche Lobgesänge darbringend und nichts Weiteres, Unbescheidenes von ihr erbittend als eine gleichmäßige Fortdauer dieses alles Aufsehen meidenden Zustandes. Und es ließ sich rühmlich sagen, daß die Mehrzahl der Klöster im Reich sich eines frommen Wetteifers mit den Hirtenstab-Untergebenen des Abtes Alexander befleißigte.

Behaglich aber saß es sich in dem wohlerwärmten großen, von breiten Pfeilern getragenen Refectorium, absonderlich in solcher Nacht, wo draußen Wodan mit langem weißen Bart, wilden Athem ausstoßend, über Berge und Thäler fuhr. Der weite, gewölbte Raum strahlte von ungewöhnlicher Helligkeit, außer den an den Wänden brennenden Pechpfannen waren in blinkenden Leuchtern aus Gelbguß dicke Wachskerzen angezündet, zwar eigentlich nur für gottesdienstliche Handlungen bestimmt und geweiht, doch der hohe Nachtgast befand sich hier als irdischer Statthalter

Gottes im Bisthum Hildesheim, und so erschien's wohl nicht nur verstattet, auch geboten, ihm die gleichen Ehren zu erweisen. Danach trachteten merklich auch die aufgetragenen Speisen, unter denen der lange Tisch fast zusammenzubrechen drohte: helle Weizenbrote statt der üblichen aus dunklem Roggenmehl, gebratenes Lammfleisch und geräucherter Schweinsschinken, Erbsen und Bohnen in dampfenden Schüsseln, gleichfalls geräucherte Aale aus der Innerste, Hechte und Karpfen aus den Klosterteichen, gesottene Eier, frisch duftender Anke und mächtige Käselaibe. Vor jedem Sitz stand ein Zinnbecher für die irdenen Methkrüge, dazwischen Erzkannen mit Wein von den Klosterrebgütern am Rhein und Untermain; neben dem Teller des Bischofs Konrad jedoch funkelten ein schwervergoldeter Pokal und ein Henkelgefäß aus getriebenem Silber. Ihm ward ein gebratener Rehrücken aufgetischt, und an der Seite seines Löffels und Messers lag ein weißes Linnentuch, zum Säubern der Hände nach dem Zugreifen mit den Fingern bestimmt, denn Gabelzinken kannte die Zeit noch nicht. Ein eigenthümliches stummes Glimmern ging durch die Augen der frommen Brüder bei Uebermusterung der langen Tafel; der hohe Ehrengast saß im Lehnsessel zwischen dem Abt

und dem Pater Guardian. Seitwärts an der Wand stand ein kleinerer Tisch unter dem Vorsitz des Pater Kellermeisters für die abendlichen Beihelfer und Schützlinge des Kanzlers gedeckt; die Vaganten griffen der ungewohnt leckeren Kost und nicht minder den stets wieder nachgefüllten Kannen tüchtig zu, allein sie redeten nur gedämpft, halbflüsternd untereinander. So wohlig ihnen auch sonst hier zu Muth sein mochte, auf ihren Zungen lag doch noch eine gewisse fesselnde Schwere; ihre Blicke gingen nach dem Sitz des geistlichen Oberherrn und kaiserlichen Rathes hinüber, und ihre Ohren horchten gespannt auf die aus seinem Munde fließenden Worte. Kein anderes selbstverständlich als in lateinischer Sprache durchklang das Refectorium; einzig der neben dem Begleitritter des Bischofs sitzende Mönch richtete, der ungelehrten Bildungsstufe des Zuhörers gemäß, ab und zu an ihn eine kurze deutsche Anrede.

Die Zurüstung der Tafel stand in einem augenfälligen Gegensatz zu der vom Abt Alexander bei'm Empfang bekundeten und betonten Armuth des Klosters Ringelheim, doch Konrad von Querfurt äußerte keinerlei Verwunderung darüber offenbarende Frage. Nur dankbarer Anerkennung der ihm dargebotenen Bewirthung gab er einigemal Ausdruck,

legte von den für ihn hingestellten Schüsseln eigenhändig seinen beiden Nachbarn ausgesuchte Bissen mit auf die Teller und äußerte unter freundlichem Lächeln dazu: „Mens sana permanet in corpore sano,[17]) redet der weise Juvenalis, und zu gleichem ermahnt die Heilige Schrift, daß wir die Dienstleistungen unseres Körpers nicht außer Acht lassen, damit er uns das köstliche Gut unserer Seele in Kraft und Gesundheit erhalte. Esset und trinket drum, meine Geliebten, von den trefflichen Gottesgaben, die eure bedachtsame Gastfreundschaft mir über euer zeitliches Vermögen hinaus gespendet hat, und entschlagt euch an diesem Abend der bescheidenen Mäßigkeit, zu der euch sonst eure weltlichen Umstände verhalten. Solltet ihr euch aber etwa in eurem Gewissen durch solch' ungewohntes Thun beschwert fühlen, so ertheile ich euch kraft meiner Befugniß Dispens, und ihr werdet tröstlich erfahren, daß dieser von eurer Nachtruhe jede Unerquicklichkeit fernhält."

Heiter, leichthin vom Munde kommend, klang's, nur bisweilen konnte ein Gefühl anrühren, als seien einige Worte merkwürdig doppeldeutbar gewählt, doch nicht mit hämisch versteckter Absicht, sondern lediglich zur eigenen Belustigung des überaus zungengewandten Sprechers. Schwer unterscheidbar

aber war es zumeist, ob der Bischof oder der Kanzler des kaiserlichen Hofes rede, wenigstens zu Anfang der Mahlzeit; dann indeß, mit dem häufigeren Ausleeren des Pokals, gewann der letztere die Oberhand, oder vielmehr noch ein Dritter, ein ‚Vielgewanderter, welcher vielerlei Städte der Menschen gesehn'. Dieser Beginn der Ilias des Homer war freilich allen Insassen des Refectoriums, auch Konrad von Querfurt, unbekannt, ein allgemein geltender Spruch sagte: ‚Graeca sunt, non leguntur', [18]) und die Kenntniß griechischer Dichtung erstreckte sich auch bei den Clerikern nur auf das, was in lateinischer Uebertragung erhalten geblieben. Von einem ‚Odysseus' hätte Niemand gewußt, wer damit gemeint sei, doch der ‚kluge Ulysses' klang aus dem großen Epos des Virgilius jedem Ohr vertraut; viele Hunderte von Mönchshänden im Reich und muthmaßlich auch mehr als eine im Kloster Ringelheim beschäftigten sich mit kunstfertiger Abschrift der Aeneis, dem am höchsten verehrten und meistgelesenen Lieblingsbuch der Zeit. Als ein neuer Ulysses aber saß der cancellarius imperialis heute Abend hier, der an den klassischen Stätten des fernen Südens mit eigenen Augen all' die Wunder gesehen, von denen die alte Dichtung berichtete. Zum Leckerbissen war eine kleine Schüssel

mit heimischen Krebsen vor ihn hingestellt worden, und die rothen Schalen aufbrechend, erzählte er von wohl zwanzigmal so großen felsenhart gepanzerten Wasserthieren, welche in Neapel und Palermo von den Fischern aus dem mari nostro heraufgeholt und zu Markt gebracht wurden. Doch war der Fang dieser Geschöpfe mit großer Gefahr verbunden, denn sie besaßen so furchtbare Scheeren, ähnlich den Zangen des Vulcanus, daß sie mit ihnen eine packende Hand wie einen Strohhalm vom Arm abzuschneiden vermochten. Geringfügig indeß immer noch blieb solche Gefährdung gegen das, was den Schiffern von einem andern Ungeheuer der Meerestiefe, dem Polypus, drohte. Der konnte mit seinem Körper den Umfang des Refectoriums erreichen, ruderte aus dem nächtigen Abgrund herauf und klammerte seine hundert schlangenhaften Beine um das ganze Fahrzeug. Dann griff er über dessen Rand mit einigen seiner schrecklichen Saugrohrtatzen, umschlang nacheinander die angstgelähmten Schiffsinsassen, zog sie zu sich herab und sog ihnen bis zum letzten Tropfen das Blut aus den Körpern. So hatten die Polypen in alter Zeit schon die gesammte Mannschaft von römischen Biremen und Triremen verschlungen. Der Erzähler selbst war einmal nahe der Insel Lipara nur durch Anrufung des

dort hausenden Aeolus und der weißarmigen Leukothea im letzten Augenblick vor dem tödtlichen Verderben gerettet worden. Hülfreich hatte sie ihm ihren Schleier zugeworfen, zu dessen Aufblähung der Windgott einen seiner stärksten Söhne entsendet, so daß sich das Schiff in fortrasender Flucht noch eben der hundertfältigen Beinumstrickung des Scheusals zu entreißen vermocht. Doch oftmals traf man, von den Wellen geschaukelt, leertreibende Boote an, deren unglückliche Führer dem Polypus zu grausenhaftem Opfer gefallen.

Wie im königlichen Saal der Dido zu Carthago war's, als Aeneas den Untergang der Stadt des Priamus geschildert, lautlos hing jedes Ohr im Refectorium an den Berichten der Erlebnisse des neuen Ulysses. Manchmal fuhr durch die Schlote der beiden großen Kamine mit bald heulendem, bald feinstimmig pfeifendem Ton der nordische Decemberwind herunter und stieß über die niederschweifenden Flammen der Buchenscheite Rauch herein, der da und dort als ein kleines hutförmiges Wölkchen um die Kerzen tanzte. Dann murmelte der Pater Guardian wohl vor sich hin: „Wodan jagt draußen über's Dach," und einmal, die Hand zum Deuten ausstreckend, sagte er: „Siehe den Hut, hochwürdigster Herr, Hans Hö-

decke ist's, der hereingekommen, um auch Deinen Reden zuzuhören." Das war ein winziger Bergkobold im Gebiet des Hartwaldes, von dem die Volkskunde Zahlloses berichtete, bald Gutes oder harmlos Neckisches, bald schadenfroh Heimtückisches, Ränkevolles und Böses. Er selbst blieb stets unsichtbar, man gewahrte mit den Augen einzig seinen wie Herbstspinnweb im Windzug leis vorbeischwebenden kleinen Bauernhut, nach welchem er den Namen Hans Hödecke, Hans Hütchen, empfangen hatte. Diese Kopfbedeckung des unsichtbaren Unholdes aber hatte jeder im Leben schon zu öfteren Malen an sich vorüberwehn sehen, am häufigsten auf der Hildesheimischen Bergveste Winzenburg, wo er seinen Lieblingswohnsitz hatte und trotz seinen sonst vielfältigen argen Bubenstücken als ein Schutzgeist der Burg betrachtet wurde. Das Bisthum verdankte ihm sogar den Besitz der Veste, denn als ihr letzter Graf im Anfang des Jahrhunderts plötzlich bei Nacht ermordet worden, war Hans Hödecke blitzschnell über den Rennsteig nach Hildesheim an das Lager des Bischofs Bernhard geflogen, ihn weckend: „Plattner, stah up, de Winzenborg is ledig!" Und der ‚Plattner', der mit der Tonsurplatte, war schleunigst um Mitternacht bei Sturm, Donner und Blitz mit seinen Wehrmannen

ausgezogen und einem anrückenden räuberischen Haufen zuvorgekommen, sich der wichtigen Veste für das Bisthum zu versichern.

Doch bei der deutenden Bemerkung des Paters Guardian richtete Konrad von Querfurt ihm jetzt einen mißbilligenden Blick zu, und hörbar war's der Bischof, der erwiederte: „Ich entsinne mich, daß ich als Knabe auf der Domschule aus dem Munde des unwissenden Volkes von dem heidnischen Gotte Wodan und auch dem Kobold nomine Hödecke Rede vernommen habe. Aber das sind Ausgeburten einer ungezügelten Einbildungskraft, lieber Bruder, die man dem rohen Haufen der Laien nachsehen mag, doch an einer Wohnstätte der gelehrten Bildung nicht anzutreffen erwartet. Und es geziemt wohl am wenigsten in einem christlichen Kloster, unbedacht dem Irrwahn Vorschub zu leisten, als könne es außer der Allmacht Gottes und seiner Heiligen mit übernatürlichen Kräften ausgerüstete Wesen geben, aus eigener Art befähigt, den Gläubigen zu nützen oder zu schaden. Solche verbreitete Annahme in diesem Lande entspringt allein der gleich einem Irrlicht vom Wege richtiger Erkenntniß abführenden Phantasie, vor welcher die Hirten vornehmlich berufen sind, ihre Herde zu behüten."

Ein wenn auch in mildem Ton ertheilter bischöflicher Verweis hatte in den Worten gelegen, doch der Sprecher lenkte, seinen Pokal leerend, von der Abschweifung heiter in die kurz zuvor verlassene Bahn seiner Erzählung zurück, und den staunenden Hörern entrollte sich ein anschauliches Bild der zahllosen Wunderwerke, die der mächtige Zauberer Virgilius vor allem in der Stadt Neapolis, der Stätte seiner Beerdigung im Monte Pausilipo, hinterlassen. Der römische Dichter war, wie der Anfang seiner vierten Ekloge kundgab, Johannes dem Täufer ähnlich, ein Vorbote Christi gewesen, da er in jener mit einer messianischen Weissagung auf das nahe bevorstehende Kommen des Heilandes hingewiesen hatte. Das wußte jeder Cleriker in ganz Europa, als ein Verkündiger der christlichen Lehre und alleiniger Verfechter ihrer Wahrheit unter den römischen Heiden hatte er dagestanden; davon stammte die ihm verliehene Zaubermacht, fromme Pilger wallfahrteten zu seinem Grabe, und Gläubige in allen Ländern benutzten gleich der Heiligen Schrift seine Gedichte zur Schicksalsbefragung, indem sie, auf's Gerathewohl mit der Hand zwischen die Blätter greifend, die aufgeschlagenen Verse als Orakelsprüche deuteten. Aber von solchen gewaltigen, durch Kräfte übernatürlicher Art be-

wirkten Zauberthaten des Virgilius, wie von den Hülfsleistungen der alten klassischen Meer- und Luftgottheiten, erfuhren die Hörer im Kloster Ringelheim Genaueres doch heute Abend zum erstenmal, und jedenfalls schwand dagegen Alles, was das unwissende Volk in den nordischen Wäldern umgehenden Vorzeitsgeistern an Macht beimaß, als nichtsbedeutend zusammen. Ganz abgesehen davon, daß die letzteren etwas nicht Vorhandenes und niemals Gewesenes, nur vernunftwidrige Hirngespinste und Geschöpfe verwerflichen Aberglaubens waren.

Nun einmal war's zweifellos der kaiserliche Kanzler, dessen Stimme durch den weiten Raum klang, die gottverliehene unbezwingliche Festigkeit darstellte, mit welcher der jugendliche Sohn Friedrich Barbarossas die Zügel des Erbreiches seiner Gemahlin ergriffen habe und halte. Heiß bestritten hatte es ihr ein anderer Abkömmling ihres normannischen Geschlechts, der Fürst Tancred von Lecce, der sich zum König von Sicilien aufgeworfen und sich eine kraftvolle Stütze dadurch zu schaffen gesucht, daß er für seinen jungen Sohn Roger um Irene von Byzanz, die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos, geworben. Als ein Kind, noch nicht mannbaren Alters, war diese im Beginn des vorigen Jahres mit prunkreichem

Geleit zu Schiff in der apulischen Hafenstadt Brindisium eingetroffen und unter großen Feierlichkeiten dort dem Herzog Roger anverlobt worden. Doch hatte ihr das Schicksal nicht beschieden, zu seiner Gemahlin zu werden, da er schon um weniges nachher, von der schlimmen Sumpffieberkrankheit Italiens gefaßt, beinah plötzlichen Todes gestorben. Ihm war rasch auch sein Vater nachgefolgt, der gefährlichste Gegner der deutschen Waffen, ein Fürst von hohen Geistesgaben, wie ihnen ebenbürtiger Tapferkeit und Muth, so daß es nach dem Abscheiden des Königs Tancred dem Kaiser bald gelungen, sein Erbrecht zu behaupten und mit stürmender Hand die Hauptstadt Palermo zu erobern, wo er in der Kathedrale sich am Geburtstage des Heilandes die Krone der Reiche Sicilien, Apulien und Neapel auf's Haupt gesetzt hatte.

Auch von diesen großen weltlichen Begebenheiten war bisher nur eine allgemeine kärgliche Nachricht zu den Bewohnern des Klosters Ringelheim gelangt, heut' aber gewahrten sie an ihrem Tisch einen Mann, der mit dem Kaiser Heinrich in Palermo eingeritten war und ihnen durch seine Schilderung die alte saracenische Königsburg dort vor Augen stellte. Die von den Arabern erbaute und ‚el Kassar' benannte gewaltige Veste hatte der erste König Roger im Innern

mit unglaublicher morgenländischer Pracht zu einem achten Wunder der Erde ausgestattet. Unzählbare Höfe und Hallen schufen die Burg zu einem neuen Labyrinth von hier saracenischer, dort normannischer Bauart; Säulengänge aus kostbarstem Marmor untermischten sich mit hohen Rund- und Spitzbogen, alle Fußböden überdeckten buntfarbige, kunstvoll aus kleinen Steinwürfeln eingelegte Bilder, von Goldgrundwänden hoben sich Statuen mit Gewändern, deren Gürtel und Säume von augenverwirrenden Edelgesteinen leuchteten.

Auch die Augen der Benedictiner umher leuchteten bei der Schilderung auf, lebhafte Vorstellung stand in ihnen zu lesen, daß die allerheiligste Assunta von Palermo in göttlicher Freigebigkeit einmal einen Theil solcher Schätze an das Marienbildniß des armen Klosters Ringelheim ausspenden könne; ein einziger jener Steine mußte an Werth ausreichen, Dutzende von Höfen, Hufen und Mühlen anzukaufen. Doch wer sprach jetzt von dem Lehnsitz her zwischen dem Abt Alexander und dem Pater Guardian? Nicht der Bischof war's, nicht der Kanzler und auch nicht der wiedergekehrte Ulysses dieser Tage, sondern noch eine vierte, neue Persönlichkeit, die mit begeistert, fast jugendlich-schwärmerisch glänzenden

Augen in den Raum vor sich hinaussah und dazu redete:

„Als wir so einritten in die Königsburg zu Palermo, da trafen wir hoch droben in einem abgelegenen Thurmgemach das herrlichste ihrer Wunder an, gemahnend an eine fabella, die ich zuvor einmal aus dem Munde eines saracenischen Weibes vernommen. Darin wird eine fürstliche Jungfrau von einer bösen Zauberin vermittelst des Stiches einer Spindel in einen todesartigen Schlaf versetzt, in welchem sie ein Jahrhundert lang verharrt, während dessen ein Dickicht von Dorngewächsen rings um sie aufwuchert, den Zugang zu ihr versperrend und sie jeglichem Blick entrückend. Es ist aber keine Erlösung für sie aus dem Banne, als wenn eines Königs Sohn sich mit dem Schwert einen Weg durch die Dornenmauer zu ihr bahnt, sich über sie beugt und sie mit einem Kusse aus dem Schlaf erweckt."

Im Allgemeinen nahmen die Mönche am Tisch weniger Antheil an dem arabischen Märchen als vorher an der Schilderung des Reichthums in der Königsburg, dagegen richteten die Goliarden großerwartungsvolle Augen auf den Erzähler hinüber, der nach kurzem Anhalten fortfuhr:

„So saß sie vor uns in dem niedrigen Thurmgemach, wohin sie bei dem herannahen-

den Waffengeklirr geflüchtet, als das schönste Ebenbild Gottes, das sterbliche Augen jemals auf der Erde gewahrt haben. Es eignet sich dieser Vergleich wohl nicht bei einer Angehörigen des weiblichen Geschlechts, vielmehr als ein Bildniß der heiligen Mutter unseres Heilandes in der göttlichen Unschuld ihres ersten jungfräulichen Blüthestandes. Aber wer sie gewahrnahm, konnte nicht Zweifel leiden, es müsse die Schönheitskönigin des Olympus, Venus selber, ihr, wie einstmals der Helena, den eigenen Gürtel geliehen haben, um sie über alle irdische Leibes- und Antlitzbildung emporzuheben. Nicht jedoch etwa, sie, der erhabenen Majestät der Juno gleich, zu einem Uebermaß des Körperbaues und der Gliederfülle gestaltend, sondern sie mit der vereinten Anmuth aller Grazien schmückend, der Lieblichkeit der Muse Erato, dem Stimmenwohllaut Kalliopes und der Zartheit Psyches, der Geliebten des Amor, daß man bei ihrem Anblick glaubte, sie müsse gleich dieser von unsichtbaren Fittichen eines Schmetterlings getragen werden. So trafen wir sie in der Verlassenheit ihrer Zuflucht an, rührend und jedes Gefühl bezaubernd, und überwältigt von solcher Holdseligkeit, stand mein junger Begleiter in sprachlose Anschau derselben versunken."

Das hatte Konrad von Querfurt mit einem

Strahlenwurf der Augen vorgebracht, als verweile ihr Blick auch gegenwärtig auf dem von ihm geschilderten wundersamen Frauenbilde, doch bei dem letzten Wort brach er verstummend, nichts mehr hinzufügend, ab, den Eindruck regend, es sei ihm wider Bedacht und Willen über die Lippen gekommen. Sich vom Sitz erhebend, sprach er veränderten Ton's: „Es redet das Wort eines in der zuträglichen Regelung unserer leiblichen Lebensführung Erfahrenen: Post coenam stabis sen passus mille meabis,“ [19]) und der Abt Alexander stand hurtig ebenfalls auf, seinen hohen Gast bei'm Hin- und Widerwandeln im Refectorium zu begleiten. Dabei gab er seiner erregten Wißbegier durch die Frage Ausdruck: „Wer war die so reich mit Schönheit Begabte, hochwürdigster und ehrenreichster Herr, die Du uns mit solcher Anmuth Deiner Beredsamkeit vor die Augen gestellt?“ Aber der Befragte erwiederte nur: „Eine Griechin war's, als ob die Künstlerhand des Phidias, der sie im Olympus erschaut, sie ehemals aus Marmor gebildet, danach sie in jahrtausendlangem Schlaf in der Erde geruht, doch wieder zum Licht emporgehoben, von der Allmacht Gottes mit lebendigem Odem beseelt worden.“ Weitere Auskunft jedoch ertheilte er nicht, sondern erläuterte jetzt zum erstenmal den Grund und

Anlaß seiner heutigen Gegenwart im Reich. Wichtige Kanzlerobliegenheiten hatten ihn nach dem Auftrag des Kaisers von Sicilien über das Meer nach Janua, der vordem von den Römern Genua benannten weltberühmten Hafenstadt, und auf hochbeschwerlicher Reise über das schreckvolle Alpengebirge weiter bis zum deutschen Norden gebracht; im Frühling mußte er nach Palermo zurückkehren, um dort die Zurüstung des beabsichtigten Kreuzzuges nach Palästina weiter zu fördern. Doch so in die Nähe Hildesheims gerathen, wollte er dort den harten Winter verbringen und lang Versäumtes nachholen, seinen Bischofssitz wirklich in Besitz zu nehmen und die Weihe dafür zu empfangen. Das Unwetter heute hatte ihn nur bis hierher gelangen und dankbar die gastliche Unterkunft im Kloster genießen lassen, allein bei rechtzeitigem Aufbruch hoffte er morgen vor der Dunkelheit die Domburg zu erreichen, in der er als Schüler nicht geahnt, wie er eines späten Tages zu ihr heimkehren werde.

Das äußerte der Bischof und kaiserliche Kanzler wohl mit einem berechtigten inneren Stolzgefühl, doch hoffärtiger Hochmuth und eitle Ueberhebung vor Niedrigeren lagen nicht in seinem Wesen, das gegen jeden gewinnende Liebenswürdigkeit ohne Merkzeichen

von Herablassung kundgab. Der Abt Alexander aber athmete allgemach völlig erleichtert auf, denn der Oberhirt war offenbar nicht wie der Wolf in der Nacht hereingebrochen, um sich über Steuern und Beden, die er dem Kloster Ringelheim auferlegen könne, zu unterrichten, sondern nur die Verirrung im Schneesturm hatte ihn hergebracht, vielleicht sogar als eine günstige Schickung Gottes. Sichtlich war er von der Aufnahme und Bewirthung, auch von der Andacht, mit der Alle seinen Erzählungen gelauscht, durchaus mit Befriedigung erfüllt, und bei weiser Ausnutzung dieser günstigen Stimmung konnte sein nächtlicher Besuch möglicherweise sogar dem Kloster zu etwas unverhofft Gutem ausfallen.

Von der Leutseligkeit des Bischofs legte deutliches Zeugniß ab, daß er bei seinem Wandelgang einmal am Tische der Vaganten anhielt, sich vom Pater Kellermeister einen Becher füllen ließ und diesen seinen Beihelfern von unterwegs zubrachte. Vorher sprach er sie an: „Ihr habt mir dankenswürdigen Dienst gleichsam als equi geleistet, ich trinke auf euer Wohl, daß ihr vorschreitet auf eurer Lebensbahn als equites des Geistes und euch die Goldsporen der Gelehrsamkeit und des Ruhmes bei allen Auserlesenen unseres Clerikerstandes erringet. Eheu, meine jungen

Freunde, es bedarf nicht des Wunsches für eure Wohlfahrt, denn ihr hegt sie in eurem Besitz, die beglückende Jugend, der Göttergaben köstlichste. Doch es entweicht gleich fließendem Wasser unaufhaltbar die jucunda juventus und treibt dem versandeten Gestade entgegen, darauf die molesta senectus hauset."

Die Beglückwünschten erhoben sich und leerten ehrerbietig gleichfalls ihre Becher. Nun wendete der Kanzler Einzelanrede an einen von ihnen: „Du tratest als der orator Deiner Genossen auf und setztest Zweifel in die Glaubwürdigkeit meiner Zusage."

Der Angesprochene sah aus kecken Augen, doch brachte ein wenig stotternd vom Mund: „Deine Gnade wolle mir nachsehen, Herr, wenn meiner Zunge Ungeziemendes entschlüpft ist."

„Nicht mit Tadel traf Dich mein Wort. Leichtgläubigkeit ist eine der Töchter der Thorheit, und es geziemt dem Wohlbedachten Vorsicht, denn die Welt in unseren Tagen erfüllet mehr denn zuvor Falschzüngigkeit und Treubruch. Welchen Namen gab Deine Abkunft Dir?"

Aus Miene und Ton des Fragstellers sprach ein Wohlgefallen an dem jungen Vaganten, der Antwort gab: „Ludolf Ostermant, doch als Clerikus habe ich

mich nach unserm ehemaligen Bischof Godehardus benannt.“

Lächelnd versetzte Konrad: „So hast Du preiswürdig einen Heiliggesprochenen zu Deinem Patron erwählt, nur fällt es nicht leicht, seinem Vorbild getreulich nachzueifern; möge Dir die Kraft dazu vom Himmel beschieden sein. Du entstammst also unserm Bisthum Hildesheim, und Dein Beiname deutet darauf, daß Du in dem Mond der Auferstehungszeit des Heilandes die Welt beschritten hast. Das erscheint als zu guter Bestimmung Dir in die Wiege gelegt; für Deine Commilitonen habe ich während meines kurzen Aufenthalts keine Dienststellen bei mir offen, doch eines Schreibers bedarf ich für mich. Wenn Du als solcher morgen den Weg nach Hildesheim mit uns fortsetzen willst, so erhoffe ich von der Gewogenheit unseres ehrwürdigen Wirthes, daß er Dich mit einem Reitthier versehen wird, welches ich alsbald zur Ueberbringung meines Dankes hierher zurücksenden werde.“

Dem jungen Goliarden schlug eine rothe Blutwelle in's Gesicht und gab wortlose Entgegnung auf das Angebot des großen Herrn. Von solch' hochfliegender Hoffnung, solchem Abendschluß des Tages hatte das Frühlicht ihm nicht gesungen; eine neue, wie von einem Traumbild gestaltete Welt that sich

ihm als Schreiber des kaiserlichen Kanzlers auf. Stumm verneigte er sich tief, mit einem natürlichen Anstand, über den sonst das äußere Gebahren der umherschweifenden Cleriker zumeist nicht gebot; der Abt Alexander aber hatte aus dem Dank, den das zurückgesendete Reitthier überbringen sollte, eine erfreuliche Verheißung herausgehört und beeilte sich, zu erwiedern: „Jegliches, was unser Kloster besitzt, dient nicht zu anderem Ziel, Hochwürdigster, als Deinem Geheiß nachzukommen.“ Nun setzte der Bischof Konrad seinen Fuß wieder zu weiterem Hin- und Herwandeln in Bewegung, während der Abt sich den Vaganten zuwendete und sie aufforderte, dem hohen Gast jetzt durch passenden Gesang eines ihrer carmina gebührende Ehre zu erweisen. Kurz rathschlagten sie untereinander, dann erhoben sich ihre Stimmen, das Refectorium durchschwellend:

„Vita brevis, brevitas in brevi finietur,
Mors venit velociter et neminem veretur,
Omnia mors perimit et nulli miseretur —
Surge, surge, vigila, semper esto paratus!

Ubi sunt, qui ante nos in hoc mundo fuere?
Venies ad tumulos, si eos vis videre,
Cineres et vermes sunt, carnes computruere —
Surge, surge, vigila, semper esto paratus!“ [20])

Sich hebend und senkend, hallte der Gesang von den Bogenwölbungen zurück, der weltflüchtigen Stätte eines Klosterraumes nach Melodie und Inhalt wohl angepaßt, doch in sonderbarem Gegensatz zu den jungen Kehlen, denen er entschwoll, und mehr noch zu den augenfunkelnd lebensfrohen Gesichtern der Sänger. Ein geistliches Gedicht ernster Betrachtung der Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen war's, in der Schlußstrophe die Mahnung aussprechend, seinen Nichtigkeiten in die Stille einer Klosterzelle zu entfliehen. Merklich hatten die Scholaren getrachtet, sich vor dem bischöflichen Herrn in anderem Lichte zu zeigen als dem der weltlich wilden Ungebundenheit, mit der sie ihn ahnungslos draußen im Schneegewirbel umringt und begrüßt. Aber augenscheinlich täuschten sie sich in dem Glauben, dadurch das Gefallen des kaiserlichen Kanzlers zu erregen; er war rascheren Schrittes hin und wider gegangen, und es nahm sich aus, als falle ein Schatten, sich mehr und mehr verdichtend, aus dem Klang der düsteren Weise über die Heiterkeit seiner Stirn. Nun hob er, den Gesang zum Verstummen bringend, die Hand und sprach:

„Genug! Lasset das Uebrige in Schweigen! Wir sind heute Abend nicht zur Buße hier versammelt,

und einer Vermessenheit gleich ertönt es mir von der jugendlichen Frische eurer Lippen. Mors venit velociter — wir wissen es allzuwohl — berufet ihn nicht, sondern bittet vielmehr, daß er die Schleunigkeit seines Schrittes mäßige! Für uns aber ist es Nachtzeit geworden, des Aufbruches zu gedenken, da wir mit dem Morgenbeginn den Weiterritt antreten wollen. Es wird nach der Mühseligkeit dieses Tages der den Menschen freundlich gesinnte Gott Morpheus, so hoffe ich, mich in gute Obhut nehmen, und ich empfehle euch alle seinem Wohlwollen. Pax vobiscum — et ne nimis in Baccho —“ [21])

Der Bischof hatte zur Segenertheilung die aufgehobene Hand in die Halbrunde bewegt, den warnenden unvollendeten Nachsatz fügte offenbar der Kanzler leicht lächelnden Mundes, den Scholaren zugekehrt, hinterdrein, und eilfertig griffen der Abt Alexander und der Pater Guardian nach den schweren Erzleuchtern, um den hohen Gast in das für ihn bereitete, wohl von einem Kaminfeuer durchwärmte Schlafgemach zu führen. Nachfolgend reihte sich ihnen die gesammte Zahl der Brüder zum Ehrengeleit an, nur die Vaganten blieben, sich wieder um ihren Tisch niederlassend, zurück. Nun waren sie unter sich, und als der Pater Kellermeister zu ihnen kehrte,

scholl ihm aus ihren Kehlen andersgeartete Weise entgegen:

„Rorate scyphi desuper
Et canna pluat mustum,
Et qui potaverit nuper,
Bibat plus quam sit justum!“[22])

Rasselndes Bechergeklirr und Durcheinanderlärmen der Stimmen bezeugten, daß die Goliarden den Abend hindurch ausgiebig in der Stille dem ‚vino bono‘ zugesprochen haben mußten; laut trug einer ein Gedicht mit einer ‚disputatio‘ vor, quis sit aptior ad amorem, eques seu clericus. [23]) Darin stritten an einem Bachrand zwei Jungfrauen, welche den besseren Liebhaber besitze. Phyllis pries ihren Ritter, Flora ihren Cleriker. Sie einigten sich, zum Tempel des Gottes Amor zu gehen, ihm selbst den Streit vorzutragen, und er entschied, der Cleriker habe die größere Begabung zur Liebe. Das wiederholten nach dem Schluß Alle im Chor ein halbes Dutzendmal:

„Vivat Amor! omnium
Index sapientissimus!
Clericus, clericus
Aptior ad amorem!“[24])

Aber nach und nach schwankte die Mehrzahl der Köpfe auf den Tisch nieder, aus umgestürzten Bechern

floß der Wein zu Boden, und der pater cellarius[25]) befand es an der Zeit, dem Trunkgelage ein Ziel zu setzen. Die schon halb vom Schlaf Uebermannten aufrüttelnd, führte er die Vagantenschaar in einen Raum, wo auch für diese Gäste des armen Klosters Lagerpfühle am Boden hergerichtet worden; nur der vom kaiserlichen Kanzler zu seinem Schreiber Berufene erhielt in auszeichnender Weise eine Zelle für sich allein angewiesen. Hier brannte kein Feuer, und Kälte schauerte aus den Mauerwänden an, doch die jungen Leiber hatten innerlich tüchtig eingeheizt, verspürten nichts von Frost, sondern fielen hin und sogleich in festen Schlaf.

Nur Ludolf Ostermant, obwohl er seine Kanne vielleicht am häufigsten geleert, befand sich noch bei Sinnen, trug Verlangen nach Abkühlung des heißen Kopfes und stieß noch die Holzluke seines Zellenfensters auf. Da brach unerwartet weißes Licht auf ihn herein, das Wetter hatte sich draußen völlig umgewandelt, der Schneesturm aufgehört, und vom unbewölkten Himmel strahlte fast rund die Mondscheibe. Aus tiefer Brust die frische Luft einathmend, sah er verwundert, wie auf eine Traumerscheinung, in die helle Nacht hinaus.

Ganz bei rechten Sinnen war er doch nicht, ein

Gedanke und Trieb spukten ihm im Hirn, die das Mondlicht verstärkte und denen es sich zugleich als ein Beistand hinzugesellte. Eine Weile blieb er ungewiß stehen, dann wandte er sich mit plötzlichem Ruck zur Thür. Etwas ihm nicht Zukommendes wollte er thun, doch nichts Unrechtschaffenes, von Habgier Eingegebenes. Nur unwiderstehlich drängte es ihn, mit Augen zu betrachten, was für einen wundersamen Schatz sein jetziger hoher Gebieter, der Bischof Konrad von Hildesheim, mit sich führe, den er so sorglich behütet und um keinen Preis im Schnee hatte zurücklassen wollen. Die weinbefeuerte Phantasie des jungen Vaganten malte ihm fremdartig seltsame Reichthümer des Südens vor den Blick.

Geräuschlos durchmaß er auf seinen Sandalen den Klosterkreuzgang, fand sich bei dem hellen Licht der Nacht zurecht, nach der Scheuer hin, die dem Bretterwagen zum Obdach diente. Auch in ihr konnte er Alles deutlich unterscheiden; er hatte nicht daran gedacht, wie es ihm möglich werden solle, die große verschlossene Lade zu öffnen, doch das Glück begünstigte sein Vorhaben, sie war nicht vernagelt, sondern der Deckel nur mit starken Olivengeflechten an ihr befestigt. Im trunkenen Zustande seines Kopfes unbedenklich rasch sein Messer aus der Scheide ziehend,

durchschnitt er jene mit mühevoller Anstrengung und hob den Deckel empor. Weiche, buntfarbig-kostbare Gewirke des Morgenlandes schienen die lange Truhe zu füllen, doch nun fiel ein Mondstrahl von der offenen Thür her darüber und erhellte an ihrem Oberrand etwas Weißschimmerndes. Vor den Augen des darauf Hinschauenden hing's wie ein nebelnder Schleier, zerriß indeß bei der Anspannung seiner Sehkraft, und jetzt lag vor ihm der todesblasse Kopf einer von den bunten Geweben verhüllten Gestalt hingestreckt, ein wundergleich schönes weibliches Antlitz. Ohne Wissen tastete er streifend mit der Hand danach, seine Finger trafen auf eisige Starre, und ein nicht erstickbarer Aufschrei rang sich ihm über die Lippen. Der Bischof Konrad führte den Tod mit sich — die Leiche eines jungen Weibes — wahrscheinlich desjenigen, von dem er am Abend gesprochen, dessen zauberhafte Lieblichkeit er im Thurmgemach der saracenischen Königsburg zu Palermo angetroffen —

Die Sinne Ludolf Ostermants gingen, keines Denkens fähig, verworren durcheinander; von kaltem Schauder gerüttelt, ließ seine Hand den Deckel niederfallen, herabtaumelnd lief er besinnungslos durch den Kreuzgang nach seiner Zelle zurück, die er mit der unbewußten Eingebung der Trunkenheit wieder auf-

fand, und vor den Augen wie leibhaft von dem schreckensvollen Wunderbild verfolgt, warf er sich in dumpfer Betäubung auf seine Lagerstatt, ohne die Fensterluke zu schließen, so daß der weiße Mondglanz der Nacht über ihn hinging.





IV.

Nun verkündigte die Glocke Cantabona dem Domstift und der Stadt Hildesheim Hochunerwartetes. Mit mächtigen Schlägen überhallte sie die Dächer, doch ein freudiges Geläute war's. Auf Markt und Straßen drängten sich fragend die Bürger zusammen, in jedem der Höfe des Domcapitels ging es hastig zu, alle Stiftsherren beeilten sich gleichmäßig, ihre Haustracht mit Feiergewändern zu vertauschen. Sie hatten bereits Botschaft von den Dienern erhalten, der Bischof Konrad, der kaiserliche Kanzler, sei ungemeldet und unerkannt plötzlich in der Stadt eingetroffen und zunächst im Hofe des Dompropstes abgestiegen. Das verursachte gewaltige Geschäftigkeit in dem seit Jahren unbewohnt gebliebenen vornehmen Bischofshofe der Domburg. Seit der Mitte des Jahrhunderts waren die vier hohen bischöflichen Hof-

ämter erblich geworden, und der Erbkämmerer Henricus von Tossem, der Erbdrost Ulricus, der Erbmarschall Sifridus, wie der Erbmundschenk Hermannus von Aldendorp verloren sämmtlich halb den Kopf über dem gleich einem Blitzschlag von unbewölktem Himmel herabgefahrenen großen Ereigniß. Die Dienst- und Wehrmannen des Bisthums strömten mit Wappenschilden und Bannern zusammen; nicht allein ihr geistlicher Oberhirt hielt seinen Einzug, sondern mit ihm ein weltliches Oberhaupt, ob auch keines großen Fürstenthums, so doch zur Zeit die mächtigsten Herren im Reiche an Bedeutung überragend. Doch mit geringerem Geleit, als ein einfacher Ritter es auf einer Reise bei sich zu führen pflegte, war er ohne Ankündigung und unerkannt in seine Veste und Stadt eingeritten.

Während diese Kunde, alle Hörer in höchste Erregung versetzend, rundlief, trat Konrad von Querfurt in das Gemach des Dompropstes Herbord, der sich rasch aus seinem Lehnsessel erhob und sich fortbegeben wollte, um ebenfalls ein festliches Kleid anzulegen. Aber der unerwartete Ankömmling ergriff schnell, ihn zurückhaltend, seine Hand, so daß der Alte sich nur ehrerbietig vor dem ‚Domino supremo amplissimoque principi‘ verneigen konnte. Darauf fiel

jedoch der so Angesprochene ein: „Es ist kein Bischof und kein Kanzler, der zu Dir kommt, geliebtester Vater, sondern Dein ehrfürchtiger Sohn und dankbarer Schüler, den allzeit in der Ferne ein Verlangen des Gemüthes nach Dir erfüllt hat. Und so stehe ich wiederum hier in dem Gemach, das der Knabe manchmal, sich eines Fehltrittes bewußt, mit Scheu vor dem Anblick Deiner Augen betreten; doch die Milde Deines Herzens ward zur Herrin über die Strenge des Lehrers, und sie bethaute die Strafe, die Deine Pflicht mir zubemessen mußte, mit dem Wundbalsam ihrer Liebe. Und so gewahre ich Dich wieder vor mir, nach der Unabänderlichkeit unseres Menschenlebens weiter mitgetragen auf der Bahn der ohne Anhalt fliehenden Jahre, und ich sehe Dein Angesicht in den Rahmen der Farbe des aufrückenden Alters eingefaßt. Aber um so höher bedünkt es mich der Verehrung würdig, und mir redet mit tröstlicher Beglückung die unverwandelte Klarheit Deiner Augen, es hat die Zeit nicht Abbruch anzuthun vermocht der Lebendigkeit Deines Geistes und dem Reichthum Deines Gemüthes."

In ciceronianisch klassischen Sprachwendungen entfloß es den Lippen Konrads, doch der Klang der Stimme bezeugte, es komme aus einem bewegten Ge-

fühl des Herzens herauf, und er hielt mit der kräftigen Hand fest die fleischlos hagere seines alten Lehrmeisters umschlossen. Eine eigenartige Wiederbegegnung in der That war's, die das ehemalige Verhältniß der Beiden äußerlich zum Gegentheil verkehrt hatte; aus dem Gehorchenden war der Gebietende geworden, aus dem Vorgesetzten der Untergebene, der lernende Zögling zum hochbenamten, weltkundigen, die Geschicke des Reiches vom hohen Norden bis zu den Gestaden des Tyrrhenischen Meeres mitleitenden Mannes. Stumm schaute der um zwanzig Jahre Aeltere einige Augenblicke lang dem Jüngeren in's Gesicht, dann erwiederte er: „So sei mir gegrüßt, Conrade, in der alten Gesinnung und Freundschaft, Du, den die Bestimmung Gottes so hoch über mich emporgehoben. Er hat meine Arbeit, die er mir an Dir aufgetragen, gesegnet, und ich danke ihm, daß er mich diesen Tag Deiner Rückkehr hierher noch gewahren läßt. Seinen Segen dem Bischof zu ertheilen, kommt meinem Munde nicht mehr zu, doch darf ich ihn im Herzen für Dich erbitten, daß er Dich weitergeleite auf Deinen Wegen. Du bist unserer Stadt erschienen, wie der Stern über der Hütte zu Bethlehem, und die Gemächer Deines verwaisten Bischofshofes müssen erst für Deine unverhoffte Ein-

kehr wohnhaft hergerichtet werden; bis dies geschehen, befiehl, was Deine Wünsche von der Unterkunft in meinem Hause begehren, denn Deine Lebensgewöhnung wird von andrer Art sein, als die meinige."

Lächelnd versetzte Konrad von Querfurt, einen Blick durch den fast ärmlich einfach ausgestatteten Raum werfend: „So bitte ich Dich, noch ein tüchtiges Holzscheit auf das Feuer Deines Kamins legen zu lassen, denn darin bin ich allerdings an eine verschwenderische Führung des Lebens gewöhnt. Nicht durch Hülfsmittel, wie eure nordische Welt ihrer bedarf, sondern die Schmiedewerkstatt des Vulcanus entsendet aus den Tiefen des mons Aetna bis nach Palermo den beständigen Anhauch ihrer Herdglut, mit gleicher beladen, braust der Atabulus von der noch nie durchmessenen Libyschen Wüste herüber, und es schleudert Phöbus Apollo, wenn er seine Rosse aus dem geöffneten Thore der rosigen Aurora hervorgelenkt, ohne Unterlaß seine Goldpfeile hernieder, bis er den feurigen Wagen in den nächtlich kühlenden Schooß des Meeres hinabtaucht. Hier aber verweilen wir im Lande der Hyperboreer, die selbst zur Sommerzeit der Segnung des Raubes des Japetiden Prometheus bedürftig sind."

Alles das hatte der ehemalige bedeutungslose Zög-

ling der Domschule nicht den Schilderungen des Virgilius entnommen, vielmehr mit den eigenen Sinnen gesehen, empfunden und erfahren; der Dompropst Herbord bückte eilig den alten Rücken und legte selbst den größten der aufgestapelten Buchenklötze auf die Kohlen des Kamins. Gleichzeitig indeß meldete ein Diener, das Domcapitel harre versammelt auf dem Flur, den hochwürdigsten Herrn Bischof geziemend zu begrüßen. Die Stiftsherren traten in festlichem Ornat ein, dunkel purpurfarbigen Talaren über weiß auf die Füße herabfallenden Untergewändern, ihnen folgten die Inhaber der bischöflichen Hoferbämter in weltlicher Prunkkleidung. Nicht mehr die in Demuth dienenden Klosterbrüder der ersten Jahrhunderte nach der Gründung des Stifts waren es, sondern hochansehnliche, mit reichen Einkünften und Rechten begabte geistliche Herren, doch Alle neigten sich tief vor dem so unerwartet Eingetroffenen. Wohl vor ihrem Oberhaupt, das befugt war, seiner Unterschrift als Episcopus Hildesheimensis „Dei gratia“ nachzufügen, wie vor dem Reichsfürsten und weltlichen Gebieter des Bisthums; doch merklich galt ihre Ehrerbietung vor Allem dem mächtigen Kanzler und Statthalter der kaiserlichen Majestät.

Der einfache Reitersmann von gestern im ver-

schneiten Pelzmantel, der Domschüler, der sich einst hier unter der Klosterzucht gebeugt, als ein groß-gewaltiger Herr stand er, auf das Erdreich seiner Jugendheimath zurückgekehrt, hier, und halb wie in einem Traum ging sein Blick durch das Fraueneis-fenster des Dompropstes Herbord auf den schneebedeck-ten wilden Rosenbusch an der Kirchenwand hinaus.

Große Herren waren die Bischöfe von Hildesheim schon seit mehreren Menschenaltern gewesen, stets eng mit der höchsten weltlichen Macht im Reiche ver-bunden, und ihre domus regia hatte im Gange des letzten Jahrhunderts zu öfteren Malen, besonders seit der hohenstaufischen Herrschaft, jeden Kaiser als Gast beherbergt. So ragte die bischöfliche Residenz groß und vornehm über die Dächer aller übrigen Höfe der Domfreiheit empor, Dienerwohnungen, Marställe, Gärten umgaben sie, hinter ihr dehnte ein künstlich angelegter, breiter Fischteich seinen Spiegel aus. Hoch und stark sicherte der alte Mauerwall die Domburg gegen jeden feindlichen Angriff, machte sie zu einer uneinnehmbaren Veste, aus der zwei dunkle Thoröffnungen, nach über ihnen erbauten, bildniß-geschmückten Capellen Petrus- und Paulusthor be-nannt, zur Stadt um ein Weniges hinabführten. Doch

bedurfte der geistliche Bannkreis dieses Schutzes kaum mehr, denn seit den steten Bedrohungen durch Herzog Heinrich den Löwen war auch das oppidum Hildesheim von einer gewaltigen Ringmauer umgürtet und zu einer der am besten gesicherten Städte in deutschen Landen geworden.

Die Ausstattung des Bischofshofes ließ über reiche irdische Einkünfte des Bewohners nicht Zweifel; aus dem Zehnten, den weiten Bannforsten des Bisthums, verliehenen Marktrechten, Zöllen und Münzprägung flossen sie zusammen. In stärkstem Gegensatz zu den meistens unwirthlichen Räumen der Ritter-, selbst der Grafenburgen, sah das Innere des bischöflichen Wohnsitzes an, der in seiner Ausdehnung fast an ein Kloster erinnerte. Doch er enthielt keine engen, düsteren und frostigen Zellen, sondern mehrfache Reihen hoher und lichter Gemächer, mit allem zu behaglicher Lebensführung erforderlichen Hausrath reichhaltig versehen; Schränke, Tische und Sessel zeigten kunstfertig geschnitzte Engels-, oder lebensgetreu dargestellte Wolfs- und Bärenköpfe, durchmischt von Einbildungsgeschöpfen, Drachen und Einhörnern; überall waren die Steinwände mit gewirkten Tapeten verhängt, vielfach überdeckten Teppiche den Fußboden, und dicke Wachskerzen in Stand- und Handleuchtern

mit geschmiedetem dreifüßigen Untergestell dienten zur nächtlichen Erhellung. Doch auch Lichtkronen hingen da und dort von den Decken herab, Ampeln und Lampen; zierliche silberne Weihwassernäpfe an den Wänden, Betpulte und -Schemel wiesen auf den geistlichen Character des Hauses hin. Ebenso Hirtenstäbe verewigter Bischöfe, auf Gesimsen edelsteinbesetzte Chormantelspangen, nicht mehr im Gebrauch erhaltene Tabernakel und metallene Bücherbeschläge; zwei Räume wurden von der großen Bücherei völlig ausgefüllt. Daneben jedoch ein anderer mit Schutz- und Trutzwaffen jeder Art, Panzerrüstungen, Helmen, Schilden, Schwertern, Lanzen und Sporen; Kirchliches und Weltliches vermengten sich zu eigenthümlichem Durcheinander. Daß die Tonkunst hier nichts Fremdes sei, bewährten Saiteninstrumente mannigfacher Art: Lyra, Harfe, Zither und Geige; Flöten, Querpfeifen und Erzbecken gesellten sich ihnen bei. Die Mehrzahl aller Einrichtungs- und Schmuckgegenstände mochte der im letzten Jahrhundert erwachten und außerordentlich fortgeschrittenen einheimischen Gewerksthätigkeit entstammen, doch viele deuteten muthmaßlich auf Ursprung aus morgenländisch fernen, byzantinischen Kunstwerkstätten. Jedenfalls aber vermochte der Bischofshof in Hildesheim an Wohn-

lichkeit und Auszierung die Wette mit jeder Kaiserpfalz im Reich zu bestehen.

Und nun waren die Gemächer auch wohlthuend durchwärmt, alle Beamten und Diener der Hofhaltung, seit Jahren ihrer Obliegenheiten entwöhnt, hatten sich wieder in ihre Pflichten und Dienstleistungen hineingefunden und Bischof Konrad Einzug in seine Residenz gehalten. Mit Wohlgefallen verweilten seine Augen auf der Ausstattung der zum erstenmal von ihm betretenen Räume, in die er als Alumnus der Domschule nie den Fuß gesetzt; er wußte die Lebensannehmlichkeit zu schätzen, war ein Freund der Pracht, vor Allem künstlerischer Werke, für die er in Italien durch Anschauung der Hinterlassenschaft des Alterthums seinen Sinn zu feinem Verständniß weitergebildet. Aus dem reichlichen Vorrath der bischöflichen Gewandkammer hatte er sich prächtige und warme Hauskleidung gewählt, darin schritt er durch seine Wohngemächer hin und wider. Gleich dem des Dompropstes besaßen sie sämmtlich durchsichtige Fenster aus Marienglas, und durch eines derselben ging der Blick ebenfalls auf den Dom und den wilden Rosenstock an der Kryptacapelle hinaus. An die Scheiben tretend hielt Konrad von Querfurt einmal das Gesicht darauf verwandt, klar war Alles erkennbar, denn

helle Wintersonne lag jetzt draußen, und ihm kam halblaut vom Mund: „Eheu, frutex rosae.“ [26]) In lateinischer Sprache fügte er hinterdrein: „Die wilde Rosenblüthe ist abgefallen, und der Schnee liegt über ihrem Duft. Fugaces labuntur anni — tempora mutantur, nos et mutamur in illis.“ [27])

Ein Schatten schwermüthiger Anwandlung überflog die Heiterkeit seiner Stirn, doch er hatte nicht Zeit, derartigen Betrachtungen nachzuhängen, dringliche Kanzlergeschäfte heischten Erledigung, nöthigten ihn in seine Schreibstube hinüber. Hier harrte sein neuer Schreiber Ludolf Ostermant, den er als Godehardus begrüßte, in einer Art, die von seinem fortgesetzten Wohlgefallen an dem jungen Cleriker zeugte. Auf und ab schreitend, sprach er ihm in die Feder, die der Letztere gewandt über die Pergamentblätter hingehen ließ; die Schriftstücke richteten sich zumeist an kaiserliche Burggrafen im Norden und Süden des Reiches, enthielten Anfragen und Anordnungen, Antwort ertheilende Bewilligungen und Bestätigungen. Sie gaben zu erkennen, eine Ueberfülle gewichtiger Angelegenheiten laufe beständig in der Hand und im Kopf des Kanzlers zusammen, und es bedürfe ebenso unermüdlicher Thätigkeit wie kluger Einsicht, weiter Ueberschau und tausendfältiger Kenntnisse, um alle zu

erledigen und die Entscheidungen zu treffen. Der Kaiser hatte sich einen Vertrauten und Bevollmächtigten von einer Arbeitskraft und Kundigkeit ausgewählt, wie er sie schwerlich zum andernmal unter den Lebenden in Deutschland zu finden vermocht hätte. In den Zügen des fast unausgesetzt manche Stunden lang Nachschreibenden prägte sich eine ihm abgerungene Bewunderung der Sicherheit und Klarheit der dictata aus, doch dann und wann, wenn der hin und her Wandelnde ihm kurz den Rücken zuwendete, gingen die Augen Ludolf Ostermants dem Abgekehrten mit einem Ausdruck stumm-unheimlicher Scheu nach, die dem sonst so kecken Gesicht des Vaganten fremdartig anstand. Einmal betraf Konrad von Querfurt bei einer unerwartet raschen Umdrehung solchen auf ihn gerichteten Blick und fragte verwunderten Ton's: „Wonach siehst Du so, mi fili, gleich als ob nicht ich, sondern ein simulacrum sepulcrorum [28]) vor Deinen Augen dastände?" Der Angesprochene schlug hastig die Lider herunter und stotterte: „Ich dachte nach über das, was Deine Gnaden mir zuletzt vorgesprochen." Einfallend versetzte der Kanzler: „Es redet doch nicht von Schrecknissen des Hades und weißgesichtigen Lemuren, wie sie aus ihm an den Ufern des Tyrrhenischen Meeres wieder herauskommen, um

die Lebenden durch ihren Anblick zu entsetzen. So wollen wir fortfahren — doch bevor es mir entfällt, stelle Dich heut' Abend nach Einbruch der Dunkelheit hier ein, mir hülfreiche Hand zu leisten, um den Inhalt der Lade, die ich mitgebracht, an den ihm gebührenden Platz zu verbringen. Ich habe dem Zimmermann die erforderliche Anweisung und das Maaß zukommen lassen, und seine Herrichtung steht bereit. Also führe das Schreiben weiter." Der Sprecher fuhr in dem abgebrochenen Schriftwerk fort, und Ludolf Ostermant kam wieder seiner Aufgabe nach. Doch unsicherer als bisher, ein zitternder Schauer durchrüttelte ihm die federhaltende Hand. Jetzt im hellen Taglicht boten seine Züge sich deutlich zur Schau, wohl vom umschweifenden Goliardenleben etwas verwildert und den Abenteuersüchtigen auf Weg und Steg kennzeichnend. Aber ein ungewöhnlich hübscher, wohlgebildeter junger Gesell war's, bei kraftvollem Wuchs doch von feinerem Gliederbau als die große Mehrzahl seiner bisherigen Standesgenossen. Vielfach waren sie Söhne von Unfreien, trotz ihrer lateinischen Zunge zugleich mit den bäurischen Gesichtern auch die Sitten ihrer Abkunft nicht verleugnend, und ein Gegensatz zu ihnen im äußeren Wesen wie im Behaben Ludolfs mochte den schnell prüfenden Blick

des Kanzlers veranlaßt haben, ihn zum Schreiber für sich auszuwählen.

Auch auf die Führung seines Haushaltes erstreckte sich die Bedachtsamkeit Bischof Konrads. Aus der Schreibstube in sein Wohngemach zurückgekehrt, ließ er die mit einem Kreuz als Griff verzierte Handschelle erklingen und den Kämmerer Heinrich von Tossem hereinberufen. Diesen beauftragte er, ihm die im Hause bediensteten Mägde vorzuführen, und sonderte von ihnen einige, ihre Namen aufzeichnend, aus, die sich durch ansprechende Gesichtsbildung und artiges Gebahren hervorhoben. Auf eine Erkundigung des Kämmerers aber, zu welchem Behuf die Auswahl angestellt worden, erfolgte nur die Antwort: „Das werden sie erfahren, Herr Ritter," und ein kurzer Aufblick des Erwiedernden dabei belehrte Jenen, man stelle an den Kanzler keine Fragen, wenn er selbst mit der Kundgabe des Zweckes einer Anordnung zurückhalte. Das mochte der Kämmerer sich selbst anmerken und allen Uebrigen zu dienlicher Nachachtung bekannt machen.

Als Konrad von Querfurt sich spät am Abend in sein Schlafgemach begab, war seinem Gesichtsausdruck noch volle Befriedigung über die anstrengende Thätigkeit abzulesen, der er sich mehrere Stunden

lang allein unter der kräftigen Beihülfe seines jungen Schreibers hingegeben hatte, um danach den Raum, in dem sie selbander beschäftigt gewesen, zu verschließen. Doch er vergönnte sich nur kurze Nachtruhe, stand in der Dämmerung schon auf und legte Panzerrüstung an, über die er wieder den langen wärmenden Pelzmantel warf. Draußen vor dem Portal harrte bereits ein mit ausgesucht starken Pferden bespannter, durch Wandungen rundum verschlossener bischöflicher Reisewagen, sowie ein kleines Reitergeleit, an dessen Spitze der Kanzler gleichfalls zu Roß im noch kaum anbrechenden Morgengrau davonzog. Mit dem Fuhrwerk schlugen sie, dem Lauf der Innerste aufwärts folgend, wiederum den Weg ein, auf dem er vor wenigen Tagen nach Hildesheim gekommen; prächtige Winterwitterung war's jetzt, leicht ging's über den harten, geebneten Schneeboden vorwärts, und unter dem Beistand des nach Sonnenuntergang bald weiße Helligkeit ausspendenden Mondes erreichte der Trupp noch vor Mitternacht die Stadt Goslar. Von hier jedoch brach er, um ein Dutzend von Rittern und gewappneten Dienstmannen vermehrt, bereits in der ersten Morgenfrühe abermals auf, um nach Hildesheim zurückzukehren. Unterwegs ritt Bischof Konrad beständig zur Seite des

Wagens, sorglichen Blick auf diesen verwandt haltend, daß der Kutscher sich an bedenklichen Stellen keiner Unvorsichtigkeit schuldig mache; es regte den Eindruck, er wache über dem Inhalt dieses Gefährts noch behutsamer, als damals über dem des einfachen Bretterfuhrwerks. So kamen schon Mond und späte Nachtstunde wieder, als der reisende Zug an seinem Ziel eintraf; die Stadt und die Gebäude der Domburg lagen bereits im Schlaf. Nur der Bischofshof war noch von harrenden Lichtern erhellt; Konrad von Querfurt hob eine dicht in Pelzwerk gehüllte, verschleierte weibliche Gestalt aus dem Wagen hervor und führte sie über die Treppe empor zu einer Reihe von Gemächern, die, auf seine vorherige Anordnung sorgsam in Stand gesetzt, die Erwartete im Kerzenglanz und von flackernden Kaminfeuern behaglich durchwärmt empfingen. In einem Vorraum standen die ausgewählten Mägde, aus großen neugierigen Augen blickend und leise untereinander flüsternd, versammelt; der neue Bischof that auch Neues, nie bisher Erhörtes, führte bei Nacht und Nebel einen weiblichen Gast in seine Residenz ein und begab sich allein mit diesem in's Innere der für ihn hergerichteten Wohnung.





V.

Rudolf Ostermant hatte sein Umfahren von Ort zu Ort mit einem seßhaft gebundenen Leben vertauscht. Beim Einbruch der Nacht brauchte er nicht mehr nach einem Schutzdach Umschau zu halten, gesicherte Kammer mit dem Lager drin erwarteten ihn im Erdgeschoß des Bischofshofes. Von der freigebigen Hand des Kanzlers war er auch mit anderer Kleidung ausgerüstet worden; er trug jetzt statt der Vagantenkutte ein Hemd, nicht im späteren Sinne, sondern aus einem inwendig mit Linnen gefütterten kurzen Rock bestehend, und hirschlederne Beinlinge, die in Knöchelschuhe ausliefen; gegen die Kälte schützte ihn ein auf der Schulter gehaftelter Mantel, ein kegelartig zugespitzter Hut deckte den Kopf. Das stand ihm höchst vortheilhaft; zum erstenmal enthielt sein Ledersäckel am Gurt dazu neben Kupferpfennigen silberne Schil-

linge und sogar einen unter dem Bischof Adelop mit seinem Bildniß und Widderhörnern geprägten Bockgulden. So konnte ihm die neue Lebensführung gefallen und that's in Manchem auch; seine Schreibleistungen, wenngleich viel in Anspruch genommen, ließen ihm doch täglich Freistunden, besonders am Abend, und sein Geldbesitz setzte ihn in den Stand, sich öfter gleich den Domherren aus der cella vinaria[29]) des Stiftes vom Kellermeister ‚auf's Kerbholz' einen guten Trunk zu holen. Lieber indeß suchte er zu dem Zweck eine Schenkstube in der Stadt auf, obwohl es nicht unbedenklich für ihn war, dort bei'm Meth- oder Weinbecher als Einzelner mit den Bürgern und ihren stämmigen Söhnen in Hader zu gerathen. Denn sein Aussehen und Behaben konnte den jungen Cleriker nicht verläugnen, und besonders in Hildesheim standen in jüngster Zeit die Goliarden bei den Gewerken übel angeschrieben. Nicht ohne triftige Gründe, sie hatten sich Gewaltthaten an angesehenen Meistern und Frechheiten an ehrbaren Töchtern herausgenommen, und manche waren von rückhaltlos dreinfahrenden Fäusten mit zerschlagenen Köpfen vor die Thore hinausgeworfen worden. Mannigfach häuften die Vaganten sich zur Stadt- und Landplage, um so mehr, als sie nicht den welt-

lichen Gerichten unterstanden. Das aber steigerte die Erbitterung der Bürger, und wo sie eines solchen Uebelthäters in flagranti habhaft wurden, kümmerten sie sich nicht um sein Vorrecht, sondern übten möglichst kurzen Prozeß an ihm aus; sie begannen die Gemeinschaft ihrer Kraft wachsen zu fühlen, überall stieg ihr Selbstbewußtsein, innerhalb der Stadtmauern die Herren zu sein, gegen Uebertreter der Satzungen nach eigenem Bemessen als Richter und Urtheilsvollstrecker zu verfahren. Bei dieser feindlichen Gesinnung war's für einen jungen Cleriker nicht grade rathsam, sich allein bei Nacht zwischen die Insassen einer städtischen Schenke zu begeben, doch Ludolf Ostermant war Furcht fremd, und er konnte starken Trunk vertragen, ohne in Gefahr zu kommen, daß er trunken von Sinnen gerathe und unbesonnenen Streit herausfordere. Die Gewohnheit ließ ihn den Abend nicht einsam verbringen, er mußte Gesichter und Stimmen um sich haben, die er im Bischofshof nicht fand. Denn nach seinen Dienstleistungen bekümmerte sich der Kanzler nicht weiter um ihn, wie fast um niemand seines Hofes, verbrachte die Zeit bis zum Schlafengehen beinahe stets in den Gemächern des fremden weiblichen Gastes, den er bei Nacht aus Goslar mit sich gebracht hatte.

Das war seltsam befremdend, die Köpfe der Diener wie selbst die der Domherren steckten sich manchmal darüber zusammen; Niemand wußte zu deuten, welche Bewandtniß es mit der Unbekannten haben möge, nur die zu ihrer Bedienung bestellten Mägde, die allein sie zu Gesicht bekamen, verbreiteten den Ruf von ihrer jungen großen Schönheit und daß die Augen seiner bischöflichen Gnaden allemal mit jugendlicher Lebendigkeit leuchteten, wenn er zu ihr eintrete. In den Augen Ludolf Ostermants aber war bei seinem Zusammensein mit Konrad von Querfurt eine Wandlung vorgegangen, die unheimliche Scheu, die aus ihnen am ersten Tage seines Schreibdienstes geblickt, völlig verschwunden. Wie am Abend im Kloster Ringelheim sah er wieder sicher zu dem hin und her schreitenden Kanzler auf und schrieb mit ruhiger Hand das ihm Vorgesprochene nieder.

Feierlich, mit reichem Gepränge fand jetzt in der Kathedrale die Bischofsweihe des seit Jahren ‚Erwählten von Hildesheim‘ statt; der große Raum faßte die Menge der zudrängenden Stadtbewohner nicht, deutlich zu Tage trat's, daß ihre Zahl sich in jüngster Zeit durch Zuzug aus näherem und fernerem Umkreis rascher als vordem vermehrt habe. Besonders wanderten vielfach aus Westen her Flamänder in's Bis-

thum, auf's Land wie in die Stadt ein, an dem flandrischen Zeug ließ sich's erkennen, das die Bürger mit Vorliebe zur Kleidung zu nutzen begannen; sein festes Gewirk gab den im Dom Angesammelten ein stattlich-kräftiges Aussehen. Von draußen fiel klare Sonne auf große Kostbarkeit des Münsters, Stiftungen der letzten Bischöfe zu Ehren der Jungfrau Maria, hohe, mit Glastafeln verschlossene Fenster. Sie setzten sich aus zahlreichen kleinen Scheiben zusammen, die eine Fülle buntfarbiger Darstellungen aus der heiligen Geschichte darboten; erst wenige deutsche Kirchen waren im Besitz solcher wunderbare Wirkung übenden Zierde. Denn die Sonnenstrahlen warfen dadurch leuchtende blaue, rothe und goldene Lichter in's Innere des Domes; dazu klangen vom vergoldeten Glockenthurm herab mächtigen Halles die Schläge der Cantabona, und die Glocken aller übrigen Kirchen und Klöster fielen mit ihrem Geläut ein, wie sich die edelsteinfunkelnde bischöfliche Mitra auf den Scheitel Konrads von Querfurt niedersenkte.

Ein von diesem mitgebrachtes Handschreiben Papst Cölestins hatte den Dompropst Herbord zur Vornahme der Weihe und Infulirung bevollmächtigt und beauftragt; doch etwas Ungewöhnliches geschah vor der feierlichen Handlung, indem der ‚Erwählte‘ von

der Stufe des Thrones aus mit lauter Stimme verkündete, der heilige Vater habe ihm die Zusicherung gegeben, falls ihn der Fortgang des Lebens zu einer noch höheren geistlichen Würde berufe, solle die Annahme einer solchen seiner Entscheidung freistehen. Das klang fremdartig, wider kirchliche Sitte und Herkommensordnung, unverstanden zwar von der großen Mehrzahl des Volkes, weil es in lateinischer Sprache geredet worden; doch der alte Dompropst stutzte einen Augenblick, und seine schon gehobene Hand sank wieder herunter. Aber dann vollführte er im Namen des Papstes Cölestin dessen Auftrag, als geweihter Bischof ließ Konrad von Hildesheim sich auf den Thronsessel nieder und ertheilte allen im Dom Versammelten seinen oberhirtlichen Segen. Prunkvoller Zug geleitete ihn in seine Residenz zurück, dessen Räume zahlreiche Gäste eines nachfolgenden festlichen Mahles erfüllten.

Als mit dem Herankommen der Dämmerung die Theilnehmer an diesem Mahle den Bischofshof verlassen, ward dem allein zurückgebliebenen Wirth der Besuch des Dompropstes Herbord gemeldet, der den Hinweis auf sein Alter als Entschuldigung genutzt hatte, von der Tafel auszubleiben. In froher Weinlaune trat Konrad ihm mit dem Gruß entgegen: „Es

erfreut mich im innersten Gemüth, mein Vater, daß Du diesen Tag nicht zum Schluß gehen ließest, ohne Deine Gegenwart noch Deinem Schüler zu vergönnen, an dem Du heute im buchstäblichen Sinne des Wortes, wie im übertragenen, Dein Werk gekrönt hast. Die Diener sollen Kerzen entzünden, damit ihr Licht mir gestattet, Deine ehrwürdigen Züge deutlich zu gewahren."

Er faßte nach der Handschelle, doch der Ankömmling fiel ein: „Meinen alten Augen ist zu heller Glanz nicht wohlthuend; wenn es Deiner bischöflichen Gnade gefällt, belasse sie in diesem Zwielicht. Dagegen bitte ich Dich um die Erlaubniß, mich vor Dir zu setzen, der heutige Tag hat mir die Kraft etwas erschöpft."

Rasch zog Konrad ihm einen Sessel herbei, auf den er sich niederließ; in seinen Worten hatte sich Innehalten der Förmlichkeit dem ihm Vorgesetzten gegenüber mit einem sorgenvollen Ton der Stimme verbunden. Sein ehemaliger Zögling erwiederte jetzt: „So wandelt sich mir die Freude zur Betrübniß um, daß Du um meinetwillen, Dich hierher bemühend, der Dir nöthigen Ruhe und Schonung entsagt hast."

Der Alte versetzte: „Ja, um Deinetwillen bin ich gekommen. Dem Gebote des derzeitigen Hauptes

unserer christlichen Gemeinschaft nachfolgend, habe ich heute die hohe Würde, zu der Du erkoren worden, mit der Segnung durch die göttliche Weihe bestätigt. Zum Hirten Deiner Herde stehst Du erhoben, und es spricht die Satzung der Kirche, Du bist ihr anvermählt, gleichwie der Mann dem Weibe durch das Sacrament der Ehe, unlöslich, bis daß der Tod euch voneinander scheide."

Da der Dompropst innehielt, entgegnete der neue Bischof: „Du wiederholst, mein Vater, was Du im Dom zu mir geredet."

„Aus Deinem Mund aber erklang an der heiligen Stätte zuvor den Hörern Anderes —"

„Ich sprach, was der Pontifex maximus mir vor der Weihung zu sagen verstattet hat. Er ist der Erleuchtete über uns, dem der höchste Rathschluß Gottes offenbart liegt, und Niemand darf sich einer Prüfung seiner unfehlbaren Deutung desselben vermessen. Nach seinem Geheiß habe ich im Dom geredet."

Still blieb's, der Dompropst Herbord schwieg eine Weile. Dann hob er wieder an: „In diesem Monat hat der Papst Cölestin sein neunzigstes Lebensjahr vollendet. Es steht zu erwarten, daß er nach der Ordnung des Naturlaufes bald aus der irdischen Welt abscheiden und ein Nachfolger den Thron der Christen-

heit besteigen wird. Denn die irdische Hülle des Priesters ist vergänglich, ewig bleibend nur die heilige Satzung der Kirche. Doch dem Wandel unterliegt auch sie, Bischof Konrad, in ihrer Auslegung durch den Mund auf dem Stuhle Petri. Als ein Sacrilegium kann Dieser verurtheilen, was Jener als dem göttlichen Willen gemäß erkannt, und nicht wankende Stütze verleiht allein unser Bewußtsein, jede Verlockung abweisend, dem uns eingeschriebenen Gesetz wandellose Treue bewahrt zu haben."

Fast nächtliches Dunkel war allmählich in den Raum eingefallen, den nun, rasch erwiedernd, die Stimme Konrads von Querfurt durchklang: „Warum erfüllst Du Deine Vorstellung mit den Bildern der Vergänglichkeit und des Todes, mein Vater? Es harrt unabweisbar die Steinplatte des Grabes unserer als das Thor der Ewigkeit, doch des Himmels Bestimmung hat uns die Tage des Daseins auf der Erde zum Leben und zum Wirken verliehen. Komm mit mir, Geliebter, ich will Deinem Blick ein erfreuendes Bild des Lebens darbieten, wie Du es noch nie mit den leiblichen Augen gewahrt hast."

Der Sprecher entzündete am Kaminfeuer eine Kerze, erfaßte die Hand des Alten und führte ihn mit sich in die Nebenstube. Hier hieß er ihn einige

Augenblicke warten, während er sich durch eine Thür weiter begab; aber rasch zurückkehrend, sprach er: „Ein Schein des Lebens zwar nur ist's und dennoch dieses selbst, aus dem Schlaf eines Jahrtausends aufgewacht und, dem Schooß der Erde entstiegen, wieder zum Licht emporgetaucht, wie es noch jetzt unverändert in seiner göttlichen Herrlichkeit athmend unter uns wandelt. Aspice et admira, Dilectissime!“ 30)

Er öffnete die Thür, aus der er hervorgetreten, ein kleineres, von bläulichen Flammen an den Wänden brennender Harzpfannen erhelltes Gemach that sich auf, in dessen Mitte sich ein mannshoher Holzsockel vom Boden erhob. Auf ihm stand emporgerichtet der Inhalt der großen Lade, den Konrad von Sicilien her über die Alpen bis nach Hildesheim mit sich geführt und am Abend seines Einzuges in den Bischofshof mit der Beihülfe seines neuen Schreibers hier aufgestellt hatte. Doch keine Leiche war's, wie es die vom Wein und Mondlicht verworrenen Sinne Ludolf Ostermant schreckensvoll vorgetäuscht, sondern die in Lebensgröße aus schneeweißem Marmor gebildete Gestalt eines jungen Weibes von wundervoller Schönheit. Ihr rechter Arm fehlte, und auch sonst zeigte der Stein da und dort Entstellungen durch zertrümmernde Brüche, allein das Gesammtbild war

in seiner Wirkung nicht dadurch verringert. Die linke Hand hielt das von den Schultern und der einen Brustwölbung leicht herabgesunkene weichfaltige Gewand; in mädchenhafter Haltung stand sie mit ein wenig vorgeneigtem Kopf, voll jungfräulicher Anmuth in jeder Linie. Unter dem gewellt zurückfließenden Haar sahen Gesichtszüge von holder Lieblichkeit hervor, schmalschläfig, wie vom zarten Schmelz erster Jugend überdeckt; nur die ungestirnt leeren Augenhöhlen rührten mit dem Gefühl der Leblosigkeit an, sonst hätte man geglaubt, sie müsse sich regen und vom Sockel herabsteigen können. Nichts Selbstbewußtes, siegreich Stolzes und Gebietendes sprach aus dem Bildniß, nur das Hoheitsvolle idealer Weiblichkeit; augenscheinlich war's keine Darstellung einer Juno, Minerva oder Diana, auch nicht einer Venus, sondern wohl eine der Grazien oder Horen, vielleicht eine unbeflügelte Psyche, ein nach langer Verschüttung vom Erdreich des alten Großgriechenlandes wieder herausgegebenes Kunstwerk. In den leuchtend drauf ruhenden Augen Konrads mischten sich schönheitsinnige Bewunderung und Stolz, daß er es auf so weiter, beschwerdevoller Reise unversehrt bis hierher gebracht, und nach einer Pause andächtigen Schweigens kam ihm jetzt von den Lippen:

„Was empfindest und sprichst Du, mein Vater? So hat Deine schildernde Beredsamkeit mir ehedem hier die Einbildungskraft des Knaben mit der göttlichen Vollendung der Werke des Alterthums erfüllt, und so stellt heute Dein Schüler Dir zum erstenmal eine Bewohnerin des Olympus leibhaftig vor Deine Augen.“

Auch der Angesprochene hatte, von dem Unerwarteten, nie Gesehenen überrascht, in schweigsame Anschauung versunken gestanden. Nun wendete er den Kopf und erwiederte:

„Anderes bedünkt mich die Vorstellung der Phantasia, die sich aus den Schriftüberlieferungen an den classischen Gestaden der alten Welt zum Gewinn unserer Geistesbildung ergeht, anderes eine Wiedergabe, die den Sinnen leibliche Wirklichkeit vorhält. Es mag dies wohl das Werk eines kunstbegabten Bildners der Vorzeit sein, dessen Meißel es nicht zu verargen ist, da er in heidnischer Unwissenheit der rechten Erkenntniß noch nicht theilhaftig geworden und nicht zu werden vermocht, und so mag man den Irrthum seiner falschen Götterverehrung wohl zum Gedächtniß und als Zeugniß jener unchristlichen Vergangenheit der Nachwelt aufbewahren. Doch an anderer Stätte, will es mir geboten erscheinen, denn es

ist ein Götzenbildniß, dem nicht die Zuflucht im Hause eines Bischofs zukommt.“

Ein wenig von Unmuth überflog die Züge des Hörers. „So gieb dem Bilde den Namen Marias, der Gebenedeiten.“

Den Arm emporhebend, nicht zu einer deutenden Bewegung der Hand, doch nach der Richtung des unverhüllten Busens der Marmorgestalt, entgegnete der Dompropst: „Dein Mund redet nicht ernsthaft wie der meinige; die lange Andauer Deines Festmahles hat Dich nicht in die Verfassung des Geistes gesetzt, die der Erwägung zu eilig vorgebrachter Worte günstig ist, sonst würdest Du erschrocken sein, ein andrer Hörer möchte sie als eine blasphemia zu deuten vermocht haben. Doch ist, was Du hierher als Ueberrest des Heidenthumes mit Dir geführt hast, nur ein Scheingebild aus Stein, das nicht mit gleicher Gefährdung droht, wie wenn es aus lebendigem Fleisch und Blut gebildet wäre und verbotene Herberge unter Deinem Dache fände.“

Konrad von Querfurt machte eine unwillkürliche Bewegung. „Was veranlaßt Dich, solcher, wie Du es benennst, größeren Gefährdung Erwähnung zu thun?“

„Ein Ruf, der an mein Ohr gedrungen, Du habest bei Nacht einen Gast weiblichen Geschlechts in Dein

Haus eingeführt, der es bis heute nicht wieder verlassen."

„Wenn der Ruf Wahrheit spricht — ist Jemand in Hildesheim, dem ich Rechenschaft dafür schulde?"

Der geistliche und weltliche Oberherr des Bisthums war's, dem die Antwort im Stolzbewußtsein seiner höchsten Stellung in einem scharfklingenden Ton entfahren, doch sein Untergebener entgegnete ruhig: „Es ist Keiner auf Erden über der Satzung der Kirche, die Rechenschaft von ihm fordert." Und einen Finger der Rechten aufhebend und langsam hin und her bewegend, wie er es ehemals manchmal als Scholaster vor dem Knaben in der Domschule gethan, setzte er hinzu: „Conrade, Conrade, cave![31]) Mit hohen Gaben des Geistes bist Du reich bedacht worden, aber dazu ist Dir eine gefährliche Mitgift der Phantasia in die Wiege gelegt, die auf Irrpfade verlockt und Gebote des Gewissens von dem verderblichen Gesange der Sirenen übertönen läßt. Du hast mich nicht zu Deinem Beichtvater erwählt, doch um Deines Seelenheiles willen bitte ich Dich, vor mir mit dem Munde zu bekennen, wer das junge Weib ist, bei dem Du lange Stunden allein verweilst, und was Dich bestimmt hat, es wider die Vorschrift unter Dein Dach aufzunehmen?"

Nur in einer flüchtigen Anwandlung aufwallenden Gefühls seiner Ueberordnung war Konrad die letzte unmuthige Antwort vom Munde gerathen, jetzt umspielte ihm ein leichtes Lächeln die Lippen bei der Erwiederung:

„Der Bischof von Hildesheim verbleibt immer Dein Zögling, mein Vater, und würde jeglicher Forderung, die Du an ihn zu richten als Deine Pflicht erachtest, gehorsam willfahren. Doch es hat mich die Fügung des Lebens nicht allein zu diesem Amt, sondern auch zu dem des kaiserlichen Kanzlers berufen, den es mit Bedauern erfüllt, Dir andere Antwort auf Deine Frage verweigern zu müssen, als daß Du diejenige, nach der Du gefragt, gleichfalls mit dem Namen Maria benennen magst.“

Eine Ablehnung war's in liebenswürdigster Form; um nicht weiter belästigt zu werden, so erschien's, hatte der Geistliche sich ebenfalls mit Pflichten, denen des Staatsmannes, gedeckt. Sein alter Lehrer entgegnete nichts mehr; stumm verneigte er sich vor dem ihm als Bischof und Reichsfürst Vorgesetzten und verließ das Gemach.





VI.

Wenn Ludolf Ostermant sich auf sein Nachtlager hinstreckte und die Augen zuschloß, tauchte ein Schein vor ihnen auf, wie wenn ihm ein Mondstrahl auf die Lider falle. Der ward heller und deutlicher, blieb kein ungewisser Glanz, sondern verdichtete sich aus leerem Gewoge zu einem festen Kern, der die Form eines Körpers gewann. Und dann stand vor dem allmählich von Bewußtlosigkeit Umdämmerten die weiße Marmorgestalt, die er bei nächtlichem Kerzenlicht mit dem kaiserlichen Kanzler unter morgenländisch bunten Tüchern hervor aus der Lade und auf den Sockel hinaufgehoben. Eine schwerwuchtende Last war's gewesen, für die eigentlich die Kräfte zweier Menschen nicht ausgereicht. Aber sie hatte die Arme mit einem Gefühl durchströmt, als ob sie ihnen über das ge-

wöhnliche Maß erhöhte Kräfte einflöße und selbst an ihrer Befreiung aus dem Sarge mithelfe. Täuschend verwandelte sich dem jungen Schreiber die starre Leichenkälte, die ihn im Kloster Ringelheim mit grausendem Schauder überkommen, zu einer sonnenhaften Wärme; ihm durchlief's das Blut, seine Hand richte keinen Stein von schultererdrückender Schwere, vielmehr einen weichen, lebendig-schmiegsamen Körper empor. Etwas bis dahin nie ähnlich von ihm Gesehenes, auch von keiner Vorstellung Geschaffenes war's; so folgte ihm das Marmorstandbild in den Nachttraum hinein, und am Tage hafteten seine Augen auf dem Fenster des Gemaches, in dem er es mit geistigem Blick, doch wie leibhaft, stumm von dem Untergestell niederschauend, vor sich gewahrte. Vagantenblut schlug in seinen Adern, füllte sie mit ungebändigtem Lebensdrang, aber nicht minder durchflackerte es ihm den Kopf mit züngelnden Flammen einer Einbildungskraft, die er, weit mächtiger als in anderen Gehirnen, irgendwoher als Erbmitgift empfangen haben mochte; denn die große Mehrzahl der umfahrenden Goliarden hielt bei schrankenloser Mißachtung vorgeschriebener weltlicher Ordnungen mit rechnend nüchternen Sinnen ihren Trieb nur auf Befriedigung grober Genußsucht verwandt.

Wohl nicht weniger Ungezügeltes, doch daneben ein weiter schweifendes und auch feineres Lustbegehren hatte die schöpferische Kraft des Lebens in Ludolf Ostermant gezeugt. Und jetzt war seine Phantasie ganz von einer traumhaften Vorstellung erfaßt worden, er müsse das Marmorbildniß, dem vor Jahrtausenden ein junges Griechenweib als Vorbild gedient, noch heute irgendwo ebenso von Antlitz und Gestalt lebend auffinden. Danach suchten seine Augen in den Straßen umher, trat er dann und wann unter nichtigem Vorwand keck in ein Haus hinein. Nichts seinem Verlangen Entsprechendes zeigte sich ihm, und durstgefaßt setzte er sich in die Schenke, mit dem Wahngeschöpf seiner Einbildung vor dem Blick Becher um Becher leerend.

Aber da geschah Uebles. Eines Tages so von der bis zum Grund geleerten Weinkanne kommend, sah er aus einer Thür ein blutjunges Mädchen hervortreten; Jutta, die einzige Tochter des Sporenschmieds Herimann vom Hohenweg, war's, des Alten, eines der angesehensten Gildemeister von Hildesheim. Bei'm Gewahrnehmen des anmuthigen Gesichts aber schoß es Ludolf plötzlich vor die Augen, das sei die, nach der er suche; hurtig sprang er auf sie zu, umschlang, mehr als halbtrunkenen Sinnes, verwegen mit dem

Arm ihren Nacken und küßte die Erschrockene, ehe sie sich zur Wehr setzen konnte, auf die Lippen. Nun kam sie aus ihrer Schreckbetäubung zu sich, rang umsonst, sich loszumachen, und rief um Hülfe. Aus dem Hause eilte ihr grauhaariger Vater herbei, in der Hand ein eisernes Werkzeug haltend, das er zum Schlag gegen den frechen Bedränger seiner Tochter aufhob. Doch zuvor versetzte dieser ihm mit der Wucht seiner jungen kraftvollen Stärke einen Stoß gegen die Brust, daß der Alte taumelnd sich überschlug und von einer steilen Böschung zur Seite der Thür herabstürzte; dort blieb er, mit dem Kopf auf harten Stein treffend, von Blut fließend, regungslos liegen. Nun aber stürmte andere Hülfe herbei, die Brüder Juttas und Bürgersöhne der Nachbarschaft; in einem Nu war Ludolf Ostermant von einem Dutzend wild zupackender Fäuste überwältigt und mit Stricken gebunden; ein dicht anschwellender Menschenhaufe erfüllte die Straße mit Geschrei: „Ein Vagant hat Herimann vom Hohenweg ermordet!“ Dem antworteten vielfache Rufe: „Legt ihn fest! — Laßt ihn nicht vor's geistliche Gericht! — Die Stadtbürger allein geht's an! — Ruft alle Freien morgen bei Sonnenaufgang zur Malstelle!“

Ein Ausbruch der zornschnaubenden Menge war's,

wie er bei der Uebelthat eines fahrenden Clerikers von ihr zu erwarten gewesen, doch unvermerkt geschürt von solchen, denen der Anlaß willkommen zur Behauptung des beanspruchten Rechtes der Bürger fiel, über Todtschlag auf offener Stadtstraße selbst nach altem sächsischen Vorväterbrauch Gericht zu halten. Der Vorgang glich dem Tropfen, der ein volles Gefäß zum Ueberlaufen gebracht; Jutta war zu ihrem Vater hinuntergeeilt, dessen reglosen Kopf sie auf ihre Knie gezogen hielt, während sie verworrenen Sinnes mit den von Abscheu erfüllten Augen nach seinem Mörder starrte. Sie sah diesen jetzt zuerst, denn bei seiner Gewaltthat an ihr hatte sie, die Lider zudrückend, nichts von ihm wahrgenommen; nun folgte ihr Blick ihm nach, wie er an Armen und Beinen davongeschleppt wurde, und ihre Stimme rief mit nach Rache, man solle ihn wieder tödten, weil er ihren Vater getödtet habe. Das trat in einen Widerspruch zu dem sanften Wesen ihres Gesichtes, dessen Züge in der That einige Aehnlichkeit mit denen des alten Marmorbildwerkes boten. Doch eigentlich nur die allgemeine einer jugendlichen Anmuth; nebeneinander gestellt, hätten jedenfalls beide große Verschiedenartigkeit aufgewiesen. Die Antlitzlinien der Tochter des Sporenschmiedes hatten

nichts Griechisches, kennzeichneten sie als von echter deutscher Blutsabkunft.

Wie Feuer unter einem Strohdach durchlief die Kunde von dem gegen Einbruch der Abenddämmerung Geschehenen die Stadt, drang auch bis zur Domburg und in den Bischofshof hinauf. Als eine Botschaft sehr widerwärtiger Art empfing Konrad sie, da sich ihr die Nachricht zugesellte, die in Wuth versetzten Gilden und Zünfte wollten in der Morgenfrühe selbst das Urtheil über den Verbrecher fällen und das — zweifellos auf Tod durch Erhängen lautende — sogleich vollstrecken. Das konnte allerdings der Bischof durch ein Machtwort verhüten, seinen Wehrmannen Auftrag geben, den Schuldigen aus dem Stadtthurmverließ hervorzuholen und ihn als seinem Richtspruch unterstehend zu erklären. Aber solche Gewaltmaßregel zu ergreifen, war er abgeneigt, sie diente fraglos dazu, die wilde Erregung in den Gemüthern der Bürger noch stärker zu schüren, und das Trachten des neuen Fürsten ging vielmehr darauf hinaus, sie zu besänftigen. Es waren schwere Thaten, einem Greise, wenn auch wohl unbeabsichtigt, zugefügter Todtschlag und an einer unbescholtenen Jungfrau verübte Gewalt, mit der altdeutsches Herkommen unnachsichtig zu Gericht ging. Das heischte

strenge Sühne zur Beschwichtigung der empörten Volksmenge; ihr den Frevler gewaltsam zu entreißen, lud unvermeidlich ihren Haß auf den Anwender solches Mittels, führte möglicherweise sogar zu einer bewaffneten Auflehnung, wie sie bereits da und dort in stark herangewachsenen benachbarten Städten stattgefunden. Unmuthig schritt Konrad von Querfurt in seinen Gemächern hin und wider; auch wenn er den Richtspruch an sich nahm, konnte er bei dem herrschenden Aufruhr kaum umhin, selbst ebenfalls ein Todesurtheil auszusprechen, und das wollte er durchaus nicht, obwohl er über seinen Schreiber heftig aufgebracht war. Sein klug-anschlägiger Kanzlerkopf fand diesmal keinen Ausweg, ihm erschien's fast leichter, das Reich trotz allem inneren Hader seiner Fürsten besonnen zu lenken, als zu störrischer Eigenmächtigkeit blind aufgestachelte Bürgerköpfe. So ging er lange rathlos auf und ab, dann sprach einmal ein plötzlich in seine Augen schießender Aufglanz, daß ein Gedanke ihm den Kopf durchfahre; er verließ rasch das Gemach und begab sich eilig durch einen langen Gang nach der andern Seite des Bischofshofes hinüber.

Lärmend, mit heftigen Geberden drängten schon vor Tagesanbruch die Städter zur Malstätte, wo in früheren Zeiten, vor der Festigung der bischöflichen

Oberherrschaft, auch in weltlichem Entscheiden das alte Freiding abgehalten worden. Hie und da ertönte eine mahnende und warnende Stimme, nicht in das Recht des Fürsten einzugreifen; merkbar sprachen es Leute, die sich zu diesem Behuf zwischen der Menge vertheilt hatten. Doch erfolglos; auch daß kund ward, der Missethäter sei ein Schreiber des Kanzlers, schreckte die Masse nicht, schien eher sie noch mehr aufzureizen. Kurz ward der Rathschlag des Dings beendigt, das einmüthig auf gerechte Strafe des Henkens erkannte. Aber hinein fiel eine Botschaft, die, hastig laufend, athemlosen Mundes die Tochter Herimanns vom Höhenweg überbrachte, ihr Vater sei nicht wirklich getödtet, sondern nur durch den Absturz bis vor Kurzem in todähnliche Bewußtlosigkeit versetzt gewesen, doch jetzt zum Leben zurückgekommen. Das brachte sie, befangen von den vielen auf sie gerichteten Blicken, hervor, schlug einmal flüchtig die Augen nach dem in ziemlicher Entfernung von ihr gefesselt stehenden, sie nicht wahrnehmenden Verurtheilten auf und fügte mit etwas stotternder Zunge ihrer Botschaft nach, sie sei gestern durch den Schreck so von Sinnen gerathen, daß sie in die Rache- und Todrufe der Anderen um sie her eingestimmt habe. Die Sache hatte durch die Wiederbelebung des

alten Gildemeisters ein verändertes Gesicht angenommen; die Führer und Schürer der Volksbewegung wollten sich zwar von ihrem Vorhaben nicht abbringen lassen, doch die vorherigen Mahner erhoben jetzt lautere Stimmen, man solle den Gefangenen über die Domburg am Bischofshof vorbei zum Richtplatz führen, um zu erfahren, ob der fürstliche Herr keinen Einspruch gegen das Urtheil des Dinggerichts erhebe. Dem pflichtete die etwas in unsicheres Schwanken gerathene Bürgermehrzahl bei, ahnungslos, daß sie von Beauftragten des Bischofs dahin gelenkt worden, und ein großer Schwall von Köpfen trieb dem St. Petrusthore zu. Sehr blassen Gesichts folgte auch Jutta drein; nah an ihrem Hause ging's vorüber, in dessen Thür sie plötzlich hineineilte, wo ihre Hand auf dem Werkstatttisch hurtig nach einem feingeschärften Messer griff, das sie in der Kleidtasche barg. Dann kam sie schnell wieder hervor, um sich dem Zug auf's Neue anzuschließen.

Ein wundervoller Tag war's, äußerst lind für die Jahreszeit, denn ein weicher Wind trug Luft aus Süden her, und die Sonne schüttete Gold über den weiten Domplatz. Anrauschenden Wellen ähnlich, mit unterlaßlosem, vielstimmig-verworrenem Geräusch strömte die Volksmasse herzu, doch mählich dämpfte

es sich leiser ab, angeborene Scheu vor dem Bannkreis des Domes bändigte die Zungen; nur ein einziger Ton ward dadurch vernehmlicher und dauerte gleichmäßig fort. Unheimlich klang er; im Thurm der St. Godehardskirche zog Jemand den Strick der Armesünderglocke, mit kläglichem Gewimmer ging das Geläut über die Köpfe des nun sich vor dem Bischofshof anstauenden Menschenhaufens hin. Er wich zu einem weiten Halbrund auseinander, in der Mitte freien Raum belassend, auf den Ludolf Ostermant hinausgeschoben wurde. Seine Hände waren mit dicken Tauen überkreuz zusammengeschnürt, aber er stand ruhig aufrecht, mit furchtloser Miene; nicht trotzig herausfordernd, sondern sich wohl seines in wüster Trunkenheit begangenen Frevels, und daß er nach Recht dafür zu entgelten habe, bewußt, doch man sah, keine feige Bitte um sein Leben werde ihm vom Mund kommen. Den umflog sogar einmal kurz ein traumhaft lächelnder Zug, wie er die Augen nach dem Fenster aufhob, hinter dem sich unsichtbar die weiße Steingestalt barg.

Erwartungsvoll hielten alle Blicke sich nach dem Söller der Residenz gerichtet, daß der Bischof Konrad auf ihn heraustrete; allein die Thür blieb geschlossen, und nichts regte sich droben. Dagegen that sich jetzt

unten das Portal auf, unter dessen Bogenwölbung eine weibliche Gestalt erschien.

Seltsam überraschend, fremdartig hob sie sich aus dem Steinrahmen. Ihr Gesicht war nicht erkennbar, denn ein leichter, goldschimmernder Schleier überhüllte es, so zarten Gewirks, als müsse er von Feenhand gewoben sein; nicht sein Stoff, nur der Glanz, den er um sich strahlte, wehrte dem Blick den Zugang. Doch ein Funkeln über der Stirn durchleuchtete ihn, dort umschloß ein Goldreif, mit Smaragden und Saphiren bedeckt, das dunkle Gelock. Nach der Jungfrauentracht der Zeit freigelöst, breitete sich das Haar unter dem Schleier hervor lang bis zu den Hüften herab, wie weich sich schmiegende Wellen und feinsten schwarzen Seidenflocken gleich, im Auffall der Sonne von einem bläulichen Schein überflogen.

Aber nicht das allein fesselte starr alle Augen, fast mehr noch die Kleidung, in der die schlanke Gestalt dastand. Die weiblich bräuchliche war's, als Untergewand fiel ein weißes, vielgefaltetes ‚Hemd' bis auf die Füße nieder, ein halblanges Oberkleid und ein vorn geöffneter Mantel vollendeten den Anzug. Doch das Hemd bestand aus glimmernder, wie von Perlmutterglanz rinnender Seide, unter dem Busen mit einem Türkisengürtel aufgerafft, und das

gestickte, von goldener Borte umsäumte Obergewand schillerte in dem zauberischen Farbenspiel des Schmelzes einer Smaragdeidechse; darüber schlang sich der Mantel aus purpurnem Sammet, an der Innenseite mit Hermelinpelz ausgeschlagen. Von einer unglaublichen, fremden, in Hildesheim nie mit Augen gesehenen Pracht strahlte alles.

Kurz verharrte die Trägerin der wundersamen Kleidung auf der Thorschwelle, dann schritt sie gegen den zum Tode Verurtheilten hinan, zog mit ihrer schmalen, wie aus Alabaster gebildeten Hand aus dem Gewand einen kostbar von Edelgestein funkelnden Dolch hervor und durchschnitt mit seiner scharfen Schneide den Strick, der die Arme Ludolf Ostermants gefesselt hielt. In jeder Brust umher stockte der Athemzug, wie sie schweigend ihr Werk vollbrachte.

Doch eine stumme Sprache redete daraus. Seit langem nicht in Hildesheim geübtes, aber uraltes Recht — ‚ut moris erat‘ — war's, daß eine Jungfrau so einen zum Richtplatz Geführten aus seinen Banden lösen und vom Tode erretten konnte. Es sagte, sie vereinige ihr unbeflecktes Leben mit dem seinigen, reinige es damit und erwähle ihn zu ihrem Gatten.

Lautlos starrte die Menge noch, in deren vor-

derste Reihe sich Jutta gedrängt, die hastig zuckend etwas, nach dem sie mit der Hand gefaßt, unter ihr Kleid zurückbarg. Nur der Obmann des Dinggerichts trat ungewissen Schrittes gegen die Befreierin vor und sprach sie an:

„Bist Du eine Jungfrau? Nach dem Brauch mußt Du offen Dein Gesicht zeigen.“

Einige Augenblicke blieb die Aufgeforderte ohne Bewegung, als ob sie nicht begriffen, was von ihr verlangt worden. Aber dann schien's ihr zum Verständniß zu kommen, sie hob die Hand und schlug den Schleier zurück.

Da erklang gleichzeitig ein Ausruf von hundert Lippen, doch übertönt ward er von einem Aufschrei Ludolf Ostermants, der, in das enthüllte Antlitz blickend, ausstieß: „Du bist's!“ und vor seiner Erretterin auf die Knie niedersank.

Denn was galt alle Pracht der Kleidung und Juwelen gegen dieses wundersame Angesicht? An alles Herrlichste am Himmel und auf der Erde gemahnte es: An die Morgenröthe und an Sternenlicht, an süßen Frühling und an die Rose, in deren Kelch wie Demant der Frühthau liegt. Auf der Stirn thronte die Jungfräulichkeit in ihrem ersten Blüthenzauber und in ihrer Hoheit; wie es Ludolf mit dem

Schrei entflogen, waren's die Züge des seit tausend Jahren verschüttet gewesenen griechischen Bildwerks, aber nicht aus weißem Stein, in jeder holdesten Färbung des Lebens, die weichen Lippen athmeten, und gestirnte Augen leuchteten gleich dunklen Veilchen zwischen den Wimperstrahlen hervor. Edler, reiner und lieblicher vermochte keine Kraft der Einbildung ein junges Frauenantlitz zu erschaffen.

Das redete aus allen Blicken, die staunend, bewundernd auf ihr hafteten, neidlos selbst die der Frauen und Mädchen vor solcher unnahbar höchsten Schönheit ihres Geschlechtes. Stille wie im Dom bei heiliger Handlung lag über dem weiten Platz, nur der Obmann brachte stotternd vom Mund:

„Ihr müßt — nach dem Brauch müßt Ihr durch lautes Wort gewährleisten — daß Ihr — Ihr Euch vermählen wollt —“

Die Angesprochene blickte ihn wiederum an, als suche sie erst nach einem Verständniß dessen, was er gesagt. Doch danach flog's mit einem glückseligen Aufglanz in ihre Augen, ein freudvolles, leis schelmisches Lächeln spielte um die Lippen, und sie wiederholte mit süßem Wohllaut der Stimme, doch fremden Klanges: „Vermäh—len — ja — vermäh—len.“

Da brach's unhemmbar wie ein einziger Jubel-

ruf aus der umhergedrängten Menge. Alle hatten vergessen, weshalb sie hierher gekommen, was sie gewollt; sie sahen, hörten nur und huldigten besiegt willenlos der Uebermacht einer himmlischen Gewalt. Die junge Befreierin aber streckte jetzt ihre Hand nach der des vor ihr Knieenden nieder; kurz besann sie sich, dann sagte sie: „Komm!" richtete ihn empor und zog den wie bewußtlos Taumelnden mit sich in das Portal des Bischofshofes hinein. Im Augenblick, wie Beide die Schwelle überschritten, schloß sich, von unsichtbaren, harrenden Händen bewegt, rasch das Thor, und Alles war verschwunden.

Die vielköpfige Masse blickte ihr noch wie einer überirdischen Erscheinung nach, da und dort raunte ein weiblicher Mund: „Die heilige Jungfrau Maria selbst war's." Auch die Männer standen von dem Eindruck überwältigt, doch daneben wachte besonnene Erwägung in ihren Köpfen auf. Wenn auch räthselhaft unerklärbar, war's doch am besten, daß die Sache solchen Ausgang genommen. Die Bürger hatten sich in der gestrigen Erbitterung mit zu stürmisch erhitztem Blut übereilt, über einen Schreiber des Bischofs und kaiserlichen Kanzlers ohne dessen Verstattung Gericht abgehalten, und da Herimann vom Hohenweg wieder in's Leben gekehrt, wäre eine Vollstreckung des Todes-

urtheils rechtlos und nicht mehr möglich gewesen. So fühlten sie im Grunde sich selbst durch günstige Fügung gleichfalls aus einer Verwicklung befreit, in der sie sich ausweglos zu verstricken gedroht, und diese Einsicht ließ sie als das Vortheilhafteste erkennen, möglichst geräuschlos die Domfreiheit zu verlassen, um sich ruhig in ihre Häuser zurückzubegeben. Zweifellos erstarkte die Stadt durch ihre von Jahr zu Jahr anwachsende Bevölkerung mehr und mehr, aber es war noch zu früh, offen der oberherrlichen Macht Trotz bieten, sie zur Anerkennung und Gewährung selbstständiger städtischer Rechte nöthigen zu wollen. Dazu gebrach's doch noch an nachhaltiger Kraft; die Ernüchterten empfanden, es würde dem Bischof ein Leichtes gewesen sein, von gewaffneter Hand die bürgerliche Anmaßung zu nichte machen zu lassen, wenn er nicht einem friedlicheren Mittel zur Freimachung seines Schreibers den Vorzug gegeben hätte. Und sich vergeblich die Köpfe zerbrechend, wer die wunderbare Retterin des jungen Clerikers sein möge, zogen die Laien Hildesheims, innerlich mit dem Verlauf ihres heiklen Unterfangens einverstanden, durch das Petrusthor von der geistlichen Domburg wieder in ihre Stadt hinunter.





VII.

Ein bischöflicher Dienstmann hatte Ludolf Ostermants bei dessen Eintritt in's Thor geharrt, ihn sogleich in die von ihm bewohnte Stube geführt und davongehend die Thür hinter sich verschlossen. Der so in Sicherheit oder in Haft Gebrachte setzte sich geistesabwesend auf eine Wandbank und sah aus starr geöffneten Lidern nach dem Fenster, dessen geschlossene Luke keinen vollen Lichtzugang verstattete, doch einen Holzspalt durchschleichend, fiel ein goldener Strich der Sonne herein. Auf den blickte der junge Schreiber, ohne sich zu regen, hin.

Seit gestern schon, die Nacht hindurch, und mit Gewißheit seit dem Urtheilsspruch des Volksdings hatte er dem nahen Ende in's Auge gesehn, war plötzlich wie durch ein Wunder vom Himmel aus den Händen seiner erbitterten Bedroher vom Tode ge-

rettet worden. Aber davon kam ihm nichts zum Bewußtwerden, weder ein sich nach rückwärts richtender, mit Schauder anrührender Gedanke, noch ein beglückendes Gefühl der jähen Umwandlung, der Gegenwart. Er liebte die Sonne und den Wettersturm, den Becher und Abenteuer, den kräftig raschen Herzschlag in seiner Brust, das Leben, und ein köstliches Geschenk war das ihm unverhofft zurückgegebene. Doch das Alles trieb vorbei, ohne etwas in ihm zu wecken, keine Dankempfindung und keine Freudigkeit.

Er dachte überhaupt nichts, sondern sah nur. Seit Tagen hatte beständig die weiße Steingestalt vor seinen Augen gestanden, aber wie mit einem Schlage war sie verschwunden, ausgelöscht, er vermochte sich keine Vorstellung mehr von ihr zu machen. Oder das sagte nicht richtig, was geschehen sei; sie war wohl noch da, nur unsichtbar, ein anderes Bild hielt sie verdeckt, vielmehr hatte sie sich in dies verwandelt. In eines, das ihre Züge mit den Farben des Lebens überflossen, die leeren Augenflächen mit anblickenden Sternen begabt, und nun war es nie ein Marmorantlitz gewesen, konnte nicht wieder zu farblos kaltem Gestein werden. In Wirklichkeit hatte es in der Mondnacht als eine Leiche vor ihm im Sarge gelegen, doch die Sonne war gekommen, die allmächtige,

den Tod zum Leben aufweckende, und da stand es — das Wunder des Himmels.

Kein andres Wort gab's dafür, als nur dies eine; kein von einem bewußten Denken gebildetes war's, nur vom Gefühl, oder eigentlich von den Augen. So saß Ludolf Ostermant, es mit ihnen anschauend; die Armesünderglocke wimmerte nicht mehr, sondern die Cantabona hallte ihre melodischen Schläge herab; der goldene Strich im Holzspalt blaßte matter hin und erlosch. Die Thür ward geöffnet, Mittagsstunde war gekommen, jemand brachte Speisen in's Gemach und verließ es, die Thür wieder abschließend. Doch der junge Cleriker hörte es nicht, regte sich nicht, ließ die Schüssel unangerührt. Nur einmal veränderte er seine Stellung, ging schwankend dem Lager zu, streckte sich darauf nieder, schloß die Augen und sah.

Dann faßte eine Hand rüttelnd seine Schulter. Dunkel lag um ihn, doch lichtete sich von einem Schein, denn er stieg überhellte Treppenstufen hinan. Warum und wohin, wußte er nicht, sein Fuß führte nur die Bewegung aus, die das Gebot eines Andern ihm vorschrieb. Die Helligkeit verstärkte sich einmal plötzlich, er stand in einem großen, von Kerzen erleuchteten Gemach, durch das ein Mann hin und her ging. Den hatte er schon irgendwo gesehn, aber nur

als eine dunkle Erinnerung tauchte es ihm auf, aus fernüberdämmerter, lang vergangener Zeit.

Eine Weile durchmaß der auf und ab Schreitende den Raum schweigend so vor ihm weiter. Nun indeß hielt er an, trat auf ihn zu, und in den Kopf Ludolfs schoß die Erkenntniß, der Bischof Konrad sei's, in dessen Dienst er stehe. Doch verändert blickte das Gesicht ihm entgegen; das sonst fast stets drin wahrnehmbare Spiel heitrer Laune und duldsamer Betrachtung erschien von den Zügen abgefallen. Strenge war an die Stelle getreten, hielt die Brauen mit zornigem Unwillen zusammengezogen; so liebenswürdig der Blick des Kanzlers zu gewinnen vermochte, so furchterweckend, einer Stahlklinge ähnelnd, konnte er sich in andre Augen einbohren. Und harttönig sprach Konrad von Querfurt den vor ihm Stehenden jetzt an:

„Mit unbedachtsamem Leichtsinn der Jugend habe ich Nachsicht. Die Welle ihres Blutes schlängelt sich nicht träg durch ebenes Land wie der Skamander, sondern stürzt ungestüm von der Felswand. Thöricht ist's, sie wider ihre Natur verkehren zu wollen, in Dämme bändigen, die sie zerbricht. Du aber bist nicht bedachtlos gewesen, Du warest ein frecher Narr, ein blindes Thier. Durch Trunkenheit hast Du Dich

der Vernunft beraubt, einer Jungfrau Schimpf angethan, einen Todtschlag vollführt, den nur der Zufall verhütet. Das sind nicht Verirrungen junger Kraft, Frevel sind's am inneren Recht, Dir und Deinem Stand zur Schande. Als ein Erbtheil schlechter Abkunft magst Du's in Dir tragen, unfähig, sie zu bessern; doch das verringert Deine Schuld nicht, noch die Gerechtigkeit der Strafe, die ihr bemessen worden. In den Köpfen der Stadtbürger hat Dein Thun die glimmenden Kohlen zu aufschlagenden Flammen geschürt; sie sind heute noch durch Klugheit gedämpft. Aber sie fühlen die Stärke ihrer Vereinigung, ducken sich nur zum Sammeln ihrer Kraft, und wohin sie, neu auflodernd, greifen werden, steht in Niemandes Voraussicht. Das hast Du mir, der geistlichen und weltlichen Ordnung, zugefügt. Ich hätte Dich Deinem verdienten Geschick überlassen sollen; was mich unverständig davon abgehalten hat, weiß ich nicht. Dann spielte der Wind jetzt mit Deinem Gebein."

Nicht lauthallend, doch hörbar mit der Schärfe heftiger innerlicher Erregung hatte der Sprecher die kurz hervorgestoßenen Sätze, ohne auf ihre sonstige klassische Abrundung bedacht zu sein, vom Mund gebracht; sie hielten über den Schuldigen ein Gericht,

dessen Spruch noch ausstand, aber keinem Zweifel unterlag. Zum erstenmal war Ludolf Ostermant aus seiner Sinnesverlorenheit zu sich, zu einem Begreifen des Geschehenen, gekommen; Lebensdrang wachte in ihm auf, und die letzten Worte durchliefen mit kaltem Schauer seine Glieder, als würden diese an einem Balken vom Wind gerüttelt. Doch zu entgegnen vermochte er nichts; von dem, was ihm vorgehalten worden, konnte er nichts abmindern. Er hätte wohl sagen können, daß er nicht die Absicht gehegt, den Alten tödtlich zu Fall zu bringen, sondern ihn nur im Rausch aus Nothwehr gewaltsam von sich gestoßen habe. Aber dies erschien ihm überhaupt geringfügig, fast nichtsbedeutend gegen das Andere, dessen er sich wirklich schuldig gemacht. Nicht die an Jutta Herimann verübte Gewalt war's — er hatte sich als Vagant schon öfter um das Sträuben einer hübschen Dirne nicht bekümmert — aber daß er den Arm um sie geschlungen und sie als das belebte Wunderbildniß seiner Phantasie geküßt habe, damit, bedünkte ihn, hatte er ein Verbrechen, gleich einer blasphemia, begangen, zu deren Sühne er mit Recht zum Tod geführt worden wäre. So stand er wortlos, niedergesenkten Blickes da, furchtgefaßt, den zornigen Augen des Kanzlers zu begegnen. Denn herausfühlbar war's

dieser mehr als der Bischof, der den Stab über ihn brach; die unliebsame Aufstachelung der Bürger zur Anmaßung eigenen Rechtes fiel bei Konrad von Querfurt als schwerstes Gewicht in die Wagschale seines Urtheils. Er hatte sich fortgewandt und schritt wieder einigemal im Gemach hin und her; dann begab er sich gegen Ludolf zurück und sprach:

„Factum non potest reddere infectum Jupiter.[32]) Strafe trifft den Thäter, nicht die That, dient zu keinem wirklichen Zweck. Du hast mir im Schnee Handleistung gethan, die ich Dir heute vergolten; wir sind wett, Du gehst mich nicht weiter an. Des Dienstes bei mir bist Du ledig; begieb Dich wieder zu Deinen Goliarden, für Anderes bist Du nicht brauchbar. Man wird Dir das Thor öffnen, damit Du sogleich die Stadt verlassen kannst. Wenn die Brüder der Tochter des Gildemeisters Dich morgen noch betreffen, schütze ich Dich nicht mehr. Nicht hier und nirgendwo in meinem Bisthum; nutze die Nacht, über seine Grenzen zu gelangen."

Das Blut war dem Landesverwiesenen zu weißer Blässe aus dem Gesicht gefallen. Alles vergessend, brachte er nur, mit halbgelähmter Zunge stammelnd, in deutscher Sprache hervor: „Ich soll von hier fort — Eure Gnaden stößt mich aus Eurem Land —?"

Der Bischof machte eine kurze Kopfbewegung. „Das heißt, auch aus Deinem — ich besinne mich, Du sagtest es. Willst Du mir vorhalten, daß ich mein Landeskind verjage?“

Er schwieg ein paar Augenblicke, fuhr danach fort: „Du hast mir bei Nacht den Weg in's Kloster gewiesen, ich will Dir das Gleiche thun. Wo bist Du zur Welt gerathen?“

„Unweit von der Winzenburg.“

„So gehörst Du vermuthlich dem Kloster Lamspringe an. Ich will Dir eine Schrift an den Propst Gerhard geben, ob er Dich in Dienst und Zucht aufnimmt. Wie heißt Dein Geburtsort?“

„In Hildolfshusen bin ich als Knabe aufgewachsen.“

Ludolf Ostermant beantwortete die Fragen mit dem Mund, ohne Denken; Alles in ihm verging unter einem einzigen schreckvollen Bangen. Der Kanzler wiederholte: „Hildolfshusen? Was ist das?“

„Ein kleines Dorf im Bergwald, nach Eurer Gnaden Wort zum Kloster Lamspringe gehörig.“

Der Blick Konrads von Querfurt nahm alles gewahr. Er trat rasch zu einem Kerzenträger hin, dessen Lichtflamme zu hoch aufschweifte, und blies sie aus. Sich wieder umwendend, verblieb er noch kurz auf dem Platz, nur seine Augen hielten sich nach dem

jungen Cleriker hinübergerichtet. Dann kehrte er zu diesem zurück und fuhr in dem unterbrochenen Verhör fort:

„Du sagtest — was war's? — im Bergwald. Wer sind Deine Eltern?"

Als ein ungewöhnlicher Klang kam's aus seinem Mund, denn, wie die Antworten Ludolfs in die Volkssprache verfallend, stellte auch er die Frage auf Deutsch, und so ging jetzt die Wechselrede weiter. Etwas zögernd versetzte der Befragte:

„Mein Vater trug den Namen Thiedolf vom Busch."

„Warum dann heißt Du Ostermant?"

„Ich glaube, er war's nicht in Wirklichkeit."

„So bist Du ein Mantelkind, das im Ostermonat die Welt erblickt?"

Nach uraltem sächsischen Herkommen nahm ein Ehemann ein Kind, das nicht sein eigenes war, doch das er gleich solchem anerkennen wollte, zur Kundgabe und Bestätigung dieses Willens vor Zeugen unter seinen Mantel. Da Ludolf schwieg, fügte der Bischof drein:

„Lebt Dein Mantelvater noch?"

„Nein, er ist früh gestorben. Für mein Gedächtniß früh, er stand wohl an Alter weit über meiner Mutter."

„Und Du bliebst bei ihr? Welchen Namen führte sie? Ich meine, von welcher Abkunft war sie?“

„Ich war klein, doch weiß es noch, einmal hörte ich das Wort ‚hold‘ sprechen, ohne zu verstehen, was es bedeute. Erst später erfuhr ich's, da ward es mir zu Einem mit meiner Mutter. Und dann vernahm ich auch, es gehöre ihr zu.“

„Was heißt das?“

„Sie hieß so, ihr Name war Holda.“

Konrad von Querfurt sah dem Antwortenden in's Gesicht, doch nicht mehr mit der strengen Schärfe des Blicks von zuvor. Nach einem Schweigen erwiederte er langsam:

„Du scheinst im Gemüth besser zu sein, als Deine gestrige That, ein guter Sohn, dessen Herz an seiner Mutter hängt.“

„Ich that's, so lang sie lebte.“

„Ist sie — so lang sie lebte, sagst Du —“

„Mir steht's vor, sie war wohl zu zart für den rauhen Wald, drin wir hausten, und man begrub sie auch bei'm Kloster Lamspringe, als ich noch ein Knabe war.“

„Da warest Du ein ganz Verlassener.“

In den Zügen des Bischofs stand zu lesen, seine Beurtheilung Ludolf Ostermants habe sich mehr und

mehr zu Gunsten desselben verändert. Ihn stehen lassend, schritt er wieder auf und ab, in stummes Nachdenken versunken. So geraume Zeit lang, daß es fast schien, er habe die Gegenwart des jungen Mannes vergessen und seine Gedanken seien von wichtigeren Angelegenheiten abgezogen worden. Aber dann hielt er einmal, sich plötzlich umwendend, an und sprach:

„Deine Jugend hat kein Vater behütet, und auch Deine Mutter konnte Dir den in's Blut gelegten Ungestüm nicht zügeln, denn sie starb. Du warest ein zwiefaches Waisenkind in der Wildniß des Lebens, nicht zu harter Verdammung geschaffen, sondern zum Mitgefühl. Wie ist es geschehen, daß Du zum Cleriker wurdest?"

„Der Propst Berno, des heutigen Vorweser, nahm mich in's Kloster, drin ich Küchendienst leistete. Dann, als ich heranwuchs, glaubte er mich zu Andrem fähig und gab mir Unterricht in der lateinischen Sprache, bis er verschied. Da duldete die Aebtissin mich nicht länger im Kloster der Schwestern und —"

Konrad fiel ein: „Und Du wurdest zum Vaganten, wie ich Dich im Schneewald antraf. Nicht aus Zufall, vielmehr durch Fügung Gottes, ich erkenn' es jetzt; was der Propst Berno an Dir begonnen, sollte

ich weiterführen, so nahm ich Dich in meinen Dienst Der Bischof kann Dich, vorderhand wenigstens, nicht darin belassen, doch Dein Landesherr verstößt Dich nicht mehr, seitdem ich Dich näher kennen gelernt."

Mit rother Lebensfarbe war das Blut in's Gesicht Ludolf Ostermants zurückgeflossen, er warf sich auf seine Knie, und die des Kanzlers mit den Händen umfassend, stammelte er: „So darf ich hierbleiben — Eure Gnaden behält mich —"

Nun wechselte Konrad von Querfurt die bisherige Sprache, versetzte wieder in lateinischer: „Ich muß in Erwägung ziehen, was am besten geschieht; verlasse morgen den Bischofshof nicht, damit Du Dich in der Stadt keiner Gefahr aussetzest. Deine Freudigkeit redet von einem Drange Deines Inneren, nicht von mir zu gehen; ich habe Dich herb angelassen und fügte Dir Unrecht zu. Dessen macht sich schuldig, der erkenntnißlos im Zorn verdammt; vergieb mir's und beschwichtige, was meine Heftigkeit über Dich gebracht."

Der mild Sprechende streckte die Hand nieder, mit der er ein paarmal, gleich seinen Worten beschwichtigend, leicht über das Scheitelhaar des Knieenden hin und wider glitt; dann fuhr er fort: „Steh auf, und die Nacht bringe Dir guten Schlaf, daß

die Erinnerung an gestern und heut' von Dir absinke wie ein Traum. Ich habe jetzt Pflichten nachzukommen. Deine Sprache hat mich überrascht, Du drückst Dich besser, als die Meisten in deutscher Zunge aus, sie kommt ungewöhnlich aus Deinem Munde, so daß sie fast wohllautend im Ohr tönt. Die Gabe magst Du wohl von Deiner Mutter empfangen haben, daß auch der Klang ihrer Stimme hold gewesen."

Ludolf Ostermant hatte sich aufgerichtet, aus strahlenwerfenden Augen blickte er vor sich hinaus, wiederholte jetzt: „Wie ein Traum — nein — Wirklichkeit war es, hoher Herr — Du sagst, von Deiner gütigen Fügung ist sie mir geschehen. Aber wem führtest Du dazu die Hand — denn kein Traumgebild war's — das löst die Arme nicht von Fesseln —"

Einfallend antwortete der Bischof: „Meiner Niftel Maria, die ich bei mir herberge, dankst Du Deine Befreiung. Ich bat sie darum, und sie willfahrte mir, denn ihr Herz ist weich, das Dir drohende Schicksal rührte sie zum Mitgefühl."

Ein freundlicher Handwink verabschiedete den so unverhofft wieder in Gnade Aufgenommenen, doch er blieb noch stehen und brachte stotternd hervor:

„Sie hat mein Leben gerettet — es gehört ihr —

nach dem alten Recht hat sie es mir — und bin ich ihr dafür schuldig, was sie —"

Die Züge des kaiserlichen Kanzlers hatte bisher, auch nachdem sein Zorn sich in sanftere Regung umgewandelt, ein ernster Ausdruck überlagert gehalten. Jetzt zum erstenmal umspielte seine Lippen ein Lächeln, mit dem er entgegnete: „Sie ist anspruchslos und fordert nichts von Dir; Du schuldest ihr nichts als Dank. Vielleicht kannst Du ihn bewähren, das will ich weiter in Ueberlegung ziehn. Nun geh und lege Dich zum Schlafen, Ludolf Ostermant. Der Vorsehung Wille war's, daß ich gut machen solle, was Deine Geburt an Dir gefehlt hat. Richtet nicht, spricht das Evangelium, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Des Kanzlers Auge war verschlossen und der Bischof mußte es ihm öffnen. Ich segne Dich aus der Befugniß, die mir der Himmel verliehen. Bewähre Dich meiner väterlich gnädigen Gesinnung würdig; morgen lasse ich Dich rufen."





VIII.

Die Lindheit und Schönheit der Witterung erhielt sich fort; wie schon seit bald zwei Jahrhunderten glimmerten die Bildwerke der ehernen Domthürme im Sonnenlicht, und Goldstrahlen umringelten die hochragende Gedächtnißsäule des heiligen Bernward, ein Nachbild der in Rom vor der Basilica Ulpia zu Ehren des Cäsar Trajanus schon vor tausend Jahren aufgerichteten Säule. In den Städten um den Harz und am allerfrüheſten in Hildesheim war zuerst, bereits im Anfang des elften Jahrhunderts der Trieb zur Nachahmung der bildenden Künste des Alterthums aufgewacht, und die Phantasie des Domschülers Konrad von Querfurt, sein Sinn für Schönheit von Formen, mochten daraus junge Nahrung gezogen haben. Nicht von Stein, sondern aus Erzguß badeten sich die Thürplatten und die Säule in der Sonnenflut, die auch über das Zweiggeflecht

der wilden Rose hinfloß. An dem ließen sich verstohlene Ansätze zu Frühlingssprossen erkennen, doch nur winterlicher Glanz ohne Sommerwärme war's, was auf sie fiel, und die Knospen blieben ohne Regung in Schlaf und Traum.

Gegenüber lag der Bischofshof, einer Burg gleich, oder mehr noch einem stolzen Fürstenschloß, denn auch in solchen Bauten war Hildesheim den übrigen im Reich vorangegangen und Prachtliebe seiner Bischöfe bedacht gewesen, ständig an ihnen weiter zu bessern und zu verschönen. Getreppte Giebel, Söller und bethürmte Erker wehrten einer Einförmigkeit des Baues, schufen ihn zu einem vielgestaltig wechselnden Bild. Wo dies äußerlich durch Häufung des Schmucks am meisten den Blick auf sich zog, barg sich dahinter auch das am reichsten ausgestattete Gemach des Bischofshofes. Die Wände waren mit flamändischen Thonfliesen getäfelt, auf denen gefärbte Wappen, Thier- und Pflanzenbilder eingegraben standen; Teppiche überdeckten vollständig den Estrich, bunte Kissen die Seitenbänke einer großen Fensternische, die, um eine Stufe höher als der übrige Raum, gleichsam wie eine kleine Thronkammer in ihn herabsah. Selbstverständlich war das Gemach eine ‚caminata‘ oder Kemenate, sogar mit zwei Kaminen versehen; von der Decke

hing ein kerzenbesteckter Kronleuchter herab, und gleichartige Armleuchter streckten sich glitzernd an den Wänden vor. Auf einem Tisch standen allerhand zierliche Schmuckkästchen, daneben lag eine geöffnete Elfenbeinkapsel, aus der ein kleiner metallener Handspiegel, von fein ausgeschnitzter Umrahmung eingefaßt, aufblinkte. Ein Tischchen in der Nische dagegen funkelte und sprühte im hellen Vormittagslicht förmlich von Glanz, den ein Schachzabel mit seinen draufstehenden Figuren um sich warf. Die Felder des Spielbrettes wechselten mit eingelegten Gold- und Silberplatten, und die Gestalten drauf bestanden aus Elfenbein und Ebenholz, die hellen oben mit leuchtenden Saphiren, die schwarzen mit Rubinen gekrönt. Sie stellten eine eigenthümliche Durcheinandermischung der im Morgen- und Abendland bräuchlich gewordenen Figurenbilder dar. Die Rochen behaupteten noch ihren Ursprung als indische Streitwagen, dagegen hatte französische Mode den Schah und seinen Vezier zum König und seiner Dame, der Königin, umgewandelt. Nach deutschem Brauch erschienen die Springer als zu Roß sitzende Ritter, während die Läufer, englischem Vorbild folgend, zu Bischöfen geworden waren; die roh aussehenden Bauern in plumper Tracht hießen Wenden oder Sorben, die deutsche

Mißachtung der slavischen Volksstämme ausdrückend; sie ragten fast fußhoch auf, von den Andern noch um das Doppelte an Höhe übertroffen. Die Kreuzzüge hatten schon seit einem Jahrhundert das Schachspiel nach Europa gebracht, wo es jedoch erst durch die Hohenstaufer, die sich ihm mit besonderer Vorliebe hingaben, einen allgemeinen Aufschwung genommen, so daß seine Kenntniß an ihren Höfen zu den Erfordernissen seiner Geistesbildung zählte.

In dem Fensternischenraum auf der kissenbelegten Bank saß vor dem Schachzabel die Befreierin Ludolf Ostermants, die Konrad von Querfurt ihm wie dem Dompropst Herbord Maria benannt, und bewegte einige der aufgestellten Figuren zu hin und wider wechselnden Zügen der lichten und der dunkelfarbigen. Sie trug keinen Schleier jetzt, und das schmale, frei zur Schau gebotene Antlitz erschien noch jugendlicher; ihr Alter konnte kaum erst das sechzehnte Lebensjahr überschritten haben. Als sie aus dem Portal des Bischofshofes hervorgetreten, hatte auf ihrem Gesicht ein wenig angenommene Würde gelegen, doch nun sprach nichts daraus, als eine unsagbare, beinah noch kindlich-mädchenhafte Lieblichkeit. Sie trug eine Hauskleidung, aber auch die war anders als sonst Frauentracht in deutschen Landen, von seltsam farben-

reicher Pracht und gleichfalls nicht dem bräuchlichen Zuschnitt gemäß. So saß sie da, an einen märchenhaft gefiederten, von Käfigwänden eingehegten fremdländischen Vogel erinnernd; manchmal suchten die dunklen weichen Haarwellen sich vom Scheitel herabzudrängen, dann strich ihre Hand sie mit einer Bewegung voll natürlicher Anmuth hinter den goldenen Stirnreif zurück.

Die von ihr auf dem Schachbrett ausgeführten Züge ließen entnehmen, daß sie den Gang der Figuren und die Regeln des Spieles kenne, doch sichtlich befanden sich ihre Gedanken nicht recht dabei, schweiften mit den bald hierhin, bald dorthin gehenden Augen ab. Aus denen leuchtete es in den Wintertag wie ein ganzer Frühling von tiefdunkelblauen Blüthen, doch auch ein Ausdruck, der den Vergleich mit einem fremden Vogel noch zutreffender machte. Wie ein solcher, der sich aus einem Käfig in die freie Weite hinaussehne, sah sie umher, zumal wenn ihr Blick durch's Fenster auf die draußen von der Dommauer niederrieselnden Sonnenstrahlen traf. So im Glanz lag dort alles, als müsse es auch von köstlicher Wärme überflossen werden.

Sie stand auf, und wie sie von den Stufen herunterhüpfte, war's auch dem Schweben eines fittich-

getragenen Vogels ähnlich, der dem aufgewachten Drang nicht länger widerstehen konnte; doch hatte sie sich wie andre Menschen auf zwei Füßen bewegt, die unter dem Seidenbrokat des Gewandes zum Vorschein gekommen, mit fast nur sandalenartigen Schuhen aus einem überaus weichen, rothen Leder bekleidet. Die Ränder derselben aber umzog eine sonderbare, aus ineinander greifenden Quadratlinien sich zusammenreihende Silberborte, und den weiten Ausschnitt über dem Reihen füllte ein mit seltsamen Pflanzen farbig besticktes, schmiegsames Goldgewirk.

Rasch nun ging sie einer kleinen Thür zu, öffnete diese und trat auf einen Söllervorbau hinaus. Draußen indeß empfing die Decemberluft sie nicht nach dem Anschein von innen; hier lag kalter Schatten, in dem es ihr sichtbar die Glieder mit einem frostigen Gefühl überlief. Es war doch besser, drinnen im warmen Käfig zu bleiben; eine Bewegung zeigte, daß sie zurückkehren wolle. Aber da klang von unten ein Geräusch auf, das sie dennoch den Fuß noch weiter vorsetzen und den Kopf über die Söllerbrüstung hinausbeugen ließ. Und wie ein Vogel bei ungewohntem Anblick blieb sie in der Stellung und hielt die Augen hinuntergerichtet.

Hufschlag verursachte das Geräusch; ein kleiner Trupp von Reitern, ungefähr ein Dutzend, näherte sich dem Bischofshof. Die Mehrzahl trug schwere ritterliche Panzerrüstung, nur wenige Knappen in schienenbesteppten Lederröcken, mit topfartigen Eisenkappen auf dem Kopf, folgten drein. Als Vorderster der Schaar aber ritt Einer, der sich durch seine Erscheinung völlig von den Uebrigen abhob. Auch durch seine Größe, er überragte alle andern wohl fast um Hauptlänge.

Ein noch jugendlicher, kaum mehr als zwanzigjähriger Mann war's, äußerst kraftvollen, beinah ungeschlachten Wuchses, blondhaarig, mit hellblauen, trotzig blitzenden Augen. Das Alles bekundete zweifellos deutsche Abkunft, seine Tracht wies nach Frankreich und dort aufgekommenen vornehmen Ritterbrauch hinüber. Eng umschloß ihm vom Hals bis zu den Füßen den ganzen Körper ein aus feinen Stahlringen ineinander geflochtenes Panzerhemd, von dem sich eine gleichartige Eisenkapuze, ebenso fest anliegend, den Nacken und den Kopf bis zur Stirn bedeckend, heraufschlug. Ueber dem Rüstkleid trug der Reiter einen kurzen, ärmellosen Rock von blutrother Farbe, der nämlichen, die das Grundfeld seines Schildes zeigte, auf dem sich ein goldener Löwe zum

Sprung anschickte; ein brauner Bärenpelzmantel, nur unter dem Kinn mit einer Spange geheftelt, doch nach vorn offenklaffend, hing von den Schultern zurück. Es besagte, der Träger brauche nicht andre Erwärmung als die ihn vom eigenen feurigen Blut durchfließende; ein mächtiges, zweihändiges Schwert steckte in seinem Gurt. So vereinigte sich in ihm ein Doppelwesen von unbändiger deutscher Kraft und äußerem fränkisch-höfischem Gebahren. Zu sehen war's, diesem entgegen müsse sein Sinn und seine Zunge schroff-ungeschmeidig sein; als eine Verkörperung männlicher Stärke bot er in gewisser Weise einen schönen Anblick dar, doch keinen einnehmend-gewinnenden. Obwohl nichts Verstecktes, keine Falschheit aus seinen Zügen sprach, konnten sie kein Zutrauen und Zuneigung erwecken, flößten ein Gefühl ein, er gleiche dem die Tatze zu wildem Zuschlag bereit haltenden Wappenthier seines silbernen Schildes.

Beim Heranreiten den Bischofshof in's Auge fassend, als ob er die Festigkeit der Mauern desselben prüfe, glitt sein Blick auch über den Söller und traf auf das Gesicht der sich neugierig von der Brüstung Vorbeugenden. Kurz stutzte er, doch hob dann schnell den dunkelglimmernden Eisenarm und winkte hinauf.

Die Handbewegung war wohl auch von höfisch-gewandter, einer Dame huldigender Art, aber aus dem Begleitblick der Augen flammte etwas so verwegen Haftendes, sich Einbohrendes, daß unwillkürlich das in's Freie herausgeschlüpfte zauberische Vöglein droben davor zusammenschrak und eilig in seinen reichen Käfig zurückflüchtete. Der Reiter hielt noch das Gesicht nach dem leer gewordenen Söller verwandt, dann schwang er sich vom Roß und ließ sich bei Seiner bischöflichen Gnaden anmelden. Wie er die Treppe emporstieg, schütterten die Stufen unter seinem Tritt.

Merkbar weniger der Hildesheimer Bischof als der kaiserliche Kanzler war's, der den unerwarteten Ankömmling empfing. Mit bemessenem Anstand sich vor einem vornehmen Herrn verneigend, begrüßte er ihn in deutscher Sprache: „Ich wußte nicht, daß Ihr Euch zur Zeit im Reich aufhieltet, Herr Graf von Poitou.“

„Mir erging's gleich mit Euch, Herr Bischof. Ich glaubte Euch fern im Süden und vernahm erst unterwegs von Eurer Anwesenheit in Eurem Bisthum. So ritt ich Hildesheim nicht vorüber, wie ich es sonst gethan hätte.“

Auch aus der Sprache des Antwortenden, obwohl die deutsche unverkennbar die ihm von der Ge-

burt mitgegebene war, kam ein französisch-normannischer Anklang; augenscheinlich zwang er sich gegen seine Natur zur Beobachtung höflicher Formen. Konrad von Querfurt erwiederte ebenso artig: „Ihr laßt mir damit eine Auszeichnung zu Theil werden. Vergönnt mir, Euch in meinem Hause niederzulassen. Euch bringt auch der Weg vom Süden her; führt er Euch nach Braunschweig?“

„Nach Lüneburg, wo mein Bruder sich gegenwärtig hält; es sind Jahre vergangen, seitdem ich nicht hier im Lande war, seit meines Vaters Tod. Ihr seid hoch gestiegen in der Zeit; es geziemt sich, einem Nachbarn von solcher Bedeutung die Ehren zu erweisen.“

Beide hatten sich gesetzt, Konrad entgegnete mit einer kurzen, von leichtem Lächeln begleiteten Verneigung. Die letzte Aeußerung hatte sich beflissen, eine Ehrerbietung des Jüngeren vor dem Aelteren, dem Bischof und kaiserlichen Kanzler auszudrücken, aber ein Ton war hindurchgeklungen, als ob der Letztere Empfänger einer Ehre sei, die ihm ein hoch über ihm Stehender zu Theil werden lasse. Zungengewandt lenkte Konrad von Querfurt das Gespräch auf die rauhe Jahreszeit, von der das Reisen beschwerlich gemacht werde, doch sein Besucher fiel ein:

„Mich däucht's bei Euch wie in der Provence; ich sah beim Kommen, die Rosen blühen an Eurem Hause im Winter."

Ein kurzer Blick des Kanzlers überflog das Gesicht des Sprechers, er versetzte: „Ihr meint den Rosenstock am Dom, Herr Graf; die Sonne drauf täuscht, erst im Frühling wird er zur Blüthe kommen. Als ich hierher gelangte, deckte tiefer Schnee ihn zu —"

Ohne abzubrechen, erzählte er weiter von der Schneenacht, in der er sich bei seiner Herkunft verirrt habe, obwohl der Andere ihm mit merkbaren Zeichen von Gleichgültigkeit und Ungeduld zuhörte. Als er endlich innehielt, stieß jener mit einer ungestümen Plötzlichkeit die Frage hervor:

„Sind Eure Nachrichten über die Gesundheit der Majestät des Kaisers befriedigend, Herr Bischof?"

Der Befragte entgegnete: „Eurer Nachfrage zu Dank, Herr Graf; meine Nachrichten vermöchten nicht günstiger zu lauten."

„Ich vernahm, er solle in Apulien von einem Fieberanfall betroffen sein. Das machte mich besorgt."

„So beglückt es mich, zu Eurer vollen Beruhigung verbürgen zu können, daß solches Gerücht und

Eure Besorgniß auf einer durchaus unbegründeten Täuschung beruht. Des Kaisers Majestät gebot nie über unerschütterlichere Kraft, als gegenwärtig."

Der ‚Graf von Poitou‘ Benannte erhob sich mit einem Ruck vom Sitz, daß die Ringe seines Panzerhembes klirrten. Auch der kaiserliche Kanzler stand auf; um die feinen Lippen spielte ihm ein Ausdruck von Geringschätzigkeit, als ob sie nach innen sprächen: ‚Du bist ein plumper Bär.‘ Laut aber fragte er: „Ihr wollt doch nicht schon wieder aufbrechen, Herr Graf?"

„Die Wege nach Lüneburg sind noch weit und schlecht, ich könnte bei längerem Verweilen im Schnee stecken bleiben, wie Ihr." Der Antwortende setzte den Fuß vor, doch fügte, den Kopf drehend, lachenden Tones nach: „Was für einen fremden Vogel haltet Ihr Euch denn droben im Käfig?"

Mit verwunderter Miene sah Konrad ihn an. „Ich verstehe nicht, wovon Ihr redet."

„Bei'm Anritt nahm ich auf dem Söller ein junges Weib gewahr, dessen Haar und Augen nicht aus unserm Land stammen und wie man es im Hause eines Bischofs nicht anzutreffen erwartet."

„So müssen Euch diesmal Eure Augen getäuscht haben, Herr Graf, daß sie Besonderes an einer dienen-

den Magd zu sehen vermeint; vielleicht befindet sich eine in meinem Hause, die wendisches Blut in sich trägt. Wie's wohl in Eurer letzten Bemerkung lag, ist der Blick eines Bischofs nicht gewöhnt, auf die äußere Gestaltung von Frauen Acht zu geben."

Dem jungen Ritter schoß das Blut roth in den Kopf, seine Zunge war außer Stande, sich mit der des Kanzlers zu messen. Ohne etwas zu erwiedern, stampfte er heftig den rechten Fuß auf den Boden, daß sich sein großer Goldsporn in dem Teppich verwickelte und erst mit starkem Ruck, einen klaffenden Spalt durch das Gewebe reißend, daraus losmachen konnte. Kurz darauf niederblickend, stieß er vom Mund: „Entschuldigt, ich glaubte, ich hätte mein Roß schon unter mir. Meine Zeit drängt. Gehabt Euch wohl!"

Konrad von Querfurt versetzte mit artigster Liebenswürdigkeit: „Ich bedaure, daß Ihr Euch verfingt, doch Ihr hinterlaßt mir damit ein schätzbares Angedenken an die Ehre Eures Besuches. Nehmet den Segen des Bischofs mit Euch auf Eure Weiterreise, Herr Graf."

Um wenige Augenblicke später schwang dieser sich drunten wieder in den Sattel, wandte das Gesicht noch einmal dem Söller zu und ritt mit seinem Ge-

folge davon; er mußte wegkundig in Hildesheim sein, denn ohne Zögern schlug er die Richtung zum Petrusthor ein. Hinter ihm trat der Kanzler auf den Vorplatz hinaus, wo er einem wachthaltenden Wehrmann gebot, den Reitern nachzufolgen und in Obacht zu nehmen, ob sie vor'm Stadtthor den richtigen Weg nach Lüneburg zu einschlügen. Dann begab er sich in das Gemach zurück, heftete die Augen auf das Loch im Teppich und sprach vor sich hin: „Vestigia leonis — non convenit — ursi vestigia.“

Um den Mund spielte ihm ein Anflug zum Lächeln bei den Worten, doch schwand gleich wieder ab; seine Stirn hatte sich umwölkt, geraume Zeitlang schritt er, in Nachdenken vertieft, hin und wider, bis der Wehrmann mit der Meldung zurückkehrte, der Reitertrupp habe sich vor'm Thor nicht gegen Norden gewandt, sondern sei auf der östlichen, nach Braunschweig zu führenden Straße fortgeritten. Der Empfänger der Nachricht nickte: „Gut; Du kannst gehen"; allein geblieben murmelte er halblaut: „So viel Geheimhaltung hat er doch vom Alten gelernt. Aber seine Nachbarschaft gefällt mir für diese Zeit nicht." Kurz stand er noch, verließ dann den Raum und durchschritt den langen Gang, der zur andern Seite des Bischofshofes hinüberführte. Seine Hand

klopfte an eine Thür, durch die ein heller Ruf zurückscholl: „Intro veni!“ [33]) und er trat in das Gemach der jungen Dame ein, die ihn freundlich lächelnd mit dem Gruß: „Salve!“ empfing, dem sie: „Gu—ten Mor-gen, O-heim!“ nachfügte.

Das that sie in der nämlichen Art, wie sie auch drunten auf dem Platz etwas unsicher die deutschen Worte vom Munde gebracht hatte, die hörbar nicht die ihrer Muttersprache waren; doch merklich gab sie sich Mühe bei ihrer möglichst deutlichen Hervorbringung und freute sich dran. Noch eigenthümlicher aber stand ihr die lateinische Rede, und daß sie dieser zweifellos vollkommen mächtig sei. Das fand schwerlich zum andernmal im Reich bei einem jungen Mädchen statt, mit Ausnahme der vom irdischen Leben abgewandten geistlichen Klosterschwestern. An eine solche aber gemahnte sie noch weniger, als durch die farbenfrohe Gewandpracht, mit dem Ausdruck ihres Antlitzes. In dem lag ein wenig Unbefriedigtes, aber gewiß kein weltflüchtiges Begehren.

Auch der Bischof Konrad bediente sich ihr gegenüber, wie bei einem Cleriker, der lateinischen Sprache, doch in etwas andrer Weise als sonst, indem er die deutsche Respectsanrede ‚Ihr‘ nicht mit dem altrömischen ‚Tu‘, sondern mit ‚Vos‘ wiedergab; diese Ueber-

tragung war, wenn auch unlateinisch, im Verkehr niedriger Gestellter mit hoch an Stand und Würden Uebergeordneten aufgekommen, hier indeß bei dem halben Kinde klang es aus dem Munde des dreimal älteren mächtigen Kanzlers und Bischofs eigentlich widersinnig oder wie eine unwillkürliche Huldigung vor dem Zauber so hoher Schönheit. Sonst benannte er sie wechselnd ‚Domina‘, ‚virgo‘ und ‚mea lepida‘; das entsprach den bräuchlichen deutschen Anreden ‚Herrin‘, ‚Jungfrau‘ und ‚mein holdes Kind‘.

Die Umwölkung der Stirn des Kanzlers hatte sich etwas vermindert, doch wie ein Schattenwurf lag es noch auf ihr. Eintretend erwiederte er auf den ihm gebotenen Gruß: „Ihr habt gute Nacht gehabt, hoffe ich. Hegt Ihr einen Wunsch, dessen Erfüllung in meiner Macht steht, Jungfrau, so bitte ich Euch, ihn mir zu nennen.“

Sie deutete durch's Fenster. „Ich wünschte, die Sonne käme zu mir herein, oder ich könnte zu ihr hinaus.“

Doch er schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht erfüllen, es ist zu kalt draußen für Euch; Ihr müßt Euch gedulden, bis der Frühling kommt.“ Einen Augenblick hielt er an, eh' er hinzusetzte: „Ihr habt Euch schon zu sehr ausgesetzt, seid unbehutsam ge-

wesen, Kind, und auf den Söller hinausgetreten — ich meine, Ihr hättet Euch erkälten können."

Lachend warf sie ihr dunkles Gelock zurück. „Ja, Eure Luft hier ist seltsam, Oheim, die Sonne übt Trug. Doch woher wißt Ihr's? Standet Ihr auch draußen und saht mich frieren?"

Konrad von Querfurt erwiederte nicht auf die Frage, sondern streckte die Hand nach den Schachfiguren, die er in ihrer Ordnung aufstellte. Dazu sagte er: „Beliebt es Euch zu spielen?"

Nickend setzte sie sich ihm in der Fensternische gegenüber. Nun faßte er eine der elfenbeinernen Figuren und fragte: „Wie heißt der?"

Rasch antwortete sie auf Deutsch: „Der Kö-nig."

„Und diese?"

„Der Vezier — nein — Ihr sagt die Kö-ni-gin."

Der Kanzler sprach jetzt ebenfalls deutsch weiter: „Wißt Ihr auch den Namen von dieser, Jungfrau?"

„Die seid Ihr sel-ber, mein O-heim, der Bischof."

Durch die Zahl der Figuren ging's fort, und sie wußte alle richtig zu nennen. Konrad äußerte lobend: „Ihr lernet leicht und sicher, Domina, so schwer manches Wort Eurer Zunge fallen mag. Wenn's Euch gefällt, so laßt uns spielen. Die Weißen, bedünkt mich, sind die Hohenstaufer."

Ueberraschend wär's für einen Zuhörer gewesen. Der kaiserliche Kanzler und Bischof von Hildesheim verweilte unverkennbar täglich Stunden hindurch hier im Gemach, um einem jungen Mädchen Unterricht in der deutschen Sprache zu ertheilen, und nutzte als ein bedachtsamer Lehrer auch das Schachspiel für diesen Zweck.

Hurtig griff die alabasterzarte Hand Marias nach den Elfenbeinfiguren: „Da gebt mir die Weißen, mein O-heim!" Und ein wunderbares Lächeln ging über ihre Züge.

Geduldig fügte der Bischof sich, daß sie die Aufstellung umordnete, sagte nur: „So muß der Kanzler wider seinen Kaiser streiten, das wird ihm schwerlich zum Gewinn verhelfen."

Sie begannen das Spiel; nach einigen Zügen fragte seine Gegnerin: „Wie nennt Ihr denn die Schwarzen, O-heim?"

Die Aussprache des letzten Wortes bereitete ihr stets Schwierigkeit. Er antwortete: „Auf sie wird wohl am besten der Name ‚die Welfen' zutreffen."

„Die Wel-fen — was ist das? Sind es Wölfe?"

„Die Worte klingen sich ähnlich, Jungfrau, und Aehnliches bezeichnen sie auch. Beide stehn sie immer auf der Lauer, daß Hirt und Hund ihre Herde nicht

in sicherer Obhut halten. Eurer Zunge wird's leichter fallen, sie ‚Guelfen' zu heißen."

„Die Guel-fen — von denen habe ich schon gehört. Sind das auch die Wel-fen? Sie sind arg. Sie lieben nicht die Ghibellinen und die Hohenstaufer."

Eigenthümlich war's, wie leicht und klar sie das letzte Wort hervorbrachte, von dem anzunehmen gewesen, es müsse ihr schwer fallen; nur sprach sie's eigen mit dem Ton auf den ersten Silben, wie die ‚hohen Staufer' aus. Der Kanzler entgegnete leichthin: „Ihr aber, so erscheint's, liebt sie eher, Kind."

Da ging's wie die Sonne über Marias Antlitz, aus ihren Augen sprühte es wie Amethystgeleucht, auflachenden Uebermuths rief sie: „Ihr seid ein Guelf, O-heim — hütet Euch vor mir — ich bin eine Ghibelline!"

Die Warnung war berechtigt, der Fortgang des Spiels stellte es heraus. Mit der schönen Hand führte sie auf dem Goldbrett ihr weißes Heer wie ein alter Feldherr; ihre Königin vor allen gewann, wohin sie schritt, den Sieg. Eine Weile noch, dann konnte sich der Kanzler, der das Reich lenkte, auf dem Schachzabel gegen das Kind nicht länger behaupten. Geschwind ihre Königin weit über die glimmernden Fel-

der schwingend, rief sie triumphirend: „Der Wel=fen=fürst ist mat — er muß das Knie beu=gen vor dem hohen Staufer."

Ein Anflug von Verdruß überhuschte die Züge des Bischofs, daß er trotz aller seiner Klugheit und dem ernsthaften Bestreben, sie zu nutzen, sich gegen das junge Ding nicht zu wehren vermocht. Allein sein Mißmuth schwand rasch ab und er sagte lächelnd: „Ihr habt das Spiel von Kindheit auf erlernt und seid die Domina. Und zumal, wenn Ihr den Adler wider den Leuen führt, kann der nicht Stand halten."

Die junge Siegerin wiederholte: „Den Leuen"; dann verfiel sie plötzlich in lateinische Sprache zurück, offenbar weil sie etwas zu sagen beabsichtigte, was sie auf Deutsch nicht gelenk auszudrücken wußte, und fügte hinterdrein:

„Ihr wißt doch, Oheim, daß ich ungehorsam gewesen und in die kalte Luft draußen hinausgetreten bin. Da habe ich einen Ritter mit einem Löwen auf dem Schild vor'm Haus anhalten gesehn. Wer war das? Er hat mir nicht gefallen."

Einige Augenblicke schien's, als sei der Kanzler unschlüssig, ob er die Frage beantworten oder, sie klug übergehend, das Gespräch auf andres ablenken wolle. Allein dann erwiederte er:

„Otto von Braunschweig war's, Jungfrau, der jüngere Sohn des im Vorjahr verstorbenen Herzogs von Sachsen, Heinrichs des Löwen; er kommt vom Süden Frankreichs her und reitet zu seinem Bruder Heinrich, dem jetzigen Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Seine Mutter war eine Schwester des Königs Richard von England, des wilden, den man Löwenherz nennt, und seinem Vater in die Verbannung durch den Kaiser Friedrich nachfolgend, ist er am Hofe seines Oheims aufgewachsen; der liebt ihn, als von gleicher unbändiger Art mit ihm, und gedachte, ihn zum König von Schottland zu erheben. Doch gelang das nicht, drum belehnte er ihn mit seinen französischen Landen Poitou und Aquitanien, der König Philipp hat manch' Uebles davon befahren."

Die Zuhörerin hob unwillkürlich den Kopf und sprach fragend nach: „Philippus rex?"

„Der König Philipp von Frankreich. Bei einem Ritterspiel soll er eine Wette mit dem König Richard gemacht haben, da dieser gesagt, sein Schwestersohn werde noch einmal des Reiches Krone tragen. Was Otto von Braunschweig zur Zeit nach Deutschland bringt, weiß ich nicht; er sprach bei mir vor, um Erkundigung nach der Gesundheit des Kaisers ein-

zuziehn. Doch giebt's auf der Welt kaum Einen, der diesen und die Hohenstaufer mehr haßt; nicht allein, weil sie das mächtige Reich seines Vaters zu kleinem Trümmerstück zerbrochen haben, auch weil der Kaiser Heinrich ihn lange Zeit als Geisel und Bürgen für die Treue des Löwen in Gefangenschaft gehalten. So habt Ihr vorhin den Obersten der Welfen mit Augen gesehn, Domina, und ich glaube wohl, daß er Euch, ohne Wissen, wer er sei, nicht zu gefallen vermocht."

Die Art, in welcher der Sprecher sich ausführlich über die zur Rede gelangte Persönlichkeit ergangen hatte, war die eines Lehrmeisters gewesen, der jeden geeigneten Anlaß wahrnahm, eine ihm anvertraute Schülerin zu unterrichten; wie zuvor in der deutschen Sprache, so jetzt eben über die Verwandtschafts-Verhältnisse und Angehörigen des welfischen Herzogshauses. Der Kanzler erhob sich nun, trat an's Fenster und blickte auf die lichtbeglänzte Dommauer hinaus. Dann äußerte er, wieder den Kopf umwendend, in scherzendem Ton:

„Ihr beklagtet Euch, mein Kind, als ich kam, daß die Sonne Euch hier nicht besuche, sondern unbegreiflicher Weise mehr Vorliebe für die Wand drüben bezeige. Das ist sehr einsichtslos von ihr ge-

handelt, doch ich kann es leider nicht ändern, sie nicht zu Euch hereinnöthigen; selbst der Kaiser und der Papst Cölestin wären dazu außer Stande, sonst würde ich meine Boten an sie absenden mit der Bitte, ihr Befehl zu ertheilen, daß sie Euren Wunsch erfülle. So muß ich nachsinnen, was ich für ihn zu thun vermag, denn ich fühle gar wohl mit Euch, Ihr müßt in diesen Gemächern gegen Mitternacht die Sonne unleidlich entbehren. Es ist erforderlich, daß Ihr andre Räume bewohnt; welche mir dazu am besten geeignet erscheinen, werde ich Euch kund-thun, wenn ich am Abend mich um die gewohnte Zeit zur Lehrstunde bei Euch einfinde. Gestattet mir, Euch jetzt zu verlassen, Domina; bei meiner Wiederkunft müßt Ihr billig mir die Führung der Ghibellinen vertrauen, damit ich suchen kann, ihre edlen Häupter gegen welfische Angriffe zu sichern."

Er deutete mit der Hand nach dem Schachbrett, verneigte sich und ging nach seinen Gemächern zurück. Als der Abend herankam, ließ er Ludolf Ostermant zu sich berufen und sprach den Eintretenden an:

„Ich habe für Dein Bestes über Deine Zukunft nachgedacht; es ist nicht rathsam, daß Du in der Stadt bleibst, so kann ich Dich als Schreiber nicht bei mir behalten. Auch bedünkst Du mich zum Be-

ruf des Clerikers weniger von der Geburt ausersehen, als zu weltlichem; Du sagtest gestern, es sei Dir viel daran gelegen, in meinem Dienst zu verbleiben. So will ich Dich unter meine Wehrmannen aufnehmen und auf meine Veste Winzenburg setzen."

Der Jüngling war schreckhaft erblaßt, mühsam stotterte er hervor: „Eure Gnade schickt mich von hier fort — von Euch — womit habe ich mir auf's neue Euren Zorn —?"

Doch der Bischof fiel ein: „Ich trage die gleiche Gesinnung für Dich in mir wie gestern, Du wirst sie stets unverändert bei mir finden, denn zu häufigen Malen werde ich nach Deinem neuen Aufenthaltsort hinüber kommen. Du wünschtest Deiner Erlöserin von den Fesseln des Dinggerichts eine Dankschuld abzutragen, dazu wirst Du dort in Stand gesetzt. Für die Gesundheit meiner Niftel erweist sich dies Haus nicht zuträglich: sie begiebt sich nach der Winzenburg und wird dort auch Deiner Obhut mit anvertraut sein. Außerdem hab' ich Dich ersehn, ihr an meiner statt Unterricht in der deutschen Sprache zu ertheilen, dessen sie bedarf. Denn ihre Muttersprache ist eine fremdländische, und besonders um sie die deutsche zu lehren, habe ich sie mit mir hierher geführt. Bist Du einverstanden, Dein Kleid mit dem

meines Wehrmannes zu vertauschen? Später magst Du vielleicht anders wieder in meinen Dienst zurückkehren."

Ein hoch auffliegendes Roth hatte jäh die Gesichtsblässe Ludolf Ostermants überflammt, stammelnd versetzte er: „Wenn Eure Gnade — so bleibe ich bei Euch — Ihr sagt's — ich selbst auch fühl's — meine Hand ist wohl besser für das Schwert geschaffen, als für die Feder —"

Konrad von Querfurt faßte ihn kurz voll in's Auge. „Das Waffenkleid wird Dir gut stehn; morgen früh will ich Dich in der Rüstkammer wählen lassen, was sich Deinem Wuchs anpaßt. Geh' jetzt; Du wirst in Deinem Gemach guten Abendtrunk finden, den Becher auf Deine neue Zukunft zu leeren."

Der Verabschiedete wandte sich leicht schwankenden Ganges zur Thür, doch eine Frage des Kanzlers hielt ihn an der Schwelle nochmals an: „Ich halte Dich dafür, daß Dein Auge nicht unedlen Sinn besitzt. Ist die Tochter des Sporenmachers, an der Deine Keckheit sich vergangen, von feinerer Art an Gesichtszügen und Behaben, als sonst die Töchter der Stadtbürger?"

Mit andersartigem Anstoßen der Zunge, als bis-

her, erwiederte der Befragte niedergeschlagenen Blicks: „Ich weiß es nicht, hochwürdigster Herr — weshalb — ich war in sinnverwirrendem Rausch —“

Die Aeußerung des Bischofs hatte den Anschein geboten, als ob er nochmals mit tadelndem Vorhalt auf das Vergehen Ludolfs zurückkommen gewollt, doch in die stotternd befangene Entgegnung fiel er jetzt beschwichtigend, fast wie rechtfertigend ein: „Es hat der Schöpfer in seinem Rathschluß an den Beginn des Menschenlebens nicht das kühl bedachtsame Alter, sondern die Jugend gesetzt und sie den Kräften der Natur anheimgegeben, mit Ungestüm in ihr zu treiben, gleichwie im jungen Wein. So verfällt nicht die Creatur in Schuld, vielmehr die Natur, der von dem Schöpfer solche Uebermacht über jene bewilligt worden, und wo er verstattet, darf des Menschen Mund nicht verdammen. Nicht darum befragte ich Dich, sondern mir kam's, es entspreche wohl billiger Forderung, die Tochter des Herimann, da sie sich von sittiger Mädchenart erwiesen, für den ihr widerfahrenen Schreck durch eine Erfreuung zu entschädigen. Das liegt dem Vater eines Landes ob; ich will sie morgen zu mir berufen lassen, mich selbst durch ihren Anblick zu vergewissern, ob Deine Augen sie richtig bemessen haben, daß sie mir als meiner Absicht wür-

dig erscheint. So nehme ich Dich in Handpflicht als meinen Wehrmann, Ludolf Ostermant."

Der Kanzler trat zu dem an der Thür Stehenden, dessen Hand er faßte und mit festem Druck in der seinigen hielt —

„Zu wechselseitiger Treue, so lange des Lebens Andauer uns beieinander erhält. Fürwahr, ich bin Jutta Herimann einen Dank schuldig, daß sie mir, ob auch unwillentlich, zu einem so stattlichen Wehrmann verholfen hat. Lege dies Gewand zum letztenmal ab und halte gute Nachtruhe!"





IX.

Wohl stand dem neuen Wehrmann die Waffentracht an. Sie war seinem Dienstknappenstand gemäß, nicht von ritterlicher, sondern einfacher Art; ein hellfarbiger Haubert in Kittelform reichte vom Hals zum Knie, doch beinah völlig vom ledernen, mit Eisenschuppen besteppten, langärmeligen Rock überdeckt; engumschließende, gleicherweise beschuppte Beinlinge vollendeten die Schutzkleidung, die, nicht von schwerem Gewicht, leichte Beweglichkeit verstattete. Den Kopf verwahrte über einer, den Druck mildernden, weichgepolsterten Bunthaube ein kleiner, halb aus Bronce, halb aus Eisenblech gefertigter Rundhelm, von dem sich ein schmales stählernes ‚Nasal‘ zur Beschützung der Nase bis zu ihrer Spitze niederschlug; das gab, wenn es nicht aufgebogen war, dem Gesicht einen drolligen Anstrich. Ob aber so die Aus-

rüstung Ludolf Ostermants der eines gewöhnlichen Wehrmannes entsprach, hatte der Bischof Konrad doch für ihn mit eigner Hand in der Waffenkammer prüfend aus dem Vorrath das Beste gewählt, das Zweckdienlichkeit mit zierlichem Ansehn verband, und in der Erscheinung des Neugewandeten einte sich dadurch männliche Kraft mit einer geschmeidigen Jugendanmuth. Befriedigt übermusterten ihn die Augen des Kanzlers, der dazu sprach: „Es gebührt wohl für einen Cleriker, daß er sich auch im Aeußeren etwas von den übrigen seiner neuen Genossenschaft hervorhebe, und besonders kommt ein gefälliges Einnehmen Demjenigen zu, der berufen ist, sich täglich jungen Frauenaugen darzustellen. Du kannst mit meiner Niftel in lateinischer Zunge reden, wo ihr Verständniß für deutsche Worte noch nicht hinreicht; doch sie in der deutschen Sprache zu vervollkommnen, wird Deinem Zusammensein mit ihr als Aufgabe obliegen. Ihre Mutterzunge ist eine fremde, Dir unbekannte, in der auch ich leider nur nach sehr geringem Maße unterrichtet bin, obwohl ihre bessere Kenntniß mir in unserer Zeit äußerst erwünscht und förderlich wäre. Deinem Leben wird trotz der Jugendlichkeit meiner Niftel nicht zum andernmal eine femina in solcher Besitzfülle classischer Bildung begegnen, und es ge-

ziemt Dir deshalb in ihrer Gegenwart schweigsame Ehrbezeugung, die nicht selbst fragt, vielmehr nur auf die Anreden von ihr erwiedert; ‚Domina‘ magst Du sie benennen. Doch habe deshalb nicht Furcht, sondern sprich mit dem freien Anstand, der Dir von Deiner Mutter zu Theil geworden. Sie ist freundlichen Gemüthes, und ihrer Jugend dient vielleicht die Deinige vortheilhafter zur Lehrmeisterin, als mein Alter.“

Die sorgliche Bedachtsamkeit Bischof Konrads für das Wohlbefinden seiner jungen Hausgenossin ließ ihn ihre Fortbringung aus Hildesheim nicht länger, als unumgänglich gewesen, aufschieben; noch am gleichen Tage trat er die neue Reise mit ihr an, doch erst zu so später Nachtstunde, daß in der schlafenden Stadt kein Auge den Aufbruch des Zuges wahrnahm. Dieser reihte sich zu beträchtlicher Länge, eine ungewöhnlich starke Anzahl von Bewaffneten ritt der Sänfte Marias vorauf und folgte ihr nach; offenbar ging das Trachten des Kanzlers dahin, jegliches Aufsehen zu vermeiden, denn obwohl kein Mondlicht mehr hellte, hatte er das sonst bräuchliche Anzünden von Fackeln untersagt. Doch war der unbewölkte Himmel sternklar und der Weg, von dem die linden Tage allen Schnee weggethaut, in leidlich guter Beschaffen-

heit; so bewegte der dunkle Reitertrupp sich über die steinerne Brücke der Innerste davon und in südlicher Richtung durch den Flenithigau gegen das Kloster Gandersheim zu weiter, anfänglich der Innerste entlang, dann, wo ein Bach, die Lamme, in sie einmündete, an dieser aufwärts. Konrad von Querfurt hielt sich stets unmittelbar hinter der Sänfte und neben ihm auf sein Geheiß sein neuer Wehrmann Ludolf Ostermant, mit dem er, vom übrigen Geleit unverstanden, ab und zu ein lateinisches Gespräch führte. Was er darin äußerte, enthielt zumeist Belehrungen für seinen jungen Zuhörer, und so redete er auch erläuternd über das nächste Ziel, dem sie entgegenritten, das Nonnenkloster Lammspringe:

„Es wird von der Ueberlieferung aus der Vorzeit berichtet und von den frommen Schwestern gläubig angenommen, die Stätte ihres heutigen Wohnsitzes sei zur Zeit des Kaisers Ludwig durch ein Kameel gedeutet worden, das ein sächsischer Graf Ricdagus von seiner Wallfahrt nach dem Morgenlande mit sich hierher geführt habe; und wie eines Tages ein Lamm, welches er seiner Tochter zum Geschenk gemacht, dort mit dem Fuß in der Erde gescharrt, sei aus ihr ein helles, heilsames Wasser hervorgesprungen, nach dem das neuerbaute Kloster den Na-

men Lammspringe empfangen. Aber solche Tradition ohne Anwendung der Vernunft und kritischer Geistesschärfe für ein wirkliches Geschehniß anzunehmen, entspricht kindlicher Einfalt, dagegen nicht der Verstandesbegabung, mit der wir von Gott ausgerüstet worden sind, uns ihrer zu bedienen. Denn es ist niemals zu jenen Zeiten ein Kameel in deutsche Lande gekommen, wie auch jetzt nicht, sondern einzig durch die Saracenen aus der Wüste Libyens bis nach Sicilien gebracht, so daß die Leute im Reich nur aus Sagenhören von dieser verwundersamen Thiergattung reden, die ich allein lebendig mit Augen wahrgenommen habe. Ingleichem aber zeugt es sowohl von Beschränktheit des Geistes, als von Unwissenheit, den Namen der Abtei einer solchen Herleitung zu unterziehen, die für den Einsichtigen deutlich nur eine thörichte Nachahmung des wahrhaften Vorganges darstellt, vermittelst dessen der beflügelte Pegasus durch einen Hufschlag aus dem Felsboden den herrlichen Quell Hippokrene hervorgerufen, von deren crystallklarem Wasser ich selbst mir auf dem Berge Helicon zu begeisterndem Trunke geschöpft. Vielmehr besagt der Name Lammspringe nichts weiter, als daß die Begründung des Klosterbaues an dem Ursprung der Lamme stattgefunden, der wir hier gegenwärtig

entlang reiten, und es bildet vor allem die Aufgabe des nach richtiger Erkenntniß Strebenden, Ludolfe, sich den Blick von den Uebeln des blinden Wahnglaubens frei zu erhalten, mit welchen die Einbildungskraft der Unbelehrten sich die Sonne der dem Menschen geliehenen göttlichen Vernunft umdunkelt."

Der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt war ein Mann von außerordentlich scharfem Verstand, reicher Gelehrsamkeit und classischer Kenntnißfülle, die er sich mit eigenen Augen erworben; sein kritisches Urtheil hielt nicht vor Grenzen an, von denen die große Ueberzahl seiner Mitlebenden, auch der gelehrtesten Cleriker, sich scheu den Blick beschränken ließ. Den Erörterungen, die ihm vom Munde kamen, zuzuhören, hatte unfraglich für seinen jungen Begleiter höchst Lehrreiches, oder hätte dies gehabt, wenn ihm nicht irgendwoher als Mitgift grade dasjenige in die Wiege und den Kopf gelegt worden wäre, was der Bischof als besonders schädlich und des Eigendenkenden unwürdig bezeichnete, sich selbst die klaren Sinne mit Wahngebilden der Phantasie zu umnebeln. Aber Ludolf Ostermant konnte seine Einbildungskraft nicht bemeistern, die ihm im Nachtdunkel unterlaßlos die Insassin der Sänfte den Augen vorhielt. Immer

sah er ihr Antlitz, doch nicht, ob sie die Lider offen oder geschlossen halte. Schlief sie, von der schaukelnden Bewegung eingewiegt, oder vernahm sie drinnen seine Stimme, wenn er dann und wann etwas entgegnete? Sie redete und verstand die lateinische Zunge, und er nahm sich sorglich zusammen, seiner Sprache den vollendetsten Ausdruck zu geben, über den er gebot. Doch wer war sie, eine Bruder- oder Schwestertochter des Bischofs? Diesem ließ sich an den leicht braunschimmernden Augensternen, der starkgebogenen Nase ansehn, in ihm müsse fremdes Blut mit dem deutschen des Geschlechtes der Grafen von Querfurt vermischt sein, und auf Erkundigung hatte Ludolf vernommen, der Kanzler sei einer andern Mutter, vermuthlich wendischer Abkunft, entsprossen, als seine Geschwister. Die waren große Herren, Stiftpropst zu Goslar und Burggraf in Magdeburg; ein Dritter, Gerhard, führte im Volksmund den sonderbaren Namen ‚Ueberbein'; eine Schwester war dem mächtigen Grafen von Holstein, Adolf von Schaumburg, vermählt. Wem von diesen mochte die Nichte des Bischofs als Tochter angehören? Ihr dunkles Haar mochte gleichfalls auf eine wendische Mutter deuten, bei der sie wohl bisher aufgewachsen, da sie deutscher Sprache unkundig geblieben. Ludolf Oster-

mant bangte, sie möge eine Tochter des großen holsteinischen Grafen sein; im Herzen klopfte ihm dawider Hoffnung, ihr Vater sei der Gerhard Ueberbein Benannte, der am wenigsten zu hoher Lebensstellung gelangt, nicht viel Bedeutenderes als ein kleiner Burgjunkherr zu sein schien. Alles Denken Ludolfs richtete sich auf den Augenblick voraus, in dem er seine Befreierin mit Augen wiedersehen werde, doch zugleich durchlief ihn ein Zagen und Zittern bei dieser Vorstellung. Ihm war's, sein Mund werde vor ihr wie verschlossen sein, kein Wort über die Lippen zu bringen vermögen.

So vernahm er nur halbwachen Ohrs die Reden des Bischofs, der ihn sich wohl als den Einzigen im Geleit zur Seite berufen hatte, mit dem er eine lateinische Unterhaltung zur Verkürzung des Weges führen konnte. Lange Zeit plätscherte das Wasser der Lamme den Reitern entgegen, allgemach indeß verminderte sich das Wellengeräusch und ward unhörbar; sie näherten sich dem Quellursprung des Baches, dunkel stieg das Gemäuer der reichen Benedictinerinnen-Abtei Lammspringe gegen den Nachthimmel auf. Im Vorüberreiten sagte Konrad von Querfurt: „Nach Deiner Aussage, Ludolf Ostermant, muß sich dort drüben an der Klostermauer das Grab

Deiner Mutter befinden.“ Er schlug das Kreuzzeichen über sich: „Verhelfe die Barmherzigkeit Gottes uns allen zu einem seligen Ausgang! Weißt Du, an welcher Stelle sie in die Erde gelegt worden?“ Dessen entsann der Gefragte sich nicht mehr genau, der wilde Umtrieb seiner Vagantenjahre hatte ihm die Erinnerung verlöscht, und auf seine unbestimmte Entgegnung erwiederte der Bischof: „So wird es Dir nunmehr ermöglicht sein, von der Nähe Deines Aufenthaltes aus ihre Ruhestätte wieder zu erkunden, um Dich dort dem schmerzlichen Empfinden der Vergänglichkeit aller Schönheit auf der Erde zu überlassen. O dira necessitas! Es lehnt sich das Begehren unseres Herzens wider die Grausamkeit in der wägenden Schale des Zorns auf, daß wir mit dem Rathschluß Gottes hadern. Denn zum Trotze geneigt ist unser Sinn; nitimur in vetitum semper, cupimusque negata, [34]) spricht Ovidius in seinen ‚amores‘. Doch hat die Natur solches Rückverlangen am Grabe einer Mutter in uns gelegt, und es fällt einem Sohne das Recht und die Pflicht zu, sich an ihm das Herz mit der Trauer über ihren frühen Heimgang zu erfüllen. Das lege ich Dir mit priesterlichem Gebote auf, Ludolf Ostermant, und wenn ich wiederum hierher kehre, werde ich Dich prüfen, ob Du Deiner Sohnespflicht

nachgekommen bist. Siehe, da hebt sich der Stern der Venus empor, nicht vergleichbar mit den anderen am Firmament. Denn er leuchtet über allen in wundersamem Glanz, und auch wenn er dem Blick sich entrückt, verbleibt sein Strahlenschein doch noch im Auge fort, den Tag hindurch ein Sehnsuchtsgefühl nach seiner nächtlichen Wiederkunft zu erhalten."

Die Nacht war so weit vorgeschritten, daß der weiße Morgenstern über dem hohen Dach des Klosters Lammspringe heraufstieg; nur ein Geringes indeß blieb noch von dem Weg bis an's Reiseziel zurückzulegen, und nach Kurzem ragte von einer beträchtlichen Anhöhe als schwarzgewaltige Masse die Winzenburg, das größte und festeste Schloß des Bisthums Hildesheim, herab. Konrad von Querfurt aber erwies jetzt, daß er den Wegspuren des ‚klugen Ulysses' lerneifrig nachgefolgt sei. Er ließ die Reisigen in einem Waldbusch am Fuß des Burghügels anhalten, und nach zuvor von ihm getroffener Anordnung entstieg seine Nichte unter dem Schutz der hier lichtlosen Dunkelheit unbemerkt der niedergelassenen Sänfte, in welcher rasch ein mitgeführter junger Knappe den leergewordenen Raum einnahm. Dann gebot der Kanzler dem Zug die Fortsetzung des Weges zur

Abtei Gandersheim, wohin er nach kurzer Vorkehr auf der Winzenburg folgen werde, und das Geleit schlug die Richtung dorthin ein, im Glauben, daß es den bisherigen Inhalt der Sänfte in seiner Mitte weiterführe. Sie solle in's Kloster hineingetragen und mit einem Briefe des Bischofs der hochwürdigen Aebtissin übergeben werden.

Unverkennbar lag dem Kanzler daran, daß niemand Kenntniß davon habe, wohin seine Nichte in Wirklichkeit gebracht worden sei, nur Ludolf Ostermant blieb bei ihm zurück, als der Haufe der Gewaffneten sich wieder in Bewegung setzte. Nun hob Konrad von Querfurt die in Pelz eingehüllte leichte Mädchengestalt auf den Sattel seines Rosses, hielt sie vorsichtig mit einer Hand gestützt und führte mit der andern behutsam das Pferd den gewundenen Burgweg hinan. Besorgt erkundigte er sich, ob sie friere, doch fröhlich klang ihre Antwort durch das Schleiertuch zurück: „Nein, O-heim, ich bin ganz warm." Weiter indeß reichte ihre deutsche Sprache nicht, in lateinischer setzte sie hinzu: „Aspice pulcherrimam stellam! Die Venus kommt auch in dieses Land, und wohin sie blickt, da verscheucht sie die Kälte." Den jungen Wehrmann überkam's aus der Stimme wie mit einer Sinnestäuschung; es war ihm,

als sei ein silberheller Ton aus den Strahlen des Morgensterns herabgeklungen.

Nicht lang zog sich's zur Burg empor, wo die Ankömmlinge erwartet waren; der harrende Wächter ließ sogleich die Zugbrücke nieder und öffnete hurtig das schwere Bohlenthor. Ziemlich weit ging's erst durch eine untere Vorburg zum oberen Hauptschloß hinan, wo auch im bischöflichen Palas die Frauenkemenaten für den eintreffenden weiblichen Gast in Bereitschaft gesetzt standen. Ein dampfender Würzwein empfing die Eintretenden zu behaglicher Erwärmung; auf Anordnung des Kanzlers ward auch für Ludolf Ostermant ein Becher davon hinuntergebracht. An Schlaf gedachte niemand mehr, denn die Nacht war vergangen; bald nach der Ankunft hob sich am östlichen Himmelsrand ein stählerner Schein auf, der mählich röthliche Färbung annahm und aus dem es plötzlich einmal wie ein goldener Funke hervorsprang. Dann brach ein Sonnengewoge durch die nach Osten gerichteten Fenster, doch die eines anstoßenden Gemaches blickten gen Süden, und Konrad von Querfurt sagte zur neuen jungen Inhaberin der reich ausgestatteten Kemenaten:

„Ich hoffe, hier wird es Euch besser gefallen, Domina, als auf der frostigen Schattenseite Eurer bis-

herigen Behausung; es haben bereits die Gemahlinnen mehrerer römischer Kaiser nicht verschmäht, diese Gemächer zu bewohnen. Hier könnt Ihr mit Phöbus Apollo Zwiesprache halten, sobald Aurora ihm das Himmelsthor aufschließt, bis er in die Fluthen des Oceanus hinabtaucht. Eure Gewandladen und die neue Dienerin, die ich Euch gewählt, werden zur Mittagsstunde eintreffen; die Gesindemägde des Palas und der Küche sind wohl erlesen, so daß es der von mir Auserkorenen, ungeachtet ihrer Jugend, nicht schwer fallen wird, sie zu Eurer Befriedigung anzuleiten. Eurem Wunsche gemäß habe ich das Schachzabel mit hierher senden lassen; ob Ihr zwar ein erbarmungsloser Feind auf seinem Schlachtgefilde seid, werde ich in Hildesheim den Wettstreit mit Euch und Eure Gegenwart unmuthig entbehren; doch es wird jede Woche einmal mich herüberführen, nach Eurem Wohlbefinden zu schauen und mich in dem ritterlichen Spielkampf mit Euch zu messen. Lebet wohl bis dahin, geliebtestes Kind, ich belasse Euch unter sicherer und treuer Obhut. Doch da ich solches mit Hand und Mund zu thun gelobt, müßt Ihr mir das Gelöbniß zurückgeben, daß Ihr Euch meiner Vorschrift folgsam erweisen wollt, Euren Fuß nicht vor das Thor der

Burg hinauszusetzen. Es kann draußen vom Hercynischen Walde und dem unfernen Berg Bructerus wildes Gethier herüberstreifen, Wolf und Bär, dem nur gut gewaffnete Hand zu begegnen vermag. Ihr befindet Euch hier in meinem Lande und meiner Verantwortung übergeben, die ich gleicherweise im Haupt und Herzen trage, das Ihr zu Eurem Gefangenen gemacht. Deshalb übe ich Vergeltung, indem ich auch Euch in Haft hier halte und Eurer Gefangenschaft in meinem neuen Wehrmann, dessen Handfesseln Ihr gelöst, einen Wächter bestellt habe, dem ich die Machtbefugniß ertheilt, Euch im nöthigen Fall das Ueberschreiten der Zugbrücke mit gezogenem Schwert zu verwehren."

Das Letzte hatte der Bischof Konrad lächelnden Mundes gesprochen, er faßte die elfenhafte Hand seines ‚geliebtesten Kindes', sie an seine Lippen zu führen, und nahm mit einer tiefen Verneigung Abschied. Da er sich jetzt nicht mehr fern vom Kloster Gandersheim befand, handelte er seiner Vorgabe gemäß und schlug den Weg dorthin ein, um als geistlicher Oberhirte und Schutzherr der Abtei diese einer Besichtigung zu unterziehen. Nur ein kleines Geleit folgte ihm; er fürchtete für sich die Möglichkeit nicht, daß Bären und Wölfe vom Hartwald herüberstreifen und

ihn auf der Straße überfallen könnten, war ruhig versichert, vor dem kaiserlichen Kanzler halte sich alles Raubgethier im Reich scheu in seinen Verstecken geborgen.

Das im neuen Käfig zurückbelassene fremde Vöglein trat an's Fenster und badete sich in der wärmenden Sonne. Glanzvoll überhellte der junge Tag die drunten sich ausbreitende, trotz winterlicher Kahlheit anmuthige Landschaft im Wechsel von Hügeln und Thälern. Bäche zogen verschlungene Silberbänder hindurch, fast nachbarlich grüßte osther das Kloster Lammspringe. Darüber stiegen in einiger Entfernung höhere Bergrücken an, die sich mählich zu einem duftumflimmerten, hohen weißen Scheitel emporstaffelten. Der höchste war's, wie von nie abschmelzendem Schnee bedeckt; das mußte des Hartwaldes oberster Gipfel, der mons Bructerus sein, den der Volksmund Brocken benannte.

Nicht übermäßig hoch lag die Winzenburg selbst, doch fast ringsum fiel unter den Mauern die Anhöhe ziemlich steil und unzugänglich nieder. Eine Doppelburg von nicht gewöhnlichem Umfang war's; über der unteren erhob sich thronend die obere, gekrönt durch einen mächtigen, um die Jahrhundertmitte vom Bischof Bruno erbauten Bergfrid. Gewissermaßen bot

das Ganze in kleiner Zusammendrängung eine Abbildsähnlichkeit mit der Stadt Hildesheim und der sie überragenden Domburg dar, nur fehlten die himmelansteigenden Kirchthürme. Die weitgeräumige Vorburg, vom Zingel, der Außenmauer, umfaßt, enthielt alle Erfordernisse der Sicherung gegen feindlichen Angriff, wie für die Unterkunft einer starken Besatzung, Wohn- und Wirthschaftsgebäude, Ställe und Scheuern; ein breiter, sich im Halbkreis herumschlingender Zwinger gewährte Raum für Küchen- und schattige Baumgärten, denen sich eine Freiung zu Waffenübungen anschloß. Auf der hohen gezinnten Innenmauer lief die ‚Katze‘, der Wehrgang, entlang, und vielköpfiges Morgengetriebe auf dem großen Burghof bezeugte, daß vollausreichende Zahl von Wehrmannen zur Vertheidigung nach allen Seiten vorhanden sei. Stiller und enger umzirkt erhob sich über diesem einer kleinen Stadt ähnelnden Vorwerk die Schloßburg, von ihm wiederum durch starke Mauern und Thore abgetrennt, vornehm, in ihrem Aeußeren sogleich den Herrensitz kennzeichnend; das palatium, der Palas, erinnerte im Bau an den Bischofshof in Hildesheim, auch neben ihm war mit großem Mühaufwand dem Felsgrund die Anlage eines Baumgartens abgewonnen worden, und zur Sommer-

zeit sahen die belaubten Wipfel, einer grünen Krone gleich, von der Höhe der Bergkuppe herab. So stellte die Winzenburg eine fürstliche Hofburg obersten Ranges dar, doch vor Allem eine Veste, die schon seit länger als einem Jahrhundert für uneinnehmbar galt und demgemäß stets von den Bischöfen als das kostbarste Kleinod ihres Territoriums behütet wurde. Sicherer konnte die Nichte des Kanzlers nirgendwo in Verwahrsam gebracht sein.

Oder in Gefangenschaft gehalten, wie er lächelnd bei seinem Fortgang zu ihr gesprochen hatte. Hörbar war es ein Scherz gewesen, aber es lag trotzdem doch auch etwas von Wirklichkeit darin. Wenigstens ließ sich ihrem Gesichtsausdruck abnehmen, daß sie es so empfinde. Schön umgab sie die sonnig draußen ausgebreitete Landschaft und innen das schmuckreiche Gemach, doch nur ein neuer hübscher Käfig war's für das Vöglein, dem der Wunsch in den Augen zu lesen stand, frei die Flügel ausspannen und sich davonschwingen zu können. Ihre Miene sprach wohl nicht, daß sie sich unglücklich fühle, aber ungeduldig und vereinsamt nur mit sich allein. So stand sie, nach der Ankunft ihrer neuen Dienerin ausblickend, am Fenster, ein leichtes Aufseufzen rang sich ihr einmal aus der jungen Brust. Danach indeß sang sie,

auch einem gefangenen Vogel gleich, mit halber Stimme ein Liedchen vor sich hin von überaus wohllautendem Klang der Worte, doch in einer Sprache, die niemand, nicht nur auf der Winzenburg, sondern im ganzen Reich, verstanden hätte.





X.

Langsam verging Ludolf Ostermant der Tag; mit Zagen und Hoffen erwartete er von Stunde zu Stunde, nach der Frauenhausseite des Palas hinüberberufen zu werden, doch Dämmerung und Dunkel brachen herein, ohne daß es geschah. So schritt er harrend in der weiten, von seinem Fußtritt hallenden Halle des Palas hin und wider, neben der ihm vom Bischof ein Gemach angewiesen worden. Solchen Wohnraum hatte er noch niemals innegehabt, dessen Ausstattung ihn für die Aufnahme vornehmer Herren bestimmt erkennen ließ. Aber allein zur Sommerzeit fand sich Besuch im Schloß ein, jetzt im Winter stand der große Bau völlig leer, der junge Wehrmann verursachte die einzige Lebensregung darin. Nur drüben in der ‚Kemenate‘ — das Wort bezeichnete noch ausschließlich den für das weibliche

Geschlecht abgetrennten Theil des Palas — hatte die Mitbewohnerin ihren Aufenthalt, und darunter verrichteten die Mägde im ‚Gadom‘, der Arbeitskammer, und in der Küche ihre Dienste. Zuweilen trat Ludolf auf die Brüstung der ‚Greden‘ hinaus, der hohen Doppeltreppe, die vom Burghof zur Halle emporführte; so nahm er um Mittag die Ankunft der Gewandladen aus Hildesheim und einer sie begleitenden Dienerin gewahr. Schnell indeß verschwand alles in einer Seitenthür, und fast lautlose Stille lag wieder umher. Die beiden Schloßhälften waren durch eine verriegelte Thür voneinander geschieden; strenge Sittenvorschrift der Zeit verwehrte allen Männern ohne besondere Verstattung den Zutritt zur Kemenate, doch ebenso den Frauen, außer zum Zweck des Einnehmens gemeinschaftlicher Mahlzeit, das Herüberkommen in die Halle.

Der Nachteinbruch schloß die Möglichkeit aus, daß der vergeblich Wartende noch gerufen werde; Hunger und Durst zu stillen, begab er sich durch das Thor der oberen Burg in die untere hinab, wo laute Stimmen ihm die Schenke deuteten. Ein niedriger, doch breitgedehnter Raum war's, die Augen mit Rauch beizend, denn ein Herdfeuer brannte am untern Ende und gab allein bald aufflackernde, bald fast aus-

löschende Helle; am Wiemen, einem eisernen Räucherstab, hingen über den Flammen gedörrte Fleischstücke. Bischöfliches Verbot untersagte jungen Frauen und Mägden den Aufenthalt in der Winzenburg, so war die Mundschenkin ein Weib in den Fünfzigern, von starkknochigem, beinah riesigem Wuchs; dunkle, halbergraute Haarsträhne fielen ihr an den Schläfen auf die Schulter, ‚Wentiborg‘ ward sie gerufen. Sie trat dem neuen, ihr fremden Ankömmling entgegen, dessen Züge grad' ein Flackerschein überhellte, sah ihn an und fragte aus rauher Kehle: „Wer bist Du, Sohn? Willst Du für den Durst oder auch für den Hunger? Oder willst Du noch mehr? Wenn der Mann jung ist, lechzt seine Zunge nach Vielem.“ Der Angesprochene verstand von seinen Vagantenumzügen her, sie meine einen Liebestrank, aus Zauberkräutern gebraut, doch er antwortete nicht auf das Letzte, nur daß er zu essen und trinken verlange, und sie brachte ihm Dörrfleisch und Brod, Methkrug und Becher. Sich auf eine Wandbank setzend, nahm er die wenig schmackhafte Nahrung ein; um ihn füllten zechende Wehrmannen den Raum, sie kannten ihn nicht und bekümmerten sich nicht um ihn. Ausschließlich Abkömmlinge der niedrigsten Volksschichten waren's, neuartig-fremd für den zwischen sie Hinein-

gerathenen. Er hatte sein Leben bisher nur im Kreis von Goliarden verbracht, die sich allerdings in der Mehrzahl ebenso wenig durch feine Sitten hervorthaten; einen anderen Anstrich aber erhielt ihr Behaben und Wesen doch durch die Vornehmheit der lateinischen Sprache, während hier um ihn nur deutsche Mundart in rohestem, manchmal ihm kaum verständlichem Ausdruck scholl. Trotzdem spannte er horchend das Ohr, auch wie fremd klang ihm, was die Stimmen her und hin wechselten. Von Koboldon, Zwergen und Wichten redeten sie, Werwolf und Huckauf, dem gespenstischen Raben, der Wanderleuten krächzend auf den Nacken sprang, nicht abzuschütteln, schwer wie ein Mehlsack ihnen auf der Schulter hing, bis sie, von der Last zusammengebrochen, liegen blieben. Erzählung ging um vom grauen Schimmelreiter, dem wilden Jäger im ‚Wool', dem Eichwald, und dem großen Mann in der glühenden Kutsche; der nämliche, der alte Wodan, war's in dreierlei Gestalt. Man mußte die Augen zudrücken, wenn er vorbeikam, wer nach ihm sah, ward blind; auch stumm dazu war einmal von Stund an ein Dorfjunge geworden, der ihn durch einen Erbschlüssel angeschaut, so daß er niemandem sagen gekonnt, was er wahrgenommen. Andre Dinge freilich konnten Solche er-

blicken, die an einem Sonntag zur Welt gekommen, Todtengesichter von Leuten, die noch lebten, doch in kurzer Zeit sterben mußten, auch Erdmänner, Wünschelfrauen und besonders den Hausgeist der Winzenburg mit dem Hütchen, Hans Hödecke. Dessen Hut hatte im Uebrigen schon jeder einmal gesehn, in der heißen Mittagssonne oder in der weißen Mondnacht, und im Anschluß daran vernahm Ludolf auch die Geschichte von der Ermordung des letzten Grafen von der Winzenburg. Der hatte Gewalt an der ehrsamen Frau eines Ritters geübt, die hier unten in der Vorburg gewohnt, und als ihr Mann heimgekehrt, erkletterte er in der Nacht todeskühn über gähnendem Abgrund auf einer Strickleiter die Schloßburg, drang in die Kemenate, wo der Graf mit seiner Frau schlief, erstach beide mit dem Schwert, und ihr Blut sprang, noch sichtbar, nicht wegzuwaschen, an die Mauer. Da war Hans Hödecke gradenwegs über's Gebirge nach Hildesheim zum Bischof Bernhard geflogen und hatte ihn aufgeweckt: „Plattner, stah' up, de Winzenborg is ledig!"

In dieser plattdeutschen Zunge scholl die Hin- und Herrede von Mund zu Mund, zuhörend saß Ludolf Ostermant auf seiner Wandbank. Dann kam Wentiborg einmal wieder heran und setzte sich zu

ihm; über ihr gelbfarbiges Gesicht flog ein Ausdruck von Verachtung und sie raunte an sein Ohr: „Glaub's ihnen nicht, Sohn, was sie schwatzen; Deine Geburt hat Dich klüger gemacht, Einfalt und Narrethei ist's. Ein Gott Wodan ist nie gewesen, nur Svarog, der Alte, und sein Sohn Svatovit; Stribog, der im Wind fährt, und Triglaw mit den drei Köpfen. Ueber Allen aber ist die Baba, die große Mutter, die im schlafenden Wald wohnt.“

Seltsam klang's ihr von den Lippen, der Hörer wußte sich's nicht zu deuten; sie sprach nicht niederdeutsch, sondern mundartlos, nur mit einem fremden, zwischen den Zähnen fauchenden Ton. Erst gemach, als sie weiterredete, kam Ludolf ein halbes Verständniß; keine Deutsche von Abkunft war's, sie gehörte einem Slavenstamm an, der seit schon grauen Tagen im ‚wendischen Dorf‘ bei der Stadt Lüneburg seßhaft geblieben. Die Namen, die ihr vom Mund fielen, waren die der altslavischen Götter oder ‚wendischen‘, wie man sie im deutschen Land hieß; der junge Wehrmann entsann sich, daß er da und dort schon einmal einige von ihnen vernommen, doch von der ‚Baba‘ hatte er nie gehört. So fragte er, wer sie sei, und die Erwiederung lautete: Die Altmutter, die vor Allem gewesen und Alles überdauern werde. Sie

sei und wisse und könne alles; manchmal steige sie aus dem schlafenden Wald auf den Berg Melibok, wenn Svatovit vom Osten herüber zu blicken beginne, oder auch wenn er am Himmelsgewölbe nach Westen hinuntergehe. Dann recke ihr Heunenwuchs den Scheitel bis in die Wolken, daß sie, vermischt mit dem grauen Haar, ihr über die Schultern herabflössen; rothes Gefunkel flamme ihr aus den Augen, und ihre Stimme töne gleich dem dumpfen Gemurr von schwarzen Wipfeln. Wentiborg war einmal in erster Morgenfrühe noch bei Sternenschein von der Winzenburg fortgegangen und noch vor'm Abend auf den wilden Steinkopf des Bergs, den die Deutschen Brocken heißen, hinaufgekommen. Da hatte sie selbst droben die Baba gesehn, so ungeheurer Gestalt, daß ihr bei'm ersten Anblick das Herz im Leibe stillgestanden. Aber nichts Böses war ihr von der großen Mutter geschehn, vielmehr wunderbare Kraft in die Beine gerathen, in der Mondnacht den langen Weg wieder zurückzumachen, und hier war, als sie heimgekehrt, alles ihr zu Theil geworden, wonach sie seit Langem umsonst begehrt.

Wunderlich schwirrte die Stimme der Sprecherin um die Ohren des stummen Zuhörers, den es täuschend überkam, er liege hingestreckt an einem Wald-

rand, Wind murre in den Bäumen, der Gauch rufe im Kreis herum und manchmal schnurre ein großer, Hirschgeweih tragender Käfer mit tiefbrummendem Ton dicht an ihm vorbei. Den Kopf an die Wand zurücklehnend, saß er mit geschlossenen Augen, nur dann und wann nach seinem Methbecher greifend, ihn ausleerend und wieder füllend; Wentiborg blieb neben ihm sitzen, merkbar fand sie Gefallen an dem fremden Gast, erkundigte sich, seit wann er auf der Burg sei und woher er gekommen. Ihr Mund sprach's auch aus: „Bist ein hübscher Sohn, besser als die andern; eine schöne Mutter muß Dich geboren haben und ein feiner Vater Dich gezeugt.“ Wie übliche Schmeichelrede einer Schenkwirthin klang's, doch barg sich etwas drunter, das erst hervorkam, als Ludolf ein im Anfang von ihr gesprochenes Wort in's Gedächtniß fiel und ihn fragen ließ, was sie damit gemeint, seine Geburt habe ihn klüger gemacht. Ihn anblickend, versetzte sie: „Gleich als Du kamst, sah ich's Dir am Habichtsbug, und der Goldstaub in Deinen Augen sagt's dazu, Du hast Blutstropfen in Dir von Svatovits Volk. Nicht reines, wie ich, andres ist dabei, aber zugemischt hat's Dir einer seiner Söhne oder seiner Töchter. Drum sah'n meine Augen Dich mit Wohlgefallen an, und

kann Wentiborg Dir nützen, so sprich's ihr; wenn Du Durst nach dem Methkrug hast, wird sie nicht fragen, ob Du die Bockspfennige im Gurt trägst. Doch nun geh', Sohn, und leg' Dich zum Schlaf! Die weißarmige Deva halte Cernobog, den finstern, von Deiner Lagerstatt ab und gebe Dir einen Traum von ihren Lippen. Es ist des Burgvogts Mittnachtzeit, und seine gierigen Finger recken sich nach einer Bede aus meiner Truhe, wenn ich euch länger bei mir dulde."

Aufstehend, zündete das riesige Weib eine Kienfackel am Herd an und schwang sie lodernd durch den Raum. Das Zeichen zum Aufbruch für die Gäste war's, sie hoben sich eilig von den Sitzen; wo noch einer zögerte, schlug der Feuerbrand ihm knisternde Funken dicht über den Kopf, und taumelnd verließen alle die Schenke, sie wußten, nicht gerathen sei's, sich einem wirklichen Zuschlag der Flammengeißel auszusetzen. Um Mitternacht gebot die bischöfliche Ordnung den Schluß jedes Trunkgelags auf der Burg; die Ritter in der Palashalle mußten der Vorschrift gleicherweise Folge leisten, wie die gemeinen Wehrmannen, streng ging der Vogt um und trieb Geldstrafen ein, wo er noch Uebertreter bei'm Becher fand.

Die Einbildungskraft sonderbar befruchtend war's,

wie Ludolf Ostermant rückblickend Wentiborg mit der lohenden Fackel noch draußen vor ihrer Schenkenthür stehen sah, sie selbst erschien ihm der alten Baba ähnlich, von der sie ihm geredet. Auf seinen Anruf öffnete ein Wächter ihm das Fallgatter eines kleinen ‚Slegethores‘ in der Umwallungsmauer der oberen Burg; die Pforte engte sich so schmal zusammen, daß sie nur eine Gestalt von schlankem Wuchs hindurchließ, stärker beleibte mußten das Taglicht abwarten, um durch das bei Nacht verschlossene Hauptthor zu gelangen. Im Kopf des wieder in sein schweigsames Gemach Zurückgekehrten kreisten bunt die Mären, die er drunten angehört, und der reichlich genossene Methtrunk durcheinander. Er schlief ein, doch fuhr auf und horchte durch den weiten stillen Bau. Ihm hatte geträumt, er sei auf der Winzenburg, um etwas mit seinem Leben zu bewachen, und er höre am Felsgestein den Ritter heraufklimmen, der heimlich in die Kemenate eindringen wolle, um den Grafen zu ermorden. Dann ward's ihm bewußt, er liege wirklich auf der Winzenburg auf einem Lager, zum erstenmal, aber nichts regte sich in lautloser Stille. Nur allmählich kam aus der Weite ein dumpfes Brausen, wie Gemurre von dunklen Waldwipfeln. Das war die Stimme der großen

Mutter Baba, und nun sagte Wentiborg: „Sie weiß und kann Alles; wenn Dein Herz noch etwas begehrt, Sohn, so komm mit mir, ich bringe Dich zu ihr —“

Ludolf Ostermant warf sich herum und antwortete im Traum: „Ja, bringe mich in den schlafenden Wald.“





XI.

Gegen den Sonnenuntergang hin am andern Tag kam eine Botin aus dem Kemenate zu ihm und brachte Meldung, die Herrin, des hochwürdigsten Bischofs Niftel, lasse ihn herüber entbieten. Unerwartet traf ihn jetzt die Ladung, hastig sich in geordneten Stand setzend, folgte er der Dienerin durch die aufgeriegelte Thür des Frauenhauses. Sein Kopf trug von der Nacht her noch etwas leicht Verworrenes in sich, vor dem Blick züngelte ihm ein Herdfeuer, rothe Lichtbahnen und Schatten durch einen niedrigen, rauchvernebelten Raum werfend, und Treppenstufen hinansteigend, konnte er sich nicht von der wunderlichen Vorstellung losmachen, wenn er an sein Ziel komme, werde er wieder vor den breiten, von grauen Haarsträngen überflossenen Schultern Wentiborgs dastehen.

Aber dann that sich vor ihm eine Thür auf, und kaum möglich war's, einen größeren Gegensatz zu erdenken, als zwischen dem Gaukelspiel jener Sinnbenommenheit und der Wirklichkeit vor seinen Augen. Ihn empfing ein hohes, helles Gemach, nach Süden gerichtet, denn letzte Strahlen der fast untergehenden Sonne fielen herein; reich und traulich verdeckten mit Bildgestalten durchwirkte Behänge die Wandflächen. In einem, weich von bunten Teppichen überhüllten Lehnsessel saß die Bewohnerin der mit einem fremden Blumenduft angefüllten Stube, die kleinen Füße in Goldschuhen auf einen farbigen Schemel stützend; neben ihr flackerten Holzscheite in einem großen Kamin, auf dessen, aus buntem Gestein zusammengefügten Mantel die Sonne grade das Mittelstück traf und leuchtend heraushob. Von schneeweißem Marmor stellte dies in halberhabener Arbeit das Bild eines Einhorns dar, des seltsamen Wunderthieres aus dem Innern Afrikas oder Indiens, von dem schon Aristoteles und Plinius berichtet, zwar ohne selbst es jemals gesehn zu haben. Der Gestalt nach halb Pferd, halb Hirsch, war es ein wild-unbändiges Geschöpf, das auf der Stirnmitte ein langes, scharf zugespitztes, gewundenes Horn als furchtbare Waffe trug, der nichts Lebendiges, weder Thier noch Mensch,

Widerstand zu leisten vermochte; auch die todesmuthigsten Ritter wagten nicht, einen Kampf mit ihm zu bestehen, wandten sich bei seinem Anblick zur Flucht. Einzig machtlos war das Einhorn vor einer reinen, fürstlichen Jungfrau von höchster Abkunft, vor ihr bog es die Knie und legte das tödtliche Horn huldigend auf ihren Schooß. Und so that's dies hier auf dem zierlich ausgemeißelten Bildwerk des Kaminsimses vor einer sitzenden jungen, mit einem Diademreif geschmückten Frauengestalt.

Doch von diesem Zierrath nahm Ludolf Ostermant, trotz dem Strahlenglanz drauf, nichts gewahr, sein Gesicht haftete allein auf dem tausendfach wundersameren Bilde des Lebens daneben. Nur einmal erst, wenige Augenblicke lang mit stockendem Athemzug, hatte er es gesehn, und ob es über alle Vorstellung der Phantasie hinaus das Herrlichste und Lieblichste auf der Erde gewesen und der Traum jeder Nacht ihm seitdem das Antlitz wiedergebracht, so blieb es doch noch nichtig vor dieser Wirklichkeit zurück. Mit einem Schlage jetzt fiel die wild-mächtige Gestalt Wentiborgs vor seinem Blick ab, einer knorrig verwetterten Eiche gleich, statt deren eine zauberhafte Blume sich aus dem Boden heraufhob. Dunkles Seidenhaar, vom Goldreif der Stirn gehalten, floß in reicher

Fülle auf schlanke Schultern von edelster Feinheit der Linien nieder, und unter den weichen, schön gewölbten Brauen leuchteten die wunderbaren Amethystaugen dem Eintretenden entgegen, der, über die Schwelle schreitend, sich zu neigen vergaß, nur sinnverloren in stumme Anschau versunken stand.

In diesen Augen lag ein wenig kinderhafte Neugier, doch daneben etwas, das zu der sonnigen Huld des Antlitzes in eigenthümlichen Gegensatz trat. Fast mit einem strengen Ausdruck hielt der Blick sich vorgerichtet, bei der unbeweglichen Haltung des jungen Wehrmanns zogen die Brauen der bildartig reglos Dasitzenden sich leicht, wie von einem Unmuth gefaltet, gegeneinander, und ihm grad' in's Gesicht schauend, redete sie ihn in lateinischer Sprache an:

„Bist Du's, den ich befreiet habe? Bietest Du mir keinen Gruß?"

Halb unwillig klang's und halb, wie über etwas ihr Unbekanntes erstaunt; er versuchte, zu erwiedern, doch brachte kein Wort hervor, und sie fuhr rasch fort:

„Du bist häßlich, nicht von Gesicht, aber in Deinem Innern. Weißt Du, wem Du gleichest? Dem da, dem wilden, unbezähmbaren."

Eine ihrer weißen Hände hob sich und deutete nach dem Einhorn; so bestürzt von dem unerwarteten

Empfang stand der Gescholtene, daß ihm kaum hörbar nur ein Stammeln vom Munde kam: „Was that ich, Herrin?“

Doch die kleine Rosenmuschel ihres Ohres fing die beinah unverständlichen Worte auf, und in einem strafenden Ton entgegnete sie:

„Du handelst dem Thiere gleich — nein, das nicht, dem vernunftlosen thue ich Unrecht damit an. Denn es berauscht sich nicht an unmäßigem Trunk, daß solcher ihm die Sinne raubt und die Augen mit Trübung füllt. Am Nebel in den Deinigen gewahr' ich's, Du hast auch heute Nacht wieder zu häufig den Becher ausgeleert.“

„Ja — ich that's, Domina — doch aus Unacht — der Meth war stärker, als ich geglaubt —“

Fast ohne zu wissen, daß er Antwort gebe, gestand er's stotternd ein, scheu die Augen zu Boden schlagend. Vor so seltsamem, ihn so mit Schreck lähmendem Richterstuhl hatte er noch niemals gestanden, ein Verdammungsausspruch von den Lippen des Papstes im Lateran in Gegenwart des ganzen Cardinalcollegiums hätte ihm die Glieder nicht zu solcher Haltlosigkeit durchrüttelt. Und doch saß nichts vor ihm in dem Sessel als ein junges Mädchen, beinah ein Kind noch, aber es redete wie mit dem stren-

gen Mund einer Matrone und hob nach kurzem Besinnen wieder an:

„Abscheulich war, was Du gethan hast; hätte ich es so gewußt, würde ich Dir die Fesseln nicht durchschnitten haben. Eine junge Magd hast Du auf offener Straße in Deinen Arm gefangen gelegt, sie wider ihren Willen und ihre Gegenwehr mit Deinem Munde auf den ihrigen geküßt. Das war ruchlos von Dir. Schäme Dich Deiner frevelhaften That!“

Wie vom Munde eines hochgelehrten grauhaarigen Clerikers kam die lateinische Sprache in classischem Gefüge von den jungen Lippen, nur andern Klanges, trotz den zürnend verurtheilenden Worten als ein heller, köstlicher Wohllaut. Seltsam aber war's, der schlimmsten Gewaltübung, deren Ludolf sich an Herimann vom Hohenweg schuldig gemacht, that die Richterin nicht Erwähnung. Unverkennbar erschien ihr, was er Jutta zugefügt, als sein schwerstes Vergehen, von dem sie, ihrer Aeußerung gemäß, erst nachträglich genauere Kunde erhalten, als sie dem Wunsch des Bischofs bereits durch die Lösung des Missethäters willfahrt gehabt. Schweigend wiederum stand dieser, nur dunkel erröthet vor Scham und Scheu, bis sie die Frage nachfügte: „Wie war es möglich, daß Du so Unwürdiges thun konntest?“

Nun antwortete er mit stockender Verworrenheit: „Ich weiß es nicht — ich — ich habe es nicht gethan —“

„Was willst Du damit reden? Bist Du etwa nicht Du?“

„Nein — ein Andrer — ich war von Sinnen — und derweil that der es.“

Um die Mundwinkel der Hörerin ging unwillkürlich kurz ein lächelnder, leis schelmischer Zug, ihr entflog: „Das giebt sich selbst leicht vor, wer einem Andern allein etwas zuschieben will, was man doch mitgethan, weil man es geduldet hat.“ Aber ihre Miene kehrte zum Ernst zurück, und sie fuhr fort: „Bist Du ein altgriechischer Sophistes? Da bist Du kein Kluger, denn der hätte sich besser vertheidigt und gesprochen, es seien zwei Kräfte gewesen, die in ihm miteinander im Kampf gerungen. Eine, die vor Unrecht und Uebelthat Abscheu gefühlt und deshalb getrachtet, ihn davon zurückzuhalten. Doch die andre habe die größere Macht besessen, weil sie sich mit dem Herzen verbündet gehabt, dem nichts Widerstand leisten könne. Da sei das Verwerfliche geschehn, weil es nicht anders möglich gewesen. So hättest Du Dich vertheidigen sollen.“

Ueberraschend war bei der Sprecherin die Kennt-

niß der altgriechischen Sophistik, doch noch sonderbarer stand ihren Kinderlippen die spitzfindige Anwendung derselben, als ob sie diese aus eigner Lebenserfahrung geschöpft habe. Ludolf Ostermant aber schüttelte hastig den Kopf und erwiederte:

„Nein, Domina — das wäre wider die Wahrheit geredet — denn mein Herz hatte nicht Theil daran.“

Erstaunt sah sie ihn an. „Aber Du küßtest sie doch, weil ihr Anblick Dich unwiderstehlich dazu trieb? Aus welch’ andrem Grunde sonst könnte jemand das thun?“

„Ein Blendwerk war’s, das wohl der Wein mir vor den Augen gezeugt. Ich weiß nichts mehr von der Stunde, noch von ihrem Anblick, wie am Morgen ein thöricht täuschendes Traumgebild ohne Wesen aus dem Gedächtniß verschwindet.“

„Und Dein Herz trägt kein Verlangen in sich, sie wiederzusehen?“

„Keines, Domina. Wenn sie hier vor mir stünde, würde ich sie nicht wiedererkennen, denn ich habe sie nur in der Spanne eines Augenblicks mit dem Trug des Rausches, nicht mit dem Herzen gesehen.“

„Und doch hast Du sie geküßt!“

Maria stieß es unwillig hervor, stand, zu schlanker Höhe emporwachsend, vom Sessel auf, und mit

einer, ihrem mädchenhaften Wesen merkwürdig anstehenden, gebietend abweisenden Handbewegung sagte sie: „Geh! So kann ich Dich nicht lossprechen und will Dich nicht um mich haben. Ich hätte Dir nur verzeihen können, wenn Du Reue gezeigt hättest. Aber Du bist störrisch wie das monoceros.“

Bei dem letzten Wort indeß ging ein aufmerkender, nach etwas suchender Ausdruck über ihr Gesicht. Rasch fügte sie hinterdrein, den nach dem Gebot sich halb wie betäubt der Thür Zuwendenden noch anhaltend: „Mane paullisper!“ [35]) und setzte in deutscher Sprache hinzu: „Wie heißt es auf Deutsch?“

Aus athemverschnürter Brust brachte er mühsam hervor: „Quid tibi vis, domina?“ [36])

„Das monoceros. Ich weiß es nicht.“

„Wie es auf Deutsch —? Das Einhorn.“

Sie wiederholte: „Das Ein-horn. Das klingt ähnlich wie O-heim. Aber es paßt das Wort auf Dich; ich will Dich Ein-horn nennen, wenn Du un-ar-tig bist.“

Dazu lachte sie fröhlich, und mit der Veränderung der Sprache zeigte sich auch ihre Anschauung der Frevelthat Ludolf Ostermants umgewandelt. Den Sitz verlassend, schien sie von einem Richterthron heruntergestiegen zu sein, ein Amt niedergelegt zu

haben, das sie wohl mit ernster Strenge, aber doch gegen ihre Natur und Neigung ausgeübt. Auch die gebieterische Würde, die einen Augenblick sonderbar aus der Handbewegung gesprochen, war als etwas Fremdartiges von ihr abgefallen, und sie stand in ihrem eigentlichen Wesen da, als ein sonnenhaft leuchtendes Bild der Jugend, ein nach Frohsinn begehrendes, neckluſtiges großes Kind. So fuhr sie fort:

„Bist Du auf mich bös? Du sollst ja sein mein Leh-rer, hat mein O-heim gesagt. Es ist nicht gut, wenn ein Leh-rer ist bös, dann be-kommt der Schü-ler leicht alapas, wie sagst Du da-für deutsch? Ich will ler-nen von Dir, ich muß können red-en die deutsche Sprache; sie ist sehr schwier-ig. Aber ich glaub-e, daß ich gut kann ler-nen bei Dir; es ist so still hier in der Ke-me — caminata — kein Mensch-en-stimme als Deine. Aber heute zu spät, die Sonne un-ter — sol occidit — unter-ge-gang-en; mor-gen. Komm mor-gen, ehe sie un-ter-geht, aber nicht Ein-horn. Und trin-ke nicht zu viel heute A-bend aus dem Bech-er."

Im Gesicht der Sprecherin gab sich ein Stolzgefühl kund, daß sie eine solche Anzahl von Sätzen in deutscher Sprache zu Stande gebracht. Eigenthümlich nur hatte sie in dieser, wie zuvor in der latei-

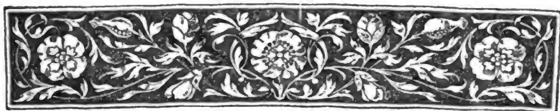
nischen, den jungen Wehrmann ‚Du‘ fortbenannt, obwohl ihr die Anrede mit ‚Ihr‘ nicht unbekannt war, denn im Gespräch mit dem Bischof bediente sie sich richtig derselben. Doch schien sie zu glauben, man thue dies nur einem Aelteren gegenüber, oder dafür zu halten, bei jemandem vom Stande Ludolf Ostermants sei es nicht angebracht; einen Eindruck rief's wach, in ihrer Heimathsprache sei's ihr selbstverständlich, jeglichen mit wenig Ausnahmen so anzureden. Zwischen den Worten aber hatte sich etwas hervorgeschlichen, sie fühle sich vereinsamt in der stillen Leere des Schlosses, und ihre Jugend trage Verlangen, wenigstens eine Zeitlang am Tage den Ton einer Menschenstimme neben sich zu hören. Außerdem lag ihr merklich viel daran, in der deutschen Sprache weitere Vervollkommnung zu erlangen, und für beide Wünsche bot sich ihr hier keine andre Erfüllung. Trotz der strengen Urtheilsfällung aber fand sie augenscheinlich ein Gefallen an ihrem jungen neuen Sprachlehrer; das Alles hatte sie bestimmt, die schroffe Verabschiedung, mit der sie ihn aus dem Gemach fortgewiesen, zurückzunehmen, dahin umzuändern, daß sie am nächsten Tag sein Wiederkommen erwarte.

Oder hatte sich ihr noch etwas Andres hinzu-

gesellt, von dem, als er sich der Thür zugewandt, ein stummes Spiel in ihren Zügen ein Merkzeichen zu geben schien? Ihre Lippen umhuschte ein heimliches Lächeln, doch nicht ganz das eines Kindes; in ihm, wie in den nachblickenden Augen flimmerte ein wenig von verschwiegenem, fast wie von einem listigverschlagenen Gedanken eines jungen Weibes. Ludolf Ostermant hatte sich stumm verneigt und das Gemach verlassen. Er war von der über ihn ausgesprochenen Verdammung und noch mehr von dem plötzlichen Umschlag derselben wie betäubt; sinnverloren durchschritt er draußen den Gang. Eine Dienerin, die am Vortag neu aus Hildesheim gekommen, trat aus einer Thür hervor und stieß, vor der unerwarteten Erscheinung eines Wehrmannes in der Kemenate erschreckend, einen unwillkürlichen, nur halb verhaltenen Schrei vom Mund; wie er ihr geistesabwesend in's Gesicht blickte, eilig durch die Thür wieder zurückweichend. Dadurch gelangte er zur Besinnung und Erkenntniß, daß er falsche Richtung eingeschlagen, kehrte um, fand jetzt die abwärts führende Treppe und stieg sie, schwankenden Fußes, zur Halle des Palas hinunter. Ihm war's, er sei in einem Traumreich gewesen, drin ‚Maria, die Himmelskönigin' im Lichtglanz überirdischer Schönheit

zürnend den Stab über der irdischen Frevelschwere seiner Vergangenheit zerbrochen, aber danach ihn mit göttlicher Vergebungshuld aus seiner Zerschmetterung vom Staube aufgehoben habe. Halb bewußtlos fiel er auf seine Lagerstatt hin, seine Hände legten sich über der Brust wie zum Gebet zusammen, und in die um ihn einbrechende Dämmerung sprach er mit traumhafter Stimme hinein: „Maria —.“





XII.

Wintersonnenwendzeit war's jetzt, die geheimnißbergenden zwölf Tage und Nächte brachen an, den alten und neuen Göttern gleicherweise geheiligt; festlich-deutungsreich begannen sie alle das neue Jahr. Die Kirche beging die Feier der Geburt des Heilandes, sowie ihr folgender Gedächtnißtage des Märtyrers Stephanus und des Apostels Johannes, daran schließend das Fest der Epiphania, der Erscheinung Christi, als des Erlösers aller heidnischen Völker der Erde, die zu seiner Anbetung die drei Könige aus dem Morgenland entsendet. Dafür ließen allerorten die Cleriker ihre Lobgesänge und Dankgebete ertönen, und zum gleichen waren auch die Laien verpflichtet und folgten dem Gebot der Geistlichkeit. Doch viele, besonders unter den Landbauern, erfüllten es noch nur mit den Lippen; wenn sie den Kirchenraum ver-

lassen und in ihre einsamen Behausungen heimkehrten, sahen sie, wie ihre Vorväter, Berchta, die gleich einer weißen Himmelswolke Leuchtende, segnend über die Wintersaat der Felder hinschweben, und ein Mittagsmahl von Fischen, der Lieblingsspeise der hohen Beschirmerin, deckte ihnen den Festtisch. Auf dem Herd brannte und verglühte langsam durch Tage und Nächte der alt-gewaltige Julklotz; bei'm Einbruch des Abenddunkels ließen junge Männer überall von Anhöhen das ‚Jul', das flammenlohende Rad, als Sinnbild der wiedererstandenen Sonne zur Tiefe niederrollen. Danach saßen alle bei'm Methkrug auf der gestampften Haustenne und horchten, von einem ehrfurchtsvollen Schauer überlaufen, auf, wie draußen Wodan brausend über den nachtschwarzen Wipfeln Umzug hielt und mit der allmächtigen Hand des obersten aller Götter Walhallas das neue Sonnenjahr emporhob. Wo aber im norddeutschen Land ein versprengter Slavenstamm, ‚Wenden', seßhaft geblieben, da richtete sich vor ihrem Blick die große Mutter Baba auf und schritt in riesenhafter Gestalt aus dem schlafenden Wald hervor.

Wer es sein mochte nach solcher Verschiedenartigkeit des Glaubens, ob Maria, die Himmelskönigin, die glanzstrahlende Berchta, oder Deva, die knospen-

umgürtete Tochter des wendischen Lichtgottes — eine huldvolle, weiche Frauenhand schien sich rings um die Winzenburg über die Landschaft zu breiten und mit himmlischer Kraft den Hereinbruch der alten zornwüthigen Frostriesen des Nordens zurückzubannen. Nur im Decemberanfang hatten diese sich einige Tage lang in wallenden Schneemänteln als Herren aufgeworfen, doch seitdem lag ihre wilde Kraft von immer linder Luft und mildlächelnder Sonne ohnmächtig gebrochen; Niemand erinnerte sich eines so lenzhaften Winters, der die Viehherden draußen auf freier Weide beließ, so freudige Hoffnung früher und reicher Ernte erweckte, und Dank erfüllte alle Herzen für die unsichtbare Ausspenderin solcher wundergleichen Segnung. Nur Ludolf Ostermant gewahrte sie leibhaft vor sich, wo er stand und ging, wußte, woher diese fremde Herrlichkeit entfließe. Eine junge, allgewaltige Zauberfee thronte über dem Land, und wohin sie drauf niedersah mit ihren wie tiefblaues Edelgestein leuchtenden Augen, da konnte nur Frühling sein, der Boden, den ihre Lippen anlächelten, mußte sich in der Mitte des Winters mit Blumen bedecken. Der Tag und die Nacht zugleich war sie, denn diese umwob ihr den Scheitel mit dem dunklen Gelock, doch drunter schimmerte ihre Stirn wie die Lieblichkeit



der Morgenröthe, und von ihrem Antlitz ging es aus mit der Himmelsmacht des Sonnenlichtes. Denn ein Himmelsgebild in irdischer Erscheinung war's, die nicht gleichen Namen mit einem andren Wesen auf der Erde tragen konnte, und das klopfende Herz Ludolf Ostermants benannte sie ‚die Rose von Hildesheim‘.

Alle seine Sinne waren einzig von ihr erfüllt; vor dem Blick stand sie ihm, wohin er sah, aus jedem Wohllaut klang ihre Stimme, mit dem Rosenduft umgab sie ihn bei jedem Athemzug. Am Vormittag streifte er im Umkreis der Burg umher, sich über die schleichende Zeit bis zur Nachmittagsstunde, die ihn in die Kemenate hinüberberief, fortzutäuschen. Er mußte sich regen und allein mit der Vorstellung seiner Sinne und Seele sein. Mit keinem der Ritter hätte er getauscht; zum erstenmal empfand er's als ein höchstes Glück, daß er zum Cleriker geworden, ob von niedrer Abkunft, an Geistesbildung über Denen von weltlich edler Geburt stand. Und zum erstenmal fühlte er, es war ein seliges Glück, zu leben.

Das verdankte er seiner Mutter, und ihn trieb's nach dem Kloster Lammspringe, ihre Grabstätte aufzusuchen, wie es ihm auch der Bischof als Sohnes-

pflicht vorgeschrieben. Als er zur Mauer gelangte, kam ihm die Erinnerung an den Platz, wo man sie in die Erde hinuntergesenkt, außerdem war die Zahl der Laiengräber hier außen nicht groß, die Nonnen wurden im geweihten Grund unter dem Fußboden der Kirche bestattet. So fand er bald eine kleine Steinplatte auf, in die eingeschnitten stand: „Holda de Hildolfshusen, marita Thiedolfi de fruteto. Placida. Formosa. R. i. p." [37]) Die Schrift zeigte sich nicht kunstfertig ausgemeißelt, nur oberflächlich eingeritzt, doch Auszeichnendes lag drin, daß die Gruftstelle mit einem Namensgedenkmal bedeckt worden, keine andre in der Nachbarschaft besaß ein solches. Außerdem schien mit Absicht das Wort ‚marita' gewählt zu sein, statt des üblichen ‚uxor', um hervorzuheben, daß sie die ‚Ehefrau' Thiedolfs vom Busch gewesen sei; die beigefügte Erwähnung ihrer sanften Gemüthsart und schönen leiblichen Bildung war gleichfalls etwas Ungewöhnliches. Vermuthlich hatte der Klosterpropst Berno um ihrer Sanftmuth und Schönheit willen ein besonderes Gefallen an ihr gefunden und ein Gedächtniß daran durch den Stein forterhalten lassen.

Ludolf stand und sah auf das Grab der so jung aus dem Leben Gegangenen nieder. Ihm tauchte plötzlich ein Erinnerungsklang im Ohr auf, daß er

als kleiner Knabe seine Mutter von Leuten mit einem Schmucknamen benennen gehört: ‚Die Rose von Hildesheim‘. Wunderlich durchlief's ihn aus dieser aufwachenden Erinnerung. Sie mußte also wohl zuvor in der Stadt Hildesheim gelebt haben, vielleicht dort zur Welt gekommen sein.

Daneben durchschoß ihm den Kopf ein seltsamer Gedanke. Er war ein Kind, das Thiedolf vom Busch unter seinen Mantel genommen. Wer war sein wirklicher Vater gewesen? Etwa der Klosterpropst Berno, der seiner schönen Mutter dies Gedenkmal verliehn?

Die stumme Gruftplatte redete nicht, wie es die Todte drunter nicht gethan. Aber gar Manches sprach für die Muthmaßung. Daß der Propst sich des verwaisten Knaben angenommen, ihm Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilt hatte. Daß Ludolf, wie ein väterliches Erbtheil, Begabung zum Cleriker in sich getragen.

Auch der Klosterpropst Berno war lange todt und konnte nicht mehr reden. Doch wenn er noch gelebt hätte, würde er ebensowenig auf die Frage geantwortet haben. Einem Geistlichen, dessen Jugend sich solches sündigen Bruches eines der höchsten Kirchengebote schuldig gemacht, blieb nur das Schweigen, die Verhehlung seines Fehltritts vor aller Welt, selbst

vor Demjenigen, den ihm die Natur dadurch zum Nächsten geschaffen; ein Geheimniß war's, das er mit sich in's Grab nehmen mußte. Kein unterster Clerus-Angehöriger, der die Weihen empfangen, vermochte anders zu handeln, wenn er nicht aus dem Priesterstande gestoßen werden wollte, um so weniger ein Hochgestellter der Hierarchie. Das wußte Ludolf genau, und so hätte es nichts geändert, wenn der Propst Berno noch unter den Lebenden gewesen wäre; eine Bejahung der eben plötzlich durch seinen Kopf geschossenen Muthmaßung würde er doch nie erhalten haben. Ein Vaterloser war er, nur das Kind der ‚Rose von Hildesheim', die hier nach kurzer Frühlingsblüthe in die Erde gelegt worden. Seltsam indeß ergriff ihn die aufgewachte Erinnerung an jenen Namen seiner Mutter; den gleichen hatte sein klopfendes Herz einer Anderen gegeben.

Die aber lebte, und er lebte, und die Todten waren Schatten, zwischen denen jedes Band mit dem Leben zerrissen. Wenn jemand, so war Ludolf Ostermant frei von Empfindsamkeit; vielleicht mochte er als kleiner Knabe von seiner Mutter ein Erbe zarteren Gefühls in sich getragen haben, doch seitdem er zuletzt an diesem Grabe gestanden, hatte er es verloren. Zur Erkenntniß kam's ihm, vom lang-

jährigen Umhertreiben mit rohen Genossen verwildert, war er ein wüster Vagant gewesen, trotz der lateinischen Zunge und classischen Geistesbildung leer im Innern, begierig nur nach plumpen leiblichen Genüssen trachtend, nach der Weinkanne und leichten Dirnen, zur Erreichung seiner Zwecke nicht vor hinterhältischem Anschlag und Gewaltthat zurückschaudernd. Altera mater consuetudo — die Gewohnheit hatte er sich zur anderen Mutter gewählt, von ihr sich zum frech Unbändigen, Leichtfertigen, Gewissenlosen großziehn lassen. Erschreckend stand sein eignes Bild, der Wirklichkeit getreu, vor ihm — kam es aus dem Grab der Mutter so vor seinen Augen herauf?

Nein, deutlich fühlte, erkannte er, wer es ihm, wie von einer erzenen Spiegelfläche zurückgeworfen, in seiner ganzen Häßlichkeit vorhielt. Zwischen den Zähnen murmelte er: „Ein Einhorn —“

Aber danach athmete er aus sich befreiender Brust tief auf. Nicht sein Bild sah ihm so widrig entgegen; wohl das seinige gewesen war's, doch es stellte ihn nicht mehr dar. Als ein Andrer, wie ein Neugeborener stand er hier, von einer Gnadenhand berührt, die ihn verwandelt, oder dem Edleren, das er von seiner Mutter als Mitgift empfangen, wieder zum Obsieg verholfen. Mit himmlischer Kraft begabte

Augen hatten die stumme Reue in seiner Brust gewahrt, und gnadenreiche Lippen hatten ihn durch Absolution von seiner schuldvollen Vergangenheit gereinigt. Einem Wunder ähnelnd war's: Sein leibliches Leben dankte er einer Rose von Hildesheim, und das neue seiner Seele, seines Gemüthes hatte die von seinem Herzen Gleichbenannte ihm verliehen.

Goldhelle und himmelblaue Blüthensterne lächelte da und dort die warme Sonne des seltsamen Winters aus dem Erdreich hervor, und Ludolf Ostermann pflückte von ihnen auf seinem Rückweg zur Burg, um sie am Nachmittag als Gruß von der Außenwelt in die Kemenate hinüber zu bringen. Schon einigemal war er in diese zur angesetzten Stunde wiedergekehrt, und ihm bangte nicht mehr vor dem Eintritt. In dem Gemach empfing ihn ein Doppelwesen: eines, von überirdischer unnahbarer Hoheit umstrahlt, vor deren leuchtendem Glanz alles Denken in Ehrerbietung verstummte und zerging. Daneben trat das andre ihm entgegen als ein Mädchenbild von holdester Erdenlieblichkeit, das auf sein Kommen wartete, dankend die kleinen Blumen aus seiner Hand nahm, mit heller Stimme ihn fast vertraulich, necklustig begrüßte. Die ernste Richterin des ersten

Tags war spurlos verschwunden; es ließ sich nicht mehr vorstellen, daß sie mit dem streng redenden Munde auf dem teppichbedeckten Sessel gethront habe. Ein jungfräuliches Kind freute sich in seiner Einsamkeit am Zusammensein mit einem jugendlichen Genossen von gleicher, feinerer Geistesbildung, als sonst jemand auf der Burg sie zu bieten vermocht hätte; eine Schülerin, die von ihrem Lehrmeister Unterricht in der deutschen Sprache empfing.

Darin aber hatte in der That der Bischof Konrad die beste Wahl getroffen; von nur wenigen Lippen im Reich kam diese Sprache so einnehmenden, reinen Klanges und sicheren, richtigen Ausdruckes, wie von denen Ludolfs. Den Clerikern war sie sonst zumeist beinah fremd, so daß sie sich ihrer, der mißachteten, in Zwangsfällen oft unbeholfener als das Laienvolk bedienten; Regeln der Grammatik und Syntax beachtete bei ihrer Anwendung fast kein classisch Gebildeter. Doch dem Sohn Holdas von Hildolfhusen schien dies angeboren, und gefördert von seiner Kenntniß der lateinischen Sprache, beherrschte er das Deutsche in gleicher Weise, wie diese, reich am Wortschatz, fehlerlos in der Declination und Conjugation, als ob die Natur ihn zu solchem Lehramt vorbestimmt habe. Freilich kam er demselben nicht

methodisch wie vom Schulkatheder nach, sondern in spielender Art, verbesserte bei'm Gespräch leichthin von seiner Schülerin begangene Mißgriffe, förderte sie, wo es ihr mangelte, hauptsächlich durch geschickt angebrachte Beispiele. Unverkennbar hatte sie nie einen wirklichen Unterricht im Deutschen gehabt, das ihr bis vor nicht langer Zeit wildfremd gewesen sein mußte; doch fraglos war sie ebenso gelehrig, als sie mit Eifer lernen wollte. Am meisten Schwierigkeit bereitete ihr die Aussprache; sie hing deshalb aufmerksam mit den Augen am Munde ihres Lehrers, seinen Lippen abzusehen, wie die Worte von ihnen gebildet würden. Zuweilen nach einer fruchtlosen Bemühung schüttelte sie den Kopf und sagte: „Das klingt anders, besser, wenn Du es sprichst, als ich", und einmal setzte sie hinzu: „Ich glaube, von Deinem Mund kommt es her, Du hast schöne Lip-pen, die können es auch schöner sagen, als meine." Nur zur Erläuterung mehr wurde das Lateinische herangezogen, oder von ihrer Seite, wo sie sich nicht anders zu helfen wußte; sonst entflog's ihr höchstens dann und wann bei einem unwillkürlichen Ausruf. Merken ließ sich, sie dachte noch nicht auf deutsch, sondern übertrug sich stets erst, was sie äußern wollte, aus ihrer Sprache. Welchem Lande und Volke diese an-

gehöre, war aus nichts zu entnehmen, und der Bischof hatte Ludolf untersagt, Fragen danach zu thun.

So ward's ihm anfänglich nicht leicht, Dinge zur Unterhaltung aufzufinden, die sich eigneten, sprachliche Belehrung mit ihnen zu verbinden. Aber dann verfiel er auf einen reichergiebigen Gegenstand, oder vielmehr die Zeit des Jahres, der zwölf Tage und Nächte brachte ihn drauf. Er begann von dem wieder zu erzählen, was er Abends in der Schenke aus dem Munde der Wehrmänner um sich vernahm, von den alten deutschen Göttern und Göttinnen, und eigen war's, während seines Berichtens ward ihm lebendig, daß er nicht jetzt zum erstenmal, sondern schon als Kind von ihnen gehört und gewußt habe. Durch das ausgespannte Strahlennetz der heißen Sommermittagsstille hatte seine Mutter ihm gedeutet, da schreite die weiße Berchta hochher über die leis wallenden Kornfelder, und am Winterabend hatte sie am glimmenden Herd ihn aufhorchen lassen, wie draußen Wodan mit dumpfdröhnendem Hufschlag brausend über den Wald reite. Das stieg ihm bei'm Sprechen in's Gedächtniß herauf, und aus einer Erinnerung wob sich, wie am Spinnrocken der Faden, eine andre hervor, weiter und weiter; er versetzte seine Zuhörerin damit in eine fremde Welt, und sichtlich

saß sie aufmerksam gespannten Ohres. Beide achteten nicht drauf, daß es dämmernd und dunkel im Gemach ward, ihre Stimmen klangen drin fort, und absonderlich dienten die Thaten und Geschicke der alten Bewohner Walhalls zugleich auch zum Sprachunterricht dieses Tages. Aus ihrer Darstellung ließ sich nicht recht entnehmen, was Ludolf Ostermant eigentlich von ihnen halte und denke; für die Kirche waren sie Geschöpfe des höllischen Feindes der Christenheit, unsaubere Geister und Ausgeburten todsündigen Glaubensabfalls. Doch aus der Schilderung des von ihnen Redenden rührte es manchmal an, als ob der junge Wehrmann mit der Tracht des Clerikers auch die kirchliche Anschauung und Verdammung der vormals hier verehrten heidnischen Götter und Göttinnen von sich abgethan habe. Wenigstens erschienen sie bei seiner Berichterstattung nicht in teuflischer Gestalt und als bösartige Verderber des menschlichen Seelenheils, vielmehr so, wie von ihnen noch unter dem Landvolk die Ueberlieferung aus Vorväterzeit umging. Nun schön und lieblich, nun machtvoll gewaltig schuf die rege Vorstellungskraft Ludolfs sie wieder herauf, als ob er sie mit seinen Augen vor sich sehe, und die Einen waren von sanfter Holdseligkeit wie das Himmelsblau, die warme Sonne,

Frühlingsgrün und blumige Wiese, die Andern fuhren dahin, dem wilden Wettersturm gleich, der Blitz zuckte aus ihrem Blick, und der Donner rollte aus ihrer Stimme. Dabei nickte die Zuhörerin einmal und sagte: „Weißt Du, Ludolfe, das ist der Kaiser Henricus; unter dem zittert die Erde, wo er schreitet. Dem schönen Bal-dur dagegen, von dem Du geredet hast, gleichet —" Doch sie hielt inne und schien nicht zu wissen, mit wem sie den Genannten vergleichen wolle; draußen aber kam ein rother Schein aus dem Dunkel der eingefallenen Nacht, und mannigfacher Stimmenschall klang aus der Ferne dazu herüber. Junge Burschen ließen von einem Hügelrande das brennende Julrad zur Tiefe hinunterrollen, dem eine Schaar von jungen Mägden nachjubelte. Sie hatten sich die Scheitel mit Mistelgezweig umkränzt, streckten die Hände hoch über sich auf und riefen in lautem Chor: „Loki, der böse, hat keine Macht mehr! Baldur, der holde, hebt auf sich vom Grabe! Keiner ist gleich ihm, bald kehre uns Baldur!"

Das war am gestrigen Abend geschehen, und ebenso wiederholte sich's heut' in gleicher Weise, denn das Sonnenwendrad flammte an jedem Nachtbeginn der Zwölften zu Thal. Maria aber war aufgestanden, hatte das Fenster geöffnet und blickte hinaus. Sie

horchte auf die Rufe, wendete den Kopf gegen Ludolf um, der ihr nachgefolgt, und sagte lächelnd: „Ich ver-stehe, was sie singen. ‚Keiner ist gleich ihm‘ — eure Sprache klingt doch schön, an jedem Tag wird sie mir lieber.“

Danach schwieg sie, doch bewegte sich plötzlich rasch gegen die Thür, daß Ludolf vom Mund kam: „Wohin wollt Ihr, Herrin?“

Sie versetzte: „Hinaus auf den Berg, mit ihnen singen: ‚Keiner ist gleich ihm‘. Ge-stern schon wollt' ich's thun.“

Doch nun stellte der junge Wehrmann sich schnell vor die Thürschwelle und erwiederte: „Das darf ich Euch nicht gestatten, Domina.“

„Du willst mich nicht durch-lassen?“

„Euer Oheim hat's verboten, Herrin, und mich Euch zum Wächter bestellt.“

Sie lachte. „Mein O-heim? Er hat mir nicht zu ver-bieten. Ich habe keinen O-heim.“

In ausgelassener Fröhlichkeit verläugnete sie ihre Stellung dem Bischof gegenüber und daß sie seinen Vorschriften gehorchen müsse; im Augenblick ging nichts von der unnahbaren Hoheit ihres Doppelwesens von ihr aus, sie stand wie ein junges trotzköpfiges Mädchen da, das es drauf anlegte, seinen Willen zu

bekommen, und ihr Uebermuth rief eine gleiche Gegenströmung bei Ludolf hervor. Ebenfalls mit einem Lachen antwortete er: „Euer Oheim hat mich befugt, wenn Ihr Euren Fuß vor die Burg hinauszusetzen suchtet, Euch mit dem Schwert den Durchgang zu verlegen.“ Und hurtig sein Schwert aus der Scheide hervorziehend, hielt er dies, es am Griff und der Spitze fassend, gleich einer Riegelbarre quer ausgebreitet vor sich hin. Kurz stutzte die mit der blanken Wehr von ihrem Vorhaben Zurückgehaltene, aber dann flog ihr über die Lippen: „Willst Du Ein-horn sein? Ich fürchte mich nicht vor Deinem Ei-sen-horn, ich bin stär-ker als Du und kann Dich bän-di-gen!“ Dazu streckten rasch ihre Hände sich nach den seinigen vor, die sie fest an den Gelenken umgriffen, und fast zugleich bewährte sich's, daß sie ihre Kraft nicht überschätzt habe. Das Blut schwand aus dem Gesicht Ludolf Ostermants, mit versagendem Athem, wie zu Tode erschrocken, stand er, seine Finger lösten sich von ihrem Halt, und das Schwert fiel aus ihnen klirrend zu Boden. Darüber erschrak auch Maria ein wenig, so daß sie ihre Hände zurückzog; doch da der junge Wehrmann, wie von Betäubung überkommen, nach dem Thürgriff gefaßt und schwankend hinaustrat, kehrte ihr der mädchenhafte

Uebermuth auf die Zunge zurück, und sie rief ihm nach: „Siehst Du, Ein-horn, daß Du mir nichts Böses an-thun kannst! Sei nicht wieder un-kluges Ein-horn! es hilft Dir nichts. Ich will gar-nicht hinaus, wollte nur sehn Dein Ge-sicht, wenn ich so thä-te. Dein Ei-sen-horn kannst Du mor-gen Nach-mittag wieder holen, heute Nacht be-halte ich es, Du hast es nicht nö-thig bei'm Schlafen. Gute Nacht, Ein-horn! Geh gleich in Deine Schlaf-kammer, nicht erst in die Schen-ke, sonst seh' ich's Dir mor-gen an den Au-gen. Bene quiesce, und sprich mir mor-gen wieder vom schönen Bal-dur! Das hör' ich gern."



Wilhelm Jensen

Die Rosen von Hildesheim





Die

Rosen von Hildesheim



Ein Roman aus der Stauferzeit

von

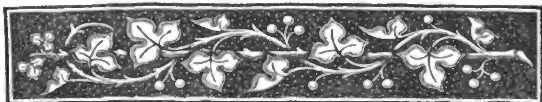
Wilhelm Jensen

Zweiter Band



Berlin
Verlag von Emil Felber
1900

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.



XIII.

Endlos fern hinüber vom Norden des Reiches war's bis zu den zauberischen Gestaden des Königreiches Sicilien, und es bedurfte langer Tage, eh' vom einen zum andern eine Kunde des hier oder dort Geschehenen gelangte. Zwar bewegten sich ohne Unterlaß zwischen ihnen Sendboten hin und her, die dem Kaiser deutsche Nachrichten nach Neapel und Palermo überbrachten, und er entsandte nordwärts solche an die Leiter seiner Angelegenheiten im Reich. Als sein mit oberster Vollmacht ausgerüsteter Stellvertreter verweilte zur Zeit in diesem, außer dem cancellarius imperialis Konrad von Querfurt, Herzog Philipp von Schwaben, des Kaisers jüngster und einzig am Leben verbliebener Bruder, da drei ältere Söhne Friedrich Barbarossas, Friedrich von Schwaben, Konrad von Franken und Otto von Burgund, schon in

jugendlichem Alter gestorben waren. Heinrich VI. hatte Philipp von Schwaben, der ihn auf seinem Heerzug nach dem Süden geleitet, auch zum Herzog von Tuscien ernannt; im Aeußern und Innern erschienen beide, nicht Kinder derselben Mutter, von größter Verschiedenartigkeit, doch Geschwisterliebe, Vertrauen und volle Hingabe des jüngeren Bruders an den älteren hielt sie mit engem Band vereint. Obwohl Herzog Philipp noch erst vor der Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres stand, übertraf er durch Geistesvorzüge und edle Gemüthsbildung zweifellos jeden andern Fürsten im Reich; von seinem Vater war er zum geistlichen Stande bestimmt und zwölfjährig zum Dompropst von Aachen ernannt worden. Der tödtlichen Hinraffung seiner Brüder halber aber hatte Kaiser Heinrich ihn in den weltlichen Stand zurückversetzt und jetzt im Herbst nach Deutschland gesendet, um mannigfache wichtige Verhandlungen mit den großen Reichsfürsten zum Abschluß zu bringen, von denen zu erwarten stand, ihr Eigenwille werde sich nur vor dem mündlichen Wort des dem Kaiser am nächsten Stehenden, nach ihm Höchsten im Reich beugen. So war Herzog Philipp mit dem Bischof Konrad von Sicilien her über die Alpen gekommen, doch hatte er sich am Oberrhein vom Kanz-

ler getrennt, bald hier, bald dort seine Aufgabe zu erfüllen, hauptsächlich an den erzbischöflichen Höfen zu Trier, Mainz und Cöln. Sein wechselnder Aufenthalt machte es den an ihn abgeschickten Boten aus Apulien oft nicht leicht, graden Wegs zu ihm zu gelangen, doch manche erreichten überhaupt das deutsche Land nicht. Wenigstens von Denen, die auf dem Landweg reisen mußten; es war übel für einen einzelnen Reiter, zumal einen mit wichtigen Briefschaften betrauten, durch die Länge Italiens durchzukommen. Wenn die dortigen Guelfen auch vor offener Gewaltthat an einem kaiserlichen ‚Mann' zurückscheuten, lauerte doch vielfach Verrath und heimlicher Anschlag, der mit welscher Tücke unbemerkt einen Botschaftsträger spurlos bei Nacht verschwinden zu lassen verstand. Ueberall barg die große Halbinsel im Geheimen gleich dem Kraterschlund des Vesuvs kochende Herde des Empörungsgelüstes, des Hasses und der Wuth, nur verstohlen niedergedrückt und scheu sich verbergend, wie ihr Schürer im Lateran, vor der schreckvoll gefürchteten Eisenhand und der unbezwinglichen Uebergewalt Kaiser Heinrichs VI.

Seltsam aber war's, wie oftmals den Boten, die an ihr Ziel kamen, etwas vorauslief, wie wenn es, schneller als diese von den Füßen der Rosse, auf

Flügeln getragen werde. Das war das Gerücht, die Irisschwester Ossa, von der schon Homer geredet, daß sie sturmgeschwind dahinfliege, wie der Schnee aus Wolken oder wie der vom Nordwind gepeitschte Hagel. Virgil hatte sie ‚Fama‘ benannt und als das hurtigste Uebel auf der Erde geschildert, das sich im Anfang furchtsam klein zusammenducke, doch bald vom Boden emporwachsend in die Lüfte aufschwinge, ihr Haupt in den Wolken verbergend. Die Zahl ihrer Augen, Ohren und Zungen komme der ihrer Federn gleich, so fliege sie, keines Schlafes bedürftig, rastlos bei Nacht zwischen Himmel und Erde, die Schatten durchzischend; bei Tage aber hocke sie auf Thürmen und Dächern und rufe in die Gassen der Städte Botschaften hinunter, nun der Wahrheit, nun leeren Trugs, die Köpfe der Hörer mit Verworrenheit anfüllend, sie zu sinnlosem Thun auftreibend. Und bezeichnend hatte der Dichter der ‚Aeneis‘ ihr nachgesagt: „Viresque acquirit eundo“; durch das Weitergehen verstärkte sie ihre Kraft.

Von solcher Zungenthätigkeit des ‚Gerüchts‘ schwirrte unablässig überallher die Zeit, besonders aber verbreitete sie im Reich bald auf Wirklichkeit beruhende, bald grundlos erdichtete Nachrichten aus dem fernen Süden, eilte häufig mit den ersteren in

nicht begreiflicher Weise den reitenden Boten vorauf. Darauf bezog sich eine Aeußerung Bischof Konrads: „Die Fama hat diesmal nicht eitle Hirngespinste auf den Flügeln getragen, sondern ein kaiserlicher Bote mir Bestätigung der von ihr ausgestreuten guten Kunden überbracht.“ Der Kanzler war mit ansehnlichem Geleit von Hildesheim zur Winzenburg herübergeritten, sich von dem Wohlbefinden seiner Niftel zu überzeugen, und fügte ihr erfreut der Mittheilung an: „Des Kaisers Majestät hat sich völlig von dem Fieberanfall erholt, der ihn am Ausgang des Sommers betroffen. Ich war damals in heimlicher, natürlich niemandem kundgegebener Besorgniß, denn die Veranlagung seines Körpers ist nicht von übermäßiger Stärke, tückischeren Feind des Menschen giebt es nicht, als das Gift, das dort sprungbereit, einem Luchse gleich, im Erdreich lauert, und — quod Deus avertat! — ich mochte in schlafloser Nacht den Gedanken nicht an mich herankommen lassen, es könne nach der Bestimmung des blinden Fatums der Vater der Götter und Menschen Unsagbares in seine Wagschale legen. Denn was hätte alsdann geschehen sollen? Es wäre das Unheil eines Zusammensturzes hereingebrochen, wie nicht bei'm Tode des großen Alexander, ein neuer Kampf der Centauren und La=

pithen. Das Kind von Apulien, des Reiches und Königreiches Erbe hat am vorgestrigen Tage erst sein zweites Lebensjahr vollendet, und für ihn hätte Herzog Philipp die kaiserliche Gewalt ergreifen müssen. Quod Deus —!“ 38)

Wie er's unterrichtender Weise pflegte, ließ sich der Kanzler bei seiner Niftel auch über die staatlichen Verhältnisse und Vorgänge im Reich aus, doch sichtlich verstand sie ihn heute nicht, blickte ihm bei seinem letzten Wort groß in's Gesicht und erwiederte verwunderten Tones: „Wäre denn das — ich wünsche sicherlich nicht des Kaisers Tod — aber brächte es denn für das Reich ein so großes Unheil? Der Herzog Philipp ist doch auch ein hoher Staufer —“

Konrad von Querfurt fiel hastig ein: „Gewiß, Kind, der Edelsten einer des hohen Geschlechtes, und meine Liebe und Bewunderung hängen an ihm mit gleicher Hingabe. Doch er hat nicht empfangen, was seine Väter zu Herren über Alle gemacht — wohl Tapferkeit und Muth des Ritters, doch nicht genug von der Härte, dem Eisen des Stauferblutes, daraus die Schneide des Schwertes geschmiedet und geschärft wird, jeden Widersacher mit tödtlichem Streich unerbittlich niederzustrecken. Es hätte bei dem Herzog Philipp von Schwaben zu sehr die Bildung des

Geistes überwogen, Domina, und von zu weicher Art des Gemüthes wäre er gewesen, um in die erderschütternden, dem Felsgrunde eingegrabenen Fußstapfen seines erlauchten Bruders zu treten, dem die Natur das Herz mit dreifach erzenem Panzer umkleidet hat, seinem Ruhmgeschlechte im Abend- und Morgenlande die Weltherrschaft zu erzwingen."

Ein holdes Lächeln ging über das Antlitz der Hörerin, die zurückgab: „Ich bin kein Kriegs-mann, mein Oheim, und kann den Herzog Philipp nicht darum schelten, wie Ihr."

Sie hatte in deutscher Sprache auf die lateinische des Bischofs erwiedert, der eilfertig entgegnete: „Ich habe ihn nicht gescholten, Kind, minime vero, wie dürfte ich solcher Vermessenheit mich erdreisten! Vielmehr hat eine gestern von ihm an mich gelangte Botschaft mir Zeugniß davon gebracht, mit welcher glänzenden Begabung für die Geschäfte des Friedens und der Vermittlung er trotz seiner Jugend am Rhein der Stellvertretung seines kaiserlichen Bruders obgelegen; aus der Stadt Mainz kommend, vermeldete sein Schreiben, er stehe im Begriff, weiter abwärts am Flusse gen Cöln aufzubrechen. Es ist ein Winter im deutschen Lande, desgleichen keiner sich erinnert, so daß er den Reisenden nicht nach seinem üblichen

Brauch mit Beschwerden verdrießt und der hochedle Herr nicht in allzustarkem Maße den sonst erschreckenden Unterschied der Wärme zwischen den hiesigen Regionen und den campanischen Gefilden, die er verlassen, empfinden wird. Ich hoffe, auch Ihr, Domina, seid befriedigt von der Gunst, die uns Phöbus Apollo in so ungewohnter Fülle, ich zweifle nicht, um Eures Aufenthaltes willen hier, zuwendet, und meine Augen bereiten mir erfreulichste Bürgschaft für Euer Wohlbefinden. Doch gleichfalls bekundet mir das Ohr, daß Ihr seit meiner Trennung von Euch um ein Wesentliches in der Beherrschung der deutschen Zunge vorgeschritten seid, wie es sich besonders in der leichteren Aussprache vordem Euch schwierig gefallener Worte offenbart. Es verursacht mir Genugthuung, wohl daraus schließen zu dürfen, daß meine Wahl einen gutbefähigten Lehrmeister für Euch getroffen hat und Ihr nach keiner Veränderung desselben Begehr tragt."

Eine kunstvolle Gewandtheit des Kanzlers trat aus dem Fortgang der Aeußerungen Konrads von Querfurt zu Tage oder verbarg sich vielmehr in ihnen. Merklich war's ihm unliebsam gewesen, daß zuvor seinem Munde eine Anzweiflung der Kriegstüchtigkeit des Bruders Kaiser Heinrichs entschlüpft sei;

er hatte ihm dafür rasch ein hohes Lob andrer Befähigungen zuertheilt und danach so unvermerkt die Rede von ihm abgelenkt, daß keine Absicht drin fühlbar, doch auch kein Anlaß mehr geboten worden, wieder auf das vorher Gesprochene zurückzukommen. So that's Maria auch nicht, sondern antwortete auf des Bischofs nachgefügte Bemerkungen: „Von Euch ein Lob meines Fort-schrittes in der Sprache Eures Heimath-landes zu empfangen, erfreut mich sehr, mein Oheim, und Ihr fol-gert mit Grund daraus, mir einen guten Lehrer gewählt zu haben. Ich bin Euch dank-bar dafür, er ist nicht von rohem Sinn, wie ich im An-fang geglaubt, son-dern muß eine gute dos[39] — ich weiß nicht, Mitgegebenheit — von seiner Abkunft in sich tragen, et in capite et in pectore.[40] Da Ihr nicht mehr täg-lich zu mir kommt, mein Oheim, bin ich froh, wenn Ludolfus mir Ge-sell-schaft leist-et, es wäre sonst der Tag sehr lang für mich hier. Er hat neu- — neu- — nuper — sein Schwert bloß ge-zogen, weil ich hinausgehen wollte zum Feuerrad, und Dro-hung gemacht, mich todt-stechen, das war sehr lust-ig, ich lache gern. Ich will ihm auch Gutes wieder thun, wenn ich es nur kann, ich denke nach, wie ich es soll am be-sten an-fangen."

„Vortrefflich, Jungfrau, vortrefflich! So verstan-

det Ihr Euch nicht auszudrücken, als ich Euch hierher brachte. Gewißlich, ich suchte nicht bedachtlos den Lehrer für Euch aus, wählte nur einen solchen, der mir Bürgschaft verhieß, daß ich auf seine Mitgift im Kopf und Herzen, wie Ihr gesagt, Vertrauen setzen könne. Mir bereitet's eine erfreuende Genugthuung, daß Euer Urtheil ihm die feinere Bildung des Geistes zuerkannt, auf die ich bei ihm rechnen zu dürfen überzeugt war. Euren Worten entnehme ich, es hat Euch Spaß gemacht, daß er nach meinem scherzhaften Geheiß Euch mit dem Schwert zurückgehalten, die Burg zu verlassen; doch er hätte nöthigen Falles im Ernste recht daran gethan, denn mir liegt die sorgliche Pflicht ob, Euch keinerlei Gefährdung durch etwa draußen umlauerndes Raubgethier auszusetzen. Gefällt es Euch, Domina, in dem edlen Kampfspiel des Morgenlandes Eure Ritter und Dienstmannen wider die meinigen in's Feld zu führen? Ein Wettstreit mit gefahrlosen Waffen nur ist's, denn Abendland und Morgenland sind nicht feindliche Gegner, sondern werden bald zu engem Bunde vereint sein."

Bischof Konrad sprach's mit einem Lächeln seiner feinen Lippen und setzte sich seiner Partnerin gegenüber an's Schachzabel. Launig äußerte er: „Lasset mich heute mit dem schwarzen König den Grafen

Adolphus von Berg, den hochwürdigsten Erzbischof von Cöln, darstellen, und führet Ihr in dem weißen wider ihn den erlauchten Bruder des Kaisers, Herzog Philipp. Ich werde mit allem Vermögen meiner Kraft gegen Euch streiten, doch in der Voraussicht, daß Ihr den Sieg davontragt, und ihr wird mein Wunsch verbündet sein, so daß ich nicht mit Bedauern, vielmehr freudig unterliegen werde."

Der so vom Kanzler als Oberhaupt des schwarzen Heeres aufgestellte Erzbischof Adolph stand unter allen deutschen Fürsten als die zweifelhafteste, am meisten Mißtrauen einflößende Persönlichkeit da. Er allein von ihnen hatte sich vor einem Jahr dem Trachten Kaiser Heinrichs widersetzt, Deutschland aus dem bisherigen Wahlreich zu einem Erbreich umzugestalten und seinen noch nicht zweijährigen Sohn zum deutschen König krönen zu lassen. Doch im letzten Augenblick bog der Erzbischof sich geschmeidig vor der kaiserlichen Uebermacht, und auch mit seiner Beipflichtung war das ‚Kind von Apulien', das damals, noch ungetauft, Constantin benannt ward, auf einem Reichstag zu Frankfurt von den versammelten Fürsten zum römischen König ausgerufen worden. Ein Vertrauen des scharfblickenden, menschenkundigen Kaisers hatte indeß Adolph von Cöln sich dadurch nicht

erworben; jener kannte ihn als haßerfüllten Feind der Staufer, als einen gewissenlos-selbstsüchtigen, ränkevoll verschlagenen Priester, der sich nur der Nothwendigkeit gebeugt habe, ohne Zaudern den geleisteten Treueid brechen werde, wenn die Schärfe des Schwertes nicht über seinem Haupt herabdrohe. So war's verständlich, daß der kaiserliche Kanzler seine Niederwerfung auf dem Schachbrett erwünschte, als ein Symbol seines Unterliegens gegen den Herzog Philipp bei den zu Cöln bevorstehenden Verhandlungen, und Maria that das Ihrige, des Bischofs innerlichem Begehren nachzukommen. Mit rothaufgeglühten Wangen und leuchtenden Augen führte sie ihre weißen Streiter; so überblickend, klugbedacht hatte sie noch nie gespielt, wie mit sichergeführten Schwertschlägen traf sie überall den Gegner. Aber dann ging ihre Besonnenheit in fliegende Hast über, sich der schwarzen Königin bemächtigend, lachte sie übermüthig: „Der Vezier fällt, keine Königin ist's, ein Bischof hat keine Frau!“ Und um wenige Züge später jubelte sie: „Philippos, der hohe Staufer, ist der Sieger, Ihr seid matt, Oheim Adolph!“

In der Miene des Kanzlers kennzeichnete sich ein Mißbehagen an dieser Benennung, und er versetzte: „Es ist das ein Name, Domina, den ich Euch

mir in der Gegenwart andrer Hörer nicht beizulegen bitte; an jeglichem Ort finden sich Leute, die geneigt sind, einem Scherzwort die Deutung zu unterstellen, es müsse seinen Ursprung aus einem Korne Wahrheit herleiten. Doch Ihr habt Eure Sache gut zum Siege geführt, ich beglückwünsche Euch dazu; wenn mir vor meinem Wiederaufbruch nach Hildesheim noch Zeit verbleibt, werde ich kommen, Euch nochmals, zwar des gleichen unrühmlichen Ausgangs für mich gewärtig, in die Turnierschranken zu laden. Jetzt berufen mich dringliche Angelegenheiten in die Schreibstube, und ich genieße hier den Vortheil, mich bei ihrer Erledigung der Feder Eures Sprachlehrmeisters bedienen zu können.“

In der That vermochte der Kanzler sich auch während des kurzen Besuchs der Winzenburg nicht Ausrast von wichtigen Geschäften zu gönnen und hatte sich dafür schon bei seiner Ankunft den jungen Wehrmann Ludolf Ostermant wieder als Gehülfen bestellt. Diesem mancherlei Schriftsachen in die Feder sprechend, bewährte er sich im Besitz erstaunlicher Geistesfähigkeit, indem er dazwischen gleichzeitig mit eigner Hand ein Antwortschreiben auf das vom Rhein her an ihn gelangte des Herzogs Philipp von Schwaben verfaßte, dem er in tiefer Ehrerbietung kluge Rath-

schläge wider etwaige verschlagene Vorbehalte des Erzbischofs Adolph bei den in Aussicht stehenden Abmachungen unterbreitete. Die Mittagsstunden des Tags schritten drüber hin, bis alle erforderlichen Schriftstücke beendigt waren; dann lehnte der Bischof sich im Sessel zurück und sprach Ludolf seine Zufriedenheit aus, sowohl für den eben geleisteten Dienst, als besonders für denjenigen, mit welchem er ihn bei seiner Niftel betraut. Das ihm von dieser zuertheilte Lob wiederholend, ermahnte er ihn, auf so gut eingeschlagener Bahn vielleicht zu glücklicher Gestaltung seiner Zukunft fortzuschreiten; scheinbar an den Pergamentblättern noch etwas ordnend, bückte der junge Mann das Gesicht tief herab, um dem Blick zu entziehn, daß ihm das Blut roth in die Schläfen und Wangen aufschieße. Merkbar aber hatte jenes Lob auch das Wohlgefallen des Kanzlers an Ludolf Ostermant noch erhöht, denn nach dem mehrstündigen Sitzen zu einiger Bewegung im Freien geneigt, erwies er dem Letzteren die Auszeichnung, ihn sich auf dem Gang zum Geleit und Begleiter zu erwählen. Sie verließen allein miteinander die Burg, an deren Hügelfuß Konrad von Querfurt den nach Osten gerichteten Weg einschlug; der kurze Wintertag näherte sich bereits seinem Ende, vom westlichen

Himmelsrande her warf die niedergehende Sonne den Schreitenden schon lange Schatten vorauf. Da und dort hoben ihre schrägen Strahlen noch die fremdartige Gabe der Wintermilde, die kleinen weißen und blauen Blumen, hellleuchtend vom Erdreich ab, und nach seiner Gewöhnung bückte Ludolf sich dann und wann, sie zu einem Strauß in seiner Hand anzusammeln. Willfährig hielt der kaiserliche Kanzler mit dabei den Schritt an und erfüllte das Ohr seines Begleiters mit lebendigen Schilderungen der Gefilde Siciliens, wo die Erde keinen Winter kenne und stets zur Sonnenwendzeit mit Blumen überdeckt bleibe, doch in wundersamem Spiel und Geleucht unzähliger Farben, nicht gleich diesen an den Schnee und kaltes Frostblau des Himmels gemahnend. So gingen sie weiter, das Sonnenlicht schwand hin, unweit vor ihnen hob sich ein großer Bau auf, und Konrad von Querfurt sagte: „Da sind wir bis zum Kloster Lammspringe vorgeschritten.“ Undeutlich schien ihm in Erinnerung zu kommen, daß sich etwas damit verknüpfe, und dann fand er's, setzte, Ludolf anblickend, hinzu: „Berichtetest Du mir nicht, das irdisch Vergängliche Deiner Mutter sei hier bestattet worden?“ Das bejahte der Angesprochene, und er habe erfüllt, was ihm der Bischof als Sohnespflicht vorgeschrieben,

zu andächtigem Gedenken die Grabstätte aufzusuchen. Dieses Geheißes entsann Konrad sich nicht mehr, doch erwiederte er: „So gehorchtest Du, dem Antrieb Deines Herzens folgend, göttlichem Gebot; denn an unser Ohr ertönt keine Stimme mehr aus dem Schweigen des Himmelsgewölbes, doch im Herzschlag thut sich auch der Wille Gottes kund. Dort unter der Mauer, bedäucht mich, erheben sich Erdhügel von Laiengräbern; so befinden wir uns hier wohl auch in der Nähe der Ruhestatt Derjenigen, welche Dir das Leben verliehen hat.“

„Nur wenige Schritte noch sind's dorthin,“ entgegnete der junge Wehrmann, unwillkürlich den Fuß in die Richtung weiter vorbewegend, und der Bischof, wie er zuvor mit ihm bei'm Pflücken der Blumen angehalten, so schritt er auch willfährig jetzt neben ihm fort. Dann deutete Ludolf auf den Boden nieder, die Dämmerung begann zu weben, jedoch Konrad von Querfurt vermochte noch auf der Gruftplatte die Inschrift zu unterscheiden: „Holda de Hildolfshusen, marita Thiedolfi de fruteto. Placida. Formosa.“ Stumm las er's, nur die abgekürzten Schlußworte sprach er laut mit: „Requiescat in pace.“ Danach aber that er das Nämliche mit den vorstehenden Worten: „Placida. Formosa. Dich hat des Himmels Gunst vor

Vielen auserwählt, Ludolf Ostermant, zum Forterhalter des Lebens einer Mutter Dich zu schaffen, der so Reiches der Grabstein noch nachredet, daß der Tod keine Macht über sie zu gewinnen, ihr Gedächtniß nicht der Vergänglichkeit zu überliefern vermocht. Einer Blume muß sie gleich gewesen sein, wie nur mit seltener Huld die Sonne sie als ein schönes Wunder aus dem Schooß der Erde heraufserweckt."

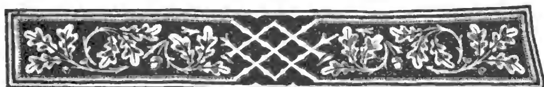
Der Blick des Sprechers hatte sich auf den kleinen Strauß in der Hand seines Begleiters niedergesenkt, und er fuhr fort: „Du hast von unserm Weg Blumen aufgelesen, um sie als Dankesgabe auf diese Gruft zu legen. Das magst Du zu anderen Malen thun, wenn Dein Fuß Dich hierher bringt. Heut' aber will es für Dich die Hand des Bischofs vollbringen, zu dem Segen, den er über die Abgeschiedene spricht."

Eine freilich nicht zutreffende Auffassung war's, denn Ludolf hatte bei dem Pflücken des Straußes nicht seiner todten Mutter gedacht und nicht gewußt, der Zufall werde ihn an ihr Grab führen. Doch weigerte er sich selbstverständlich nicht, seiner Hand die Blumen entnehmen zu lassen, die Konrad von Querfurt, sich niederbeugend, zu einem Kranz um den Namen der Todten auf der Steinplatte reihte.

Dann erhob er sich und sprach: „Pie tujus memoriam colimus, Holda de Hildolfshusen. Bonis te ominibus prosequimur — in pace requiescas!“ 41)

Tiefer zu dämmern begann's, die Beiden wandten sich und schritten zur Winzenburg zurück. Hier nahm der Kanzler von seiner Niftel Abschied, bedauernd, daß die Zeit ihm nicht mehr den Versuch gestatte, seine Niederlage auf dem Schachzabel wett zu machen. Doch unaufschiebbare Nöthigung rief ihn fort, sein Fackelgeleit harrte schon im Burghof vor der Palastreppe, und unter funkelndem Sternenhimmel schlug er, in schweigsames Nachdenken versunken, wieder den Weg, der Lamme entlang, gegen Hildesheim ein. Das innere Wesen Konrads von Querfurt glich einem Instrument, das die Natur mit vielfachen, verschiedenartig tönenden Saiten bespannt hatte; auf dem stummen Nachtritt erklang in ihm eine, die kein Ohr als das seinige vernahm, und von deren Vorhandensein in der Brust des Bischofs der Kirche und des cancellarius imperialis niemand eine Ahnung besaß.





XIV.

Die Zwölften dauerten noch an, draußen rollte täglich nach dem Einbruch der Dunkelheit das Sonnenrad unter Begleitruf und Gesang wieder vom Hügel herab, und Ludolf Ostermant setzte, wie er's begonnen, seinen Sprachunterricht fort, von den alten Göttern, die einst hier verehrt worden, erzählend; die neu an sie aufgeweckte Erinnerung aus seiner Kindheit glich einem Quell, der lange verschlossen gewesen, doch nun, wieder freigelegt, in nicht versiegender Fülle hervorströmte. Einmal, als er um die Sonnenuntergangszeit in's Gemach eintrat, traf er drin, in schon halb überdämmertem Winkel sitzend, auch die neue Dienerin Marias an, zu welcher diese eine freundliche Zuneigung gefaßt hatte; häufig berief sie die junge, wohl nur um ein Jahr sie an Alter übertreffende Magd zu sich und ließ sich den langen Tag von ihr verkürzen. Auch diese Unterhaltung

brachte ihr Nutzen ein, denn sie mußte mit jener in deutscher Sprache reden, die ungewöhnlich rein und wohltönend von den Lippen des Mädchens klang; das mochte den Bischof auch bei ihrer Auswählung zur Dienerin seiner Nistel bestimmt haben. An dem Abend aber empfing die Letztere ihren Lehrer mit den Worten: „Ich wünsche, daß Ger-ber-ge auch mithören soll, was Du mir erzählst, so mag sie bei uns sitzen, während Du hier bist.“ Obwohl sie den Namen schon oftmals gesprochen haben mußte, kam sie doch nur mit Mühe über ihn weg, merklich lag er ihr allzu fremdartig-rauh auf der Zunge. Die Miene Ludolfs konnte nicht ganz verbergen, daß er lieber wie bisher mit seiner Schülerin allein gewesen wäre, doch mußte er sich in die Aenderung fügen, und eine Schilderung der schönen Freya anhebend, wie er solche von seiner Mutter vernommen, gedachte er bald nicht mehr an die Gegenwart der Magd. Er berichtete von dem köstlichen Halsbande, Brisingamen benannt, das Zwerge mit Zauberkunst für die ewig junge Göttin geschmiedet, dem am Himmel flammenden Sonnenbogen nach einem Regenfall an vielfarbig leuchtender Pracht ähnelnd; die Beschützerin der Liebe sei sie gewesen, im Maienmond dem Gotte Odhr anvermählt, der von einem Wildeberzahn ge-

troffen worden, und über dessen Tod sie goldene Thränen geweint habe, die man noch in der Morgenfrühe als lichte Tropfen auf den Blättern und in den Blumenkelchen schimmernd gewahre. Nach dieser Erzählung wandte Maria den Kopf zur Seite und fragte:

„Klingt es nicht schön, wie er es spricht, Ger-ber-ge? Das ist die Venus, die um den todten Adonis weint, nur tragen beide andre Namen in diesem Lande. Davon weißt Du nicht, Ger-ber-ge, aber die Freya mußt Du Dir im Gedächt-niß einpr-prägen, daß Du sie nicht vergißt. Sie ist über Allem auf der Erde, und ohne ihren Bei-stand kann niemand glücklich werden. Erzähle uns noch so Schönes weiter, Ludolfe!“

Dem Geheiß kam er nach, im Innern wieder, wie schon oft, über ihre Kundigkeit und rasche Auffassung erstaunt, denn ihm war nicht in den Gedanken gekommen, daß die nordische Sage genau von dem nämlichen Vorgang berichte, wie der Mythus des römischen Alterthums; das aber hatte sie sogleich empfunden und begriffen, ihr Geisteswesen war ein ebenso unerklärbares Wunder, wie die Zaubermacht ihrer Leiblichkeit. Das Zwischenlicht ging in's Dunkel über, und geraume Zeit lang durchtönte wieder nur

die Stimme Ludolfs die Stille des Gemaches. Doch dann, als er einmal innehielt, hieß Maria Gerberge, die Lichtpfannen anzuzünden, und diese trat an den Kamin, einen Kienspan zu entflammen. Er flackerte auf, sie verharrte indeß noch wie zögernd in der gebückten Stellung, so daß ihre Herrin fragte: „Worauf wartest Du? Bist Du wie ein — ein papilio,[42]) der nur in der Nacht fliegt und vor dem Licht scheut? Wie heißt er in eurer Sprache, Ludolfe, ich komme nicht darauf. Ein Zwi —“

Der Befragte ergänzte: „Ja, ein Zwifalter, Domina,“ und die Dienerin richtete sich jetzt empor, die Harzpfannen und Kerzen an den Wänden in Brand zu setzen. Doch hielt sie sich dabei abgekehrt, und lachend kam's wieder vom Mund ihrer Herrin: „Du beträgst Dich heute sonderbar, Ger-ber-ge. Hast Du ein übles Ge-wissen, daß Du mir nicht in's Gesicht sehen willst? Das muß ich glauben, sonst kehre Dich doch zu mir.“

Daraufhin wendete die junge Magd sich nun zaudernd um, stand mit niedergeschlagenen Augen, doch zum erstenmal ließen ihre vom Lichtglanz überhellten Züge sich erkennen. Sie waren von stiller magdlicher Anmuth, offenbar geröthet von dem Vorwurf, der ihr gemacht worden; blondes Haar, im stärksten Farbengegensatz zu dem tiefdunklen Marias, umrahmte

das schmale Antlitz, das sonst, nicht recht zu sagen war's, wodurch, trotz aller Verschiedenart im Ganzen, ein wenig an das ihrer Herrin erinnern konnte. Diese sagte: „So — ich weiß, Du brauchst Dich nicht zu scheuen — nun bin ich zu=frieden. Du willst wohl gern zu den andern in den Ga=dom, ich habe Dich nicht mehr nöthig hier und halte Dich nicht länger auf.“ Sichtlich froh, entlassen zu sein, ging die Dienerin eilig davon; Maria sah auf die Thür, die sich hinter jener geschlossen, dann blickte sie Ludolf Ostermant an und fragte: „Hat Dir Ger=ber=ge nicht auch gefallen? Ihr Gesicht ist so freundlich.“

Er erwiederte nur ohne Gedanken: „Wenn Ihr es sagt — mir ist's nicht —“ und sie fiel ein: „Hast Du sie denn nicht an=gesehen?“ Darauf versetzte er: „Es ist zu heller Glanz hier — so wie wenn der Tag über der Erde ruht und die Sonne am Himmel leuchtet, da gewahrt das Auge keine Nachtsterne, ob sie auch neben ihr stehen mögen.“

Dazu schüttelte Maria den Kopf. „Das ver=stehe ich nicht, gerade wenn es hell ist, sieht man doch am besten. Machen die Lichter hier Dich denn blind? Aber mir scheint es, Du bist ein poeta, die reden manchmal, was sich nicht ver=stehen läßt. Ger=ber=ge soll wiederkommen, wenn Du bei mir bist. Dann

blicke sie an und sage nachher, ob sie Dir auch so wohl gefällt, wie mir; vier Augen sehen besser, als zwei. Nun wollen wir den Unter-richt um-kehren, daß ich Deine Lehrerin bin und Du mein Schüler."

Sie lachte vergnügt wie ein Kind, dem ein Vorhaben gelungen; das Letzte aber bezog sich auf etwas seit zwei Tagen von ihr Angefangenes, da ihr der Gedanke gekommen, Ludolf im Schachspiel zu unterweisen. Zum erstenmal hatte er ein solches gesehen, setzte sich nun mit schneller Bereitwilligkeit ihr am Tisch gegenüber und streckte die Hand nach dem weißen Elfenbeinkönig. Bei seiner Bewegung fragte sie: „Willst Du die? Das sind die hohen Staufer. Bist Du ein Freund von ihnen oder bist Du ein Guelphe?"

Achtlos antwortete er: „Darum habe ich mich nie bekümmert, Domina, die gelten mir gleich." Ihr aber flog rasch vom Mund: „Turpe dicis! Phui![43]) Da sollst Du die hohen Staufer nicht haben!" Und hurtig mit ihrer Hand vorgreifend, die völlig der zarten Färbung des Elfenbeins gleichkam, wand sie ihm die weiße Figur aus den Fingern. Doch wahrnehmend, daß sie ihn erschreckt habe, fügte sie beschwichtigend nach: „Du hattest nicht ver-standen, was ich gemeint, und wußtest nicht, was Du sprachst, denn Du mußt ein Freund der hohen Staufer sein."

Ein völliger Neuling am Schachbrett und dazu verwirrt, ordnete er mit leis zitternder Hand seine Figuren zu falscher Aufstellung, so daß die ihrige sich wieder hinüberstrecken und daran verbessern mußte. Von einem wirklichen Spiel konnte nicht die Rede sein; es galt nur erst noch, ihm die Züge sicher einzuprägen, und sie ließ ihn diese ausführen. Das indeß hatte er gestern schon besser gekonnt, heute that er's wie kopfverloren, bewegte seinen Springer zu unrichtiger Gangart, so daß seine Lehrerin ausrief: „Du lernst rück-wärts und bist kein Ritter, sondern ein clericus, der schlecht zu Pferde sitzt. Wer gut reitet, der gefällt mir; das sieht stolz und königlich aus. Da machst Du's wieder falsch. Wenn Du einen strengen Schul-mei-ster hättest, bekämest Du alapas — wie sagst Du dafür —?"

„Klapps —"

„Kl-Klapps auf die Finger. Jetzt schlage hier mit Deinem Bauern meinen Bauern vom Silberfeld weg, wie Bauern schlagen."

Er that nach dem Geheiß, und es schien, als wolle er's richtig vollführen. Dann aber ward er doch wieder irr, so daß er die beiden Figuren ungewiß auf den Feldern herumschob, und plötzlich flog die Hand Marias vor und klatschte leicht auf die seinige.

„Da hast Du einen Kl=Klapps! Du bist zu ein=fältig, als wärest Du selbst ein Bauer. Ich gebe mir umsonst Mühe mit Dir, Du lernst es nicht.“

Wie ein gescholtener Schulknabe saß er stumm, rothüberlaufenen Gesichts, doch eine andre Röthe war's, als die von Scham über erlittene Züchtigung, und die bestrafte Hand flüchtete sich nicht zurück, sondern blieb reglos auf dem Fleck. Die aufgebrachte Lehrmeisterin aber lehnte sich jetzt im Sessel zurück, aus dem, was sie eben gesprochen, war ihr etwas durch den Sinn gegangen und sie sagte:

„Nein, das habe ich nicht gemeint, Du bist kein Bauer, Du mußt gutes Blut in Dir haben, sonst hätte auch mein Oheim Dich mir nicht zum Lehrer gegeben. Aber ich weiß nicht, wer bist Du eigent=lich? Dein Name sagt sich so schwer, warum heißt Dein Vater O=ster=mant? Wird seine Burg so genannt und ist er noch lebend?“

„Nein, Domina — schon lange nicht mehr, ich habe ihn kaum gekannt, beinah keine Erinnerung an ihn.“ Der Befragte entgegnete es hastig und setzte eilig hinzu: „Nur an meine Mutter,“ und von dieser zu reden fuhr er fort. Dem hörte Maria schweigend zu; geraume Zeit lang sprach er weiter, ohne aufzublicken, allein dann hob er einmal den Kopf und

sah eine Thräne hell in ihrem Augenwinkel blinken. Erschreckt brach er ab: „Was ist Euch, Domina? Weshalb — habe ich etwas gesprochen, was Euch mißfallen?“

Sie verneinte, leis die Stirn bewegend. „Du hast es gut gehabt als Kind, Ludolfe, Deine Mutter hatte Dich lieb, und in dem Hause um Dich ist Glück und Frieden gewesen. Ich habe meine Mutter nicht gekannt, wie Du Deinen Vater nicht, und meiner —“

Wie ein Frostschauder überlief's sie, ihre Lippen schlossen sich und hielten an, eh' sie nachfügte: „Um mich her, was ich als Kind hörte und sah, war nur Haß und Streit zwischen den Nächsten, und — was ich nicht gesehen —“

Ihre Augen drückten sich zu, und wieder, noch stärker überrüttelte sie ein schauderndes Gefühl. Dann aber, wie Morgenroth sich vom Nachthimmel aufhebt, begann das Lächeln um ihre Lippen zurückzukehren, sie schlug die Lider wieder auf und sprach weiter:

„Euer Land ist ein fried-sameres Haus, ich fühle mich so sicher, seitdem ich darin bin, so glücklich und dankbar. Das macht vergessen und über-müthig; verzeihe mir, ich war einfältig, daß ich Dich schalt und schlug. Aber es war ja nur Spaß, und so schön ist

es, spaßen und lachen zu können. Mir wurde gesagt, in eurem Land wäre nur Nebel und Kälte, aber es ist so hell und warm, die Sonne hier wirft nicht schwar-ze Schatten, und die Blumen hier —" sie streckte die Hand nach den vor ihr auf dem Tisch liegenden kleinen weißen und blauen Blüthen, die Ludolf wie täglich mitgebracht hatte — „sind nicht roth von böser Farbe. Nun will ich Dich nicht länger hier behalten, Ludolfe, es muß lang-weilig für Dich sein bei mir allein. Schlafe gut in der Nacht, doch morgen komme wieder und er-zähle mir von eurem schönen Bal-dur."

Drunten im einsamen Palasgemach auf seiner Lagerstatt ruhte Ludolf Ostermant und hörte im Nachtdunkel immer noch die Stimme. Anders als sonst war zuletzt ihr Klang gewesen, so weich und von banger Wehmuth umflort; nicht ein Menschenmund, sondern eine Menschenseele selbst hatte aus ihr gesprochen, und kein heiter-sorgloses großes Kind, sondern das tieferschütterte Gemüth eines Weibes, dessen junges Leben schon von tiefen Schatten überdunkelt worden. Kaum mehr hatte der Hörer sich beherrschen gekonnt, daß er nicht wie vor einem höchsten Gnadenbildniß vor ihr auf die Knie niedergesunken war; ein neuer Goldschein des Himmels umgab sie

ihm, über die Schönheit ihres Angesichts empor leuchtete noch die ihrer reichen Seele. Schlaflos liegend, sann er, was und wo die Brudertochter des Bischofs schon so Trübes durchlebt haben möge; denn eine solche mußte sie sein, da ihre Mutter früh gestorben war und er erfahren hatte, die einzige Schwester des Kanzlers, die Gräfin Adelheid von Schaumburg, lebe noch. Mit dem Anbruch des Morgens aber that Ludolf Ostermant Neues, verschaffte sich in der unteren Burg ein Pferd und mühte sich den ganzen Vormittag hindurch auf der Reitbahn des Zwingers, es kunstgerecht zu meistern. Als Vagant hatte er da und dort wohl öfter im Sattel gesessen, verstand, sich sicher im Bügel zu halten; doch er wollte nicht wie ein Cleriker reiten, und er trieb unablässig das Roß zum Galoppsprung, sich auch so in aufrecht fester Haltung zu behaupten.

Am Nachmittag fand er jetzt stets Gerberge mit in dem Gemach anwesend, für welche die Zuneigung ihrer Herrin immer mehr, beinah zur vertraulichen Freundschaft, zu wachsen schien; Erklärung fand's in der stillen, feinen Art ihres Wesens, die ganz im Einklang zur Bildung ihrer Züge stand. Sie begab sich erst fort, wenn sie Licht angezündet hatte und die Zurückbleibenden sich an's Schachzabel setzten,

denn die Lehrerin fuhr doch in ihrem Unterricht fort, und offenbar bestrebte der Schüler sich jetzt mit gleichem Eifer, das edle Spiel zu erlernen, wie das ritterliche Reiten. Gelehrigkeit und Begabung erweisend, gewann er sich Lob; nur ab und zu faßte er nach einer Figur und schien einen äußerst thörichten Zug ausführen zu wollen. Doch dann, eh' er dazu kam, streckte sich die Hand Marias vor, hielt die seinige zurück, und sie mahnte: „Besinne Dich erst or-dentlich!" Das that er alsdann, so daß sie nickend sagen konnte: „So ist es gut, aber bald warne ich Dich nicht mehr mit der Hand. Da thust Du klug, wenn Du Deinen Zug machen willst, mich vorher anzusehen, denn in meinen Augen kannst Du es lesen, ob er richtig oder falsch ist. Zieh' jetzt einmal, was sagen sie dazu?" Athemverhalten blickte er auf und in ihre Augen, während seine Hand eine Figur bewegte; dazu sprach er leicht stotternd: „So muß es richtig sein." Doch sie lachte: „Nein, falsch — Du verstehst nicht zu lesen, das mußt Du auch noch bei mir lernen. Aber laß Dich nicht an-führen, ich bin Deine Geg-nerin, und da sind die Augen klug und sagen manchmal anderes, als sie meinen." Von der Trauer des jungen Weibes, die an jenem Abend auf ihren Lippen gezittert, kehrte nichts wieder, sie

war wie ein sonnenhaft glückliches, schelmisch blickendes und redendes Kind.

Auch von der Vergangenheit der Winzenburg wußte der junge Wehrmann allerhand Kunde zu erlangen, um Fragen, die Maria an ihn gerichtet, beantworten zu können; so erzählte er ihr eines Abends auch von der Ermordung des letzten Grafen, der die Besitznahme der Burg durch den nächtlich von Hans Hödecke eilfertig herbeigerufenen Bischof nachgefolgt war. Nicht ganz leicht fiel's ihm, den Anlaß zu der ersteren That zu berichten; er mußte einen Grund dafür angeben, konnte aber vor seiner Zuhörerin die Wirklichkeit nicht mittheilen und ging schnell nur mit den Worten drüber fort, die Frau des nachmaligen Mörders sei ihrem Gatten ungetreu gewesen. Doch Maria fiel ein: „Un-ge-treu, was heißt das? Womit kann eine Frau das sein? War sie eine Diebin, die ihn heimlich be-trog?“ — „Ja — nein, das nicht — aber sie hatte den Grafen von der Winzenburg lieber als ihren Mann.“ — „Pfui, das ist eine häßliche Geschichte und keine wahre! Solche Frauen giebt es nicht, oder sie muß ihren Mann nicht lieb gehabt haben. Warum hatte sie ihn dann geheir-athet? Da hatten sie gewiß keine Kinder. Ich habe einmal gehört, wenn eine Frau ihren

Mann nicht lieb hat, bekommt sie zur Str-Strafe keine. Das wäre mir schreck-lich, ich heir-athe nur, wen ich lieb habe.“

„Davon weiß man nichts mehr,“ sagte Ludolf, ihr rasch in der Erzählung der Geschichte fortfahrend, bei der sie sich einmal ein wenig scheu umsah und fragte: „Hier in diesem Haus ist das bei Nacht geschehen? Sprich nicht weiter davon — ich glaubte, bei euch im Lande könnte niemand so Böses thun, wie bei uns.“

Doch wie er nun auf Hans Hödecke überging, hellte ihr Gesicht, über das ein Schatten gefallen, sich wieder fröhlich auf, sie sprach den Namen nach: „Hans Hö-de-cke, das klingt schon so drollig,“ und sie wollte genau wissen, wie der neckische Zwergkobold aussähe. Das ließ sich indeß nicht beschreiben, da er unsichtbar war und niemand andres von ihm wahrnehmen konnte, als sein über dem Kopf in der Luft schwebendes rothes Hütchen; dem fügte der Berichterstatter hinzu, der herumhuschende Burggeist sei natürlich garnicht in Wirklichkeit vorhanden, sondern nur eine einbildnerische Erfindung spukgläubiger Leute. Doch brachte er danach aus seinem Gedächtniß alles vor, was er von den Schwänken und Ränken desselben vernommen, wie der Schalk die Knechte und

Mägde foppe und narre, unsichtbar sie am Ohr zwicke, am Haar zause, mit der Hand ihnen in's Gesicht klatsche. Das hörte Maria aufmerksam an, warf nur einmal ein: „Und doch glaubst Du, daß es keinen Hans Hö-de-cke giebt? Freilich, wer ein clericus gewesen ist und so klug wie Du, Ludolfe, der muß es ja besser wissen."

Als es dann Zeit zum Fortgang für ihn ward, sagte sie: „Komm morgen Abend ein bischen später, als gewöhnlich, ich habe vorher etwas zu thun." Danach aber griff sie plötzlich mit verändertem Gesichtsausdruck nach seiner Hand und fragte: „Schläfst Du sehr fest in der Nacht oder hörst Du leicht?"

Er verstand nicht, was sie damit meine, und erwiederte demgemäß. Ein wenig zaudernd antwortete sie: „Du sollst nicht über mich lachen, aber wir sind nur Frauen hier in der Kemenate, und im Palas drüben ist niemand als Du. Deine Geschichte war so gr-graus-lich — wenn ein böser Mensch in der Nacht heraufstiege und brächte uns alle um, wie den Grafen und seine Frau. Ich wollte, Du hättest Dein Lager hier oben und schliefest an der Thür neben mir."

Zwischen seinen Lidern flog ein Leuchten auf. „Eine Fliege, die Euch im Schlaf stören wollte, würde ich bei Nacht in meinem Gemach schwirren hören —"

Das war so drollig, auch wie er's vom Mund gebracht, daß sie drüber lachen mußte: „Thätest Du denn der Fliege mit Deinem Schwert ein Leides an?" Doch sichtlich hatte seine Antwort ihr die flüchtig über sie gerathene Bangniß beschwichtigt und sie setzte hinzu: „Da laß die Thür zu uns herüber während der Nacht offen stehn, damit Du gleich bei der Hand bist, und horche gut auf! Wenn Dein Ohr so scharf ist, daß Du die Fliege schwir-ren hören kannst, da mußt Du auch mich athmen hören, denn das ist doch gewiß lauter."

Ein Scherz war's, der ihn für seine Großsprecherei neckte, doch die ganze Nacht hindurch lag's Ludolf Ostermant im Ohr, als vernähme er durch's Dunkel einen leisen, lieblichen Athemzug; aufhorchend richtete er oftmals mit hastig, wie fieberhaft klopfendem Herzen den Kopf empor. Nur einen Gedanken schlug es ihm unablässig: Stand des Bischofs Brudertochter zu weit über ihm an Abkunft und Rang — oder konnte er den Abstand zwischen ihr und sich ausgleichen — war es möglich, daß einmal ein Tag käme, an dem er —? Weiter zu denken, wagte, vermochte er nicht, die stürmischen Blutwellen in ihm überwogten alles mit süßer Betäubung.

Als er am Abend um etwas später als sonst in

die Kemenate zurückkehrte, empfing ihn das vertraute Gemach mit leerer Stille, die Bewohnerin mußte sich noch bei der Beschäftigung, von der sie gesprochen, in einer Nebenstube aufhalten. Da das Nachtdunkel begonnen, zeigte der Raum sich bereits künstlich erleuchtet, doch waren die Wachskerzen nicht angezündet, zwei Harzpfannen allein brannten, deren bläuliche Flammen nur eine ungewisse Dämmerhelle ausbreiteten. So stand der Eingetretene wartend, hielt seinen Blick auf den teppichbehängten Sessel gerichtet; in dem war er sie täglich zu sehen gewöhnt, und binnen Kurzem sollte sie wieder dort sitzen. Sein Ohr horchte nach einem ihr Kommen anmeldenden Fußtritt, aber lautlos blieb's, und statt des ersehnten Klanges gestaltete sich nur vor seinen Augen ein Gaukelspiel. Hinter der breiten Rücklehne des Sessels tauchte etwas herauf und verschwand wieder, zuerst nicht recht unterscheidbar, was es sei; dann jedoch verharrte es und war ein kleines, in der Luft schwebendes, rothes Hütchen. Nun stand es still und wiegte sich leis nach rechts und links hin und her; halb unbewußt setzte Ludolf den Fuß vor, drauf zuzugehn. Allein da begriff er im nächsten Augenblick, sinnverdutzt, nicht recht, was mit ihm geschah; plötzlich flog vom Boden etwas wie ein grauer Nebelstreif auf, über

3*

dem das Hütchen schwankte. Einem Windwirbel gleich, kreiste es in blitzgeschwindem Rundtanz dicht um ihn herum, draus fuhr es nun zwickend nach seinem Ohr, nun ihm über den Scheitel durch's Haar, leicht klitschte es dazwischen an seine Wangen. Und mit einer feinen, künstlich hochtönig gemachten Stimme piepste es dazu: „Glaubst Du nun, daß Hans Hö-de-cke wirklich ist, Ludolf Oster-mant? Hier — hier — hier ist er!"

So schnell drehte sich's um ihn, daß er kaum zu unterscheiden vermochte, eine Gestalt in einem nebelgrauen Gewandüberwurf sei's, der, ohne ihn zu berühren, ihn im kreisenden Wirbel doch mit sich nöthigte und einem, durch einen Vorhang halb abgetrennten Winkel des Raumes zudrängte, wohin auch das matte Licht der blauen Flämmchen nicht fiel. So befand er sich auf einmal in beinah völligem Dunkel, das Geschwirr um ihn war plötzlich vorbei, unwillkürlich streckte er tastend die Hand vor und traf mit ihr auf einen warmen, weichen Nacken. Der wich erschreckt zurück, doch völlig sinnverloren folgte er ihm mit seinem Arm nach und umschlang ihn. Da fuhr sein Kopf herum, helles Licht blitzte auf, aus einer Thür trat Maria hervor, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand tragend.

Ein augenblendender Glanz ging von ihr aus, wie von der jäh aus abfallendem Nebel flammenden Sonne, denn sie trug ein wundervoll ganz aus Goldfäden gewirktes, enganschließendes Gewand, das sie noch höher und schlanker als sonst erscheinen ließ. Verwunderten Tons kam ihr vom Mund: „Was geschieht hier? Wo bist Du, Ger-ber-ge?" Dann mußte sie gewahren, daß der Arm Ludolfs, der um den Nacken der Angerufenen gelegen, hastig zurückzuckte; doch sie that, als ob sie nichts davon gesehen, fragte nur hinterdrein: „Warum hast Du denn heute so wenig Licht angezündet, Ger-ber-ge?" Daraufhin versah diese mit dunkelroth gefärbtem Antlitz eilig den versäumten Dienst, ließ die andern Harzpfannen und Kerzen ebenfalls aufflammen und begab sich rasch durch die Thür davon.

Nun erst gelangte es Ludolf Ostermant zu deutlicherem Bewußtwerden, welches Spiel mit ihm getrieben worden sei. Neckisch hatte Maria ihn von dem wirklichen Vorhandensein Hans Hödeckes überzeugen wollen, ein Gewand angelegt, in dem sie möglichst schmal erscheine, und dies unter einem grauen Ueberwurf verborgen. So war sie, wundersam tanzgewandt, wie auf Elfenfüßen um ihn her geflogen, dann blitzschnell durch eine Thür fortgeschlüpft, wo

sie die Nebelhülle abgestreift, um hurtig vollständig verwandelten Aussehens wieder herauszutreten. Durch Zufall aber war er, von ihr gedrängt, in den halbverhängten lichtlosen Seitenraum gerathen, wo die junge Magd, auf einen Befehl harrend, gesessen.

Was hatte er geglaubt, wer es sei, als seine Hand auf sie getroffen? Sein Denken schrak vor der Antwort zurück — ohne eine Ahnung war er von der Gegenwart einer Anderen gewesen.

Noch verworrener aber durchkreiste ihm den Kopf die Frage: Was mußte sie glauben, wen seine besinnungslose Vermessenheit mit dem Arm zu umfassen vermeint habe? Jedenfalls nicht die Dienerin, von deren Anwesenheit er nichts hatte wissen können.

So stand er, kaum zum Athemschöpfen fähig, in dem jetzt lichthellen Gemach, wagte nicht, den Blick aufzuheben. Doch dann sprach ihn die Stimme Marias unverändert mit dem gewohnten Klang an: „Warum setzest Du Dich nicht, Ludolfe? Ich habe heute Lust bekommen, ein Lied zu singen. Willst Du es anhören?“

Nun richtete er zaghaft die Augen nach ihr hin. Sie saß in ihrem Goldgewand auf dem Sessel, blickte ihn an und suchte ihre Miene ruhig zu beherrschen, doch ein schelmisches Lächeln zuckte ihr um die Lippen.

Offenbar wollte sie keine Rede drauf kommen lassen, wer der umherhuschende graue Spukgeist gewesen sei, sondern durch etwas andres davon ablenken; auf ihren Knien lag eine kleine, äußerst zierlich angefertigte, in der Mitte von Saiten überspannte Lyra, an den Stabrändern rundum mit funkelnden Edelsteinen besetzt. Die hob sie vor ihre Brust, prüfte die Saiten ein paarmal leicht mit den Fingern, schlug sie dann voller an und begann dazu mit gedämpfter, nur halblauter Stimme zu singen.

Klar vernehmlich ertönten dem Hörer, der sich gesetzt hatte, die Worte in einer weich-melodischen Sprache, doch ihm völlig unverstanden fremder. Nur darüber ließ der Klang mehr und mehr nicht Zweifel, es müsse ein Liebeslied sein. So träumerisch-sehnsuchtsvoll, dazwischen verstohlen aufjubelnd, kam es von den Lippen. Und auch das ließ es außer Zweifel, nicht mit Kunst erlernt nur sei's, sondern die Sängerin müsse auch im Innern selbst empfinden, was sie singe.

Plötzlich einmal sprang Ludolf Ostermant von seinem Sitz auf und schwankte hastig durch die Thür hinaus. Er vermochte nicht länger zu bleiben, fühlte, das Lied lasse ihn die Herrschaft über sich verlieren, drohe übermächtig, ihn zu besinnungsloser That fort-

zureißen. Nur durch jähes Entfliehen konnte er sich noch davor behüten.

Verwundert sah die allein Belassene ihm nach, legte die Lyra auf den Schooß und harrte seiner Rückkunft. Doch er kehrte nicht wieder, erst am andern Nachmittag zur bestimmten Zeit. Da empfing sie ihn mit ein wenig gekränktem Ausdruck: „Wenn Du Gesang nicht hören magst, hättest Du es vorher sagen sollen. So fort zu laufen, ist nicht hübsch und be-lei-digend."

Er stotterte hervor: „Vergebt mir, Domina — ich konnte nicht mehr — ein Schwindel fiel über meinen Kopf — ich wäre vor Euch auf den Boden niedergefallen —"

Das änderte ihre schmollende Miene völlig um. Sie trat rasch auf ihn zu und sagte theilnahmsvoll: „Du machst mir Schreck, Dein Gesicht ist ganz bleich. Bist Du krank? Ich bin bei einem großen medico in die Schule gegangen, der hat mich mancherlei von seiner Kunst gelehrt. Gieb mir Deine Hand, ich will nachfühlen, wie der pulsus arteriarum bei Dir geht."

Und sie legte die zarten Finger um sein Handgelenk und prüfte achtsam die Schnelligkeit seiner Pulsschläge.





XV.

Zu einem richtigen Erkennen des Zustandes Ludolf Ostermants reichte jedoch die ärztliche Kunst Marias nicht aus, und noch weniger eignete diese sich zu seiner Heilung. Denn sie selbst war die Krankheit, an der er litt, die tägliche Erneuerin derselben; ihre Hand, seinen Pulsschlag prüfend, brachte ihm nicht Abhülfe, sondern verstärkte sein Fieber. Scheinbar ging und stand er wohl wie sonst, that weiter, was er zuvor gethan, aber nur sein Körper folgte alter Gewöhnung dabei nach, abwesenden Geistes und Gefühls. Was sich um ihn den Tag lang bewegte, war ein Treiben wesenloser Schattengestalten und nur ein Traumgebild in ihm Wirklichkeit; das allein hörte und sah er, empfand es in sich als einen Wunderquell neuen, höheren Lebens, dessen Schöpferin ihn verwandelt anblickte. Nicht mehr erschreckend

durch ihre Doppelnatur; das überirdisch Unnahbare schwand mit jedem Tage mehr von ihr ab oder verging unsichtbar unter dem sich drüber deckenden Zaubergewand des schönsten Menschenthums, das die Erde hervorgebracht. So herrlich im Strahlenglanz seiner Reinheit, daß es Göttliches blieb, zu dem kein irdisches Wunschverlangen hinanreichte, nur die höchste Liebe. Aber doch war's ein junges Weib, das diese Liebe beseligend und brennend im Herzen entzündete, der Opferflamme auf einem Altar gleich, die zugleich leuchtete und verzehrte. Das trieb Ludolf Ostermant am Tag ruhlos umher, machte ihm die Nacht schlaflos oder füllte sie mit verworrenem Traum. Darin stand Maria vor ihm, ihn schweigsam anblickend; sie lächelte, und ihre Lippen verhielten ein Wort; umsonst aber strebte er danach, ihr diese durch Beistand übernatürlicher Kräfte zum Sprechen zu lösen. Bei Nekromanten in langen, schwarzen Gewändern und in den Höhlen unterirdischer Zwerge irrte er umher, von ihnen ein Zaubermittel zu erlangen, das sie zum Kundgeben des Wortes nöthige. Doch fruchtlos, die Kunst und Kraft aller versagte an ihr. Dann mit dem lächelnd stummen Munde wandelte sie sich zu der weißen Marmorgestalt um, die er aus der Lade emporhob, um sie in dem Gemach des Bischofs-

hofes aufzurichten. Jetzt indeß reichte seine Stärke nicht dazu aus; er hielt sie mit den Armen umfaßt, doch ihre Schwere wuchs zur unbezwinglichen Uebermacht. Kein Menschengebild war's, sondern eine Gottheit des Olympus, die ihn niederzog, daß er hülflos ohnmächtig unter ihr zu Boden sank. Da flog sie von ihm auf, wie eine beflügelte Fee gewichtlosen Körpers ihn in flatterndem Tanzreigen umkreisend, und neckisch zuckte blitzesschnell ihre Elfenhand ihm nach dem Scheitel, Wange und Ohr. Dazu sang sie ein Lied in fremder, unverständlicher Sprache, nur eins verstand sein Herz, es war ein Liebeslied.

Jede Nacht brachte ihm solche Traumbilder wieder, und am späteren Abend in der Schenke sagte auch Wentiborg: „Bist Du krank, Sohn? Deine Augsterne glühen wie die des Buhus bei Nacht, und Dein Gesicht ist gleich dem Leilach, drin Einer zum letzten Schlaf liegt. Du brauchst einen Trank aus Wurzeln und Beeren, der einen rothen Mund zwingt, das Herzblut, das in ihm klopft, zu bekennen.“ Dazu jedoch schüttelte er den Kopf; in wachem Zustand schrak er vor der Versuchung zurück, den stummlächelnden Lippen durch einen gefährdenden Zaubertrunk das Wort zu entreißen. Vor der Methkanne

saß er, ohne sie zu berühren; süßbetäubenden Rausch legte jeder Nachmittag in der Kemenate ihm auf's neue um die Stirn, und ohne Unterlaß wie trunkenen Sinnes erhielten ihn die Tage und Nächte.

Draußen aber breitete jetzt allerorten im Reich ‚das Gerücht' Riesenschwingen aus, überbrauste die windmurrenden Wälder und die Dächer der Städte. Mit so unumstößlicher Gewißheit verkündete es seine Botschaft, der Kaiser Heinrich sei in Sicilien vom Fiebergift jäh aus dem Leben fortgerafft worden, daß überall auf Märkten und Gassen die Menschen mit blassen, erregten Gesichtern zusammenströmten und in die Luft aufhorchten, als müsse wild Erschreckendes aus ihr herabfahren. Was sie glaubten, erschuf die Einbildungskraft ihnen auch vor den Sinnen; sie vernahmen Donnergeroll am blauen Himmelsrund und fühlten unter sich den Erdboden schwankend auf und nieder gehen. So überzeugend lief die Nachricht auf Windesflügeln von Ort zu Ort, daß der Bischof Konrad, der zu einem Besuch auf die Winzenburg geritten kam, an der Palastreppe Ludolf Ostermant begrüßte: „Diesmal hat die alte Fama des Virgilius ein Meisterwerk vollbracht, daß ich selbst, obschon ihrer Verlogenheit kundig, mein Ohr ihr kaum zu schließen vermocht hätte, wenn nicht —

gratia Deo! — gestern ein Bote bei mir eingetroffen wäre, der mich jeder Besorgniß um das Wohlbefinden der kaiserlichen Majestät überhoben. Ich hegte den Wunsch, solches Gerücht spreche einmal Wahrheit von dem caecus imperator,[44]) denn ihm wäre es zur Erlösung und uns zum höchsten Gewinn. Aber es wägt der Göttervater seine Loose nicht nach unserer Begehrlichkeit."

Von wem das Letztere gesprochen, verstand der Hörer nicht, und der Kanzler hatte es eilig, zu seiner Niftel hinaufzugelangen, so daß er auch von dem bleichveränderten Aussehen des jungen Wehrmannes nichts wahrnahm. Ihm fiel nicht möglich, länger als ein paar Stunden auf der Burg zu verbleiben, doch er mußte Maria eine freudige Kunde mitgebracht haben. Denn als er sich wieder von ihr verabschiedet hatte, ähnelte ihr Thun dem eines im Käfig, in den die Sonne hineingefallen, fröhlich von Stab zu Stab hüpfenden Vögleins. So tanzte sie, hell vor sich hin singend, durch's Gemach, blieb am Fenster stehn und lugte über Thalgrund und Hügelrücken westwärts in die Weite hinaus. Und als zur gewohnten Zeit Ludolf Ostermant bei ihr eintrat, empfing sie ihn: „Es ist gut, daß Du kommst, ich konnt' es nicht länger er-tragen, allein zu sein. Die Zeit schleicht so, wie

eine cochlea — ich weiß, eine Schn-Schnecke — wenn man allein ist. Bleib' recht lange heut' bei mir, oh die ganze Nacht, wenn Du nicht schlafen mußt, denn ich kann es doch nicht."

Doch er blieb nicht nach ihrem Wunsch, sondern verließ unter einer Vorgabe das Gemach frühzeitiger als sonst. Wie mit einer Goldkette band es ihn fest, aber wie mit glühenden Eisenstacheln trieb's ihn fort, zur Vorburg hinunter. Dort setzte er sich mit ringender Brust zu Wentiborg an den Herd, die nach seiner Hand griff und raunte: „Sie fühlt sich an wie das Eis auf dem Fluß, dann treibt das Blut drunter siedenden Strom. Dein Eingeweide verbrennt zur Kohle, das löscht nur Die im schlafenden Wald. Ich sah's lang, der Rauch weht Dir vom Mund."

Ein Windstoß mußte draußen über's Dach und durch den Schlot niederfahren; er stieß in die Herdasche und stiebte sie auf, daß sie grau die Brust Ludolfs überwirbelte. Dazu aber stieß auch die Alte frohlockend hervor: „Sie will Dir helfen und ruft Dich, denn sie schüttelt ihr Haar auf Dich. Du hast Tropfen Bluts in Dir von Svarogs Volk, das wittern ihre Nüstern. Svatovits Schwester hält durch die Nacht ihr weißes Gesicht am Himmel, und die Wege liegen wie am Tag vor ihrem Blick. Ich ging schon

auf ihnen bis zur großen Mutter und will Dich zu ihr bringen. Mach' Dich fertig, Sohn! Thu' den Mantel um Deinen Leib und rüste Dir die Sohlen mit festem Leder! Dann komm' wieder zu mir herab!"

Sinnverloren that er nach den Worten, ohne Glauben an ihre Verheißung; doch mystisch hob sich der schlafende Wald vor seiner Phantasie, nahm sie gefangen, und ihn trieb's zu einer Nachtwanderung, der Schlaflosigkeit auf dem Lager oder verworren quälerischem Traum zu entfliehn. Als er zum Fortgang gerüstet von der Oberburg zurückkehrte, scheuchte Wentiborg bereits mit der lodernden Fackel die Gäste früher als gewöhnlich aus dem Schenkraum, packte danach bereitgelegtes Brod und Dörrfleisch zusammt einem Methkrug in einen Sack, und sie verließen die Burg durch das vom Wächter aufgezogene Fallgatter einer kaum mannsbreiten Schlupfpforte der Mauer. Draußen blickte von Osten her Svatovits Schwester mit dem weißen Gesicht, die beinah runde Mondscheibe, ihnen in die Augen, und hell lagen die Wege; jener entgegen schlugen sie die Richtung zu den Behausungen der schon seit Alters im Clausthal des Hartwaldes nach Silbererz grabenden Bergbauer ein. Ludolf fragte nicht, wohin es gehe; neben ihm schritt seine wuchsmächtige Begleiterin, im Gliederbau und

Bekleidung mehr einer riesigen Mannsgestalt gleichend als einem Weibe; auf dem Scheitel hielt sie das Haar durch eine Lederkappe gefesselt, darunter fielen die langen grauen Stränge in dichtem Gemenge bis weit über die Schultern nieder. Ab und zu sprach sie: „Lang ist's dahin, und hochauf geht's. Svarogs Tochter wird sich zum Schlaf legen und ihr Bruder aufwachen. Doch bevor er wieder vom Sattel absteigt, müssen wir bei ihr sein."

Offenbar war Svarogs, des Himmelsgottes Tochter, gleichfalls der Mond, und ehe ihr Bruder Svatovit, die Sonne, unterging, mußten sie ihr Ziel erreicht haben. Nun fragte Wentiborg: „Ist's des Bischofs Niftel im Schloß, die Dir das Blut verbrennt, Sohn? Mein Auge hat sie nicht gesehn, nur mein Ohr von ihr gehört. Ihr Haar soll wie die Nacht sein und ihr Angesicht wie Frühroth; unter den Thorbogen ihrer Augbrauen leuchtet der Morgenstern. Ist sie auch von unserem Stamm? Dann hat die Baba Macht über sie, und wenn Du heimkommst, wird sie die Arme um Dich werfen, daß Du ihr Herz gegen Deins klopfen hörst."

Der Mund Ludolf Ostermants gab nicht Antwort auf ihre Reden, doch sie weckte ihm das Klopfen, von dem sie sprach, laut in der Brust; der Unglaube

drin duckte sich kleiner zusammen vor einer auf ihn einstürmenden dämonenhaften Macht. Einbildnerisch lag ringsum die Mondnacht; ein Quellwasser floß zu Thal, durch hurtigen Lauf deutend, daß es von höher herabkomme. Ueber ihm spannte sich eine dünne Eisdecke, die leis von den drunter tanzenden Wellen klirrte; wie ein singender Ton klang's durch die Stille. So eilig sich fortschnellend, fluthete und sang auch das Blut in den Adern Ludolfs.

Da hallten einmal noch andre Schritte, als die der Beiden, von seitwärts her trafen zwei wandernde Gestalten mit ihnen zusammen. Die Helle ließ sie mit ziemlicher Deutlichkeit unterscheiden, junge Burschen in Mänteln und übergeschlagenen Capuzen waren's, grobe Leinensäcke auf den Schultern tragend; terminirende Laienbrüder eines Klosters oder Goliarden schienen's zu sein. Sie kamen heran und fragten in lateinischer Sprache, woher und wohin; unwirsch fiel Wentiborg ein: „Sprecht deutsch, was ihr wollt!“ Darum bekümmerten sie sich nicht, einer bog den Kopf vor und blickte Ludolf nah in's Gesicht, dann sagte er: „Du bist jung, was gehst Du hier bei Nacht mit der Alten? Wir sammeln Almosen für unser Kloster, aber betteln nicht, daß wir sie umsonst bekommen, sondern spenden Gaben dafür wieder,

wenn der Geber uns gefällt. Laß die Alte und komm' mit uns, Du gefällst mir."

Doch der Angesprochene erwiederte nichts, achtete, in seine Gedanken versunken, nicht auf den neben ihm Fortschreitenden; der Gefährte des letzteren heftete sich Ludolf an die andre Seite und redete gleichfalls zu ihm in lateinischer Zunge: „Dir klirrt Wehrerz am Leib, aber im Gesicht steht Dir's, Du bist von unserm Stand und verstehst meine Sprache. Hör' sie nicht mit dem Ohr am Kopf, Du trägst ein besseres in der Brust, das häng' an meinen Mund. Ich bin ein lustiger Bruder, gehst Du mit mir, so wird Deine Nacht auch lustig."

Wentiborg schritt hinterdrein, sie verstand nicht, was die Beiden aus ihren Capuzen hervor raunten, doch sie ging mit aufhorchendem Ohr, sah nun, daß jene von rechts und links nach den Händen Ludolf Ostermants griffen, dran ziehend, als suche einer dem andern ihn wegzuzerren. Das brachte ihn zum Bewußtwerden ihrer Gegenwart und ihres sonderbaren Treibens, daß er fragte: „Wer seid ihr? Was wollt ihr von mir?" Aber zugleich packte seine Wegführerin von rückwärts mit den knochigen Fäusten die beiden Burschen am Nacken, schüttelte sie und rief: „Laßt eure Krallen von ihm! Ihr seid Nachtunholde und

tragt Fuchsfallen unter'm Zwillich, Muttersöhne drin zu fangen."

Die Angepackten rissen sich los, sprangen seitwärts und lachten: „Wir sind fromme Brüder von Gandersheim, die ein Nachtquartier suchen." Das ließ nicht Irrung zu, denn Gandersheim war ein Schwesternkloster; wieder nach den Händen Ludolfs fassend, riefen sie auf Deutsch hinterdrein: „Komm mit mir, ich lehre Dich den Terenz verstehn, den wirklichen, nicht den von Hrothsuit, der Närrin! — Komm mit mir! Was willst Du bei der alten Vettel? Ihre Milch ist sauer unter'm Zwillich!"

Doch im nächsten Augenblick kreischten sie auf; Wentiborgs Kraftfaust hatte einen Strauch von Weidengerten aus dem Boden gerissen und peitschte pfeifende Hiebe damit über die Köpfe der Beiden. „Cernobog fahr' über euch, ihr Lockvögel, ihr Sumpfwachteln, ihr Nachtmelker! Cernobog euch auf den Buckel! Cernobog euch auf den Bauch! Cernobog euch — —!"

Schreiend duckten und flüchteten sich die verkappten jungen Weiber vor den auf sie hagelnden Ruthenstreichen weg, zur Wehr wagten sie sich gegen die wuchtige Ausspenderin der Prügel nicht zu setzen. Ludolf schritt ohne anzuhalten auf der Straße weiter.

Nicht zum erstenmal war er nächtlich nach Abenteuern herumfahrenden, wie die Zeit sie hieß, ‚lustigen‘ Klosterschwestern begegnet, hatte sich sonst nicht Ruf als Spaßverderber bei ihnen eingetragen. Doch heut' war's ihm, wie wenn es in einem früheren Leben gewesen, daß er sich willfährig solchen Dohnenschlingen zum Fang überlassen; als ein Anderer ging er hier mit einem in überirdischem Glanz leuchtenden Bilde vor den Augen. Hinter ihm schlugen die jetzt in Sicherheit geborgenen Nonnen von Gandersheim ein Gelächter auf und spotteten: „Da geht Hrothsuits Sohn, seine Mutter treibt ihn mit der Ruthe.“ Nun holte Wentiborg ihn ein und sagte: „Ich habe Dir die Stechfliegen vom Leib geklatscht, ihre Saugröhren dürfen nicht an Dir gewesen sein, wenn Du zur Baba kommst.“ So gingen sie weiter, und die weißgesichtige Schwester Svatovits wanderte über ihren Köpfen hin, dem Westrand des Himmels zu.

Im Fortgang der Stunden aber ward's merkbar, daß sie mählich mehr in die Höhe gelangten. Unter Ueberhängen und in Ausmuldungen schimmerten da und dort helle Flecke, Reste des Schneefalls, den die Kindheit des Winters drunten im Niederland schon seit Wochen überall weggeschmolzen. Sie wurden häufiger, doch zugleich farbloser, denn der Mond schwand

ab, das Himmelsgewölbe überdeckte sich mit Sternen, und geraume Zeitlang gaben nur sie einen matten Lichtschein. Unbeirrt jedoch setzte Wentiborg den Weg fort; sie deutete mit der Hand nach einem funkelnden Sternbild auf und sagte: „Das ist der Bär, der führt zu ihr. Hörst Du sein Gebrumm?"

In schwarzen Fichtenwipfeln verfing sich murrend aufwachender Morgenwind; wie mit vereister Hand anfassend, strich er nordher herab, in's Mark schneidend; trotz dem ungestümen Herzschlag durchschauderte es Ludolf Ostermant, ließ ihn den Mantel fester um sich ziehn. Seine Begleiterin dagegen empfand sichtlich nichts von Kälte, und sprach: „Da reitet die Jungfrau auf dem Stahlroß vor Svatovit her. Wer jung ist wie sie, dem zielt ihr Blick Eisbolzen in's Blut, an meinem prallen sie ab. Aber Dein Lebensherd hat Auswurf von Scheitern nöthig, um weiter zu brennen. Setze Dich hier neben mich, Sohn."

Sie setzte sich auf eine Felsrippe, holte Brod, Fleisch und Meth aus dem Sack hervor, und vom stählernen Frühschein im Osten angehellt, stärkten Beide sich an den Nahrungsmitteln. Trunk und Zukost gossen Ludolf Wärme in die Glieder; nun stieg auch die Sonne blitzend über den Erdrand, und sie

brachen wieder auf. Vor ihnen zog sich, jetzt sichtbar werdend, nah ein langer und hoher, weißglänzender Bergrücken empor, hin und wieder dunkel gescheckt. Der war's, den man von der Winzenburg in der Weite wahrnahm, und Ludolf fragte: „Ist das der mons Bructerus, der Brockenberg?" Wentiborg antwortete: „Ja, der Melibok, und das Schwarze auf ihm ist der schlafende Wald."

Völlig weglos ging's jetzt aufwärts, tiefe Schneedecke überzog alles, doch frosthart, daß der Fuß nicht einsank, fest auf den knirschenden Grund trat. Einförmig dehnte dieser sich weitum, nur manchmal überkreuzten ihn Fußspuren von wildem Gethier, schmaler und breiter; wo am Mittag die Sonne geleckt, hatten sie sich eingegraben. So ging's lange fort, bald auf fast ebener Fläche, bald steiler ansteigend und mühsam; seltsam, wie von Titanenhand übereinander gelagerte, mächtige Felsklumpen tauchten vor dem Blick auf, rückten langsam näher, wuchsen zu Thurmhöhe empor; aus der Ferne waren sie als die kleinen dunklen Flecke erschienen. Zuweilen fragte Wentiborg: „Kannst Du weiter, Sohn?" Er nickte stumm; nichts von Ermüdung rührte ihn an, doch fremd-phantastisch umfing ihm das winterliche Hochgebirg die Sinne.

Dann kam hoher Nadelwald, weißstarrend, die Zweige unter der Last gleich gebrochenen Adlerfittichen niedersenkend. Am Rand, zwischen den grauumflechteten Stämmen hervor, scholl ein dumpfes Geknurr, und grüne Augenspiegel flackerten aus dem Halbdämmern. Unweit richtete sich ein großer, braunumzottelter Bär drohend auf die Hinterpranken empor, und Ludolf riß eilig sein Schwert vom Gurt. Doch Wentiborg drückte ihm rasch den Arm herunter: „Er hält Wacht vor Babas Steinsitz. Wen sie gerufen hat, den fällt er nicht an, sonst hülfe Dein Eisen nichts. Aber er heischt Wegbede, man muß ihn kirr machen."

Sie griff in den Sack und warf dem hungrigen Raubthier ein Fleischstück hin, über das es mit gierig fletschenden Zähnen herfiel und sich nicht weiter um die Fortschreitenden bekümmerte. Der Nachmittag hatte begonnen, die schräge Januarsonne bereits ihren höchsten Stand überschritten; der Wald sank wieder zurück, wild-gewaltiger ward die weiße Oede. Von hochaufgeschichteten Steinmassen hingen armesdicke Eiszapfen herab, umkränzt von kleineren, glitzernden Lanzenspitzen gleich. Dumpfkrächzende Rufe: „Kolk — kolk!" und „Rabb — rabb!" ausstoßend, jagten sich als einziges Leben auf weitklafternden

Flügeln zwei mächtige schwarze Vögel über dem starr den Boden deckenden Leichentuch; doch auch ihnen ward es zu unwirthlich in der todten Welt, und sie verschwanden, von pfeifendem Wind abwärts getragen; vor dem Mund stieg der Athem wie ein Dampfgewölk auf. Drunten in der Tiefe breitete sich nach Süden und Westen unermeßliche Weite, aber nicht klar, von flimmernden Strahlen wie mit einem Goldschleier verhängt; nord- und ostwärts hinüber umzog der Himmel sich graudunstig. Dagegen hin stieg die letzte Angipfelung des Brockenbergs auf, in der unterschiedlosen Schneewildniß näher erscheinend, als sie war. Noch ein beschwerliches Klimmen galt's über abschüssigen Firngrund, von dem der Fuß oft zurückglitt. Ludolf Ostermant rang heftig nach Luft, während die breite Brust Wentiborgs sich in gleichmäßiger Bewegung hob und senkte.

Dann jedoch hatten sie's erreicht und standen oben auf dem Höchsten. Schatten fiel über sie, es erschien, als sei die Sonne schon untergegangen, indeß Täuschung war's, nur ein dunkles Wolkenband am Westhimmel lag vor ihr, und umblickend sagte die Alte aus dem wendischen Dorf Lüneburgs: „Nicht zu spät ist's, Svatovit kehrt noch wieder."

Vor Ludolfs Augen trat's mit einer Sinnestäu-

schung. Drunten in der Weite fiel jetzt die niedergehende Sonne in das Gemach Marias. Er schloß die Augen zu, und deutlich mit jedem Zug des Antlitzes stand sie vor ihm, das holdselige, glückliche Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie wartete auf sein Kommen — die Stunde war's — Verwunderung und Ungeduld hob in ihrem Gesicht an, daß er so lange ausblieb.

Warum war er nicht dort? Wozu stand er hier in der windüberheulten, eisig durchschaudernden Oede?

Zusammenfahrend, schrak er plötzlich wie aus einem Traum auf, riß die Lider auseinander. Neben ihm klang ein lauter Ausruf: „Baba!" Um ihn flammten die Sonnenstrahlen noch wieder mit einer röthlichen Glut, während im Osten sich eine schwere graue Nebelmasse, scheinbar glatt wie eine Wand, gegen den Berggipfel aufschob. Davor stand Wentiborg und ihr gegenüber, in der Luft schwebend, eine riesenhafte Weibesgestalt, der ihrigen ähnlich, doch in's Ungeheure vergrößert. Wild stob der schnaubende Sturm die Haarsträhne um Wentiborgs Schultern, und so auch peitschte er, einem Schlangenknäuel gleich, das wild flatternde Gelock um Kopf und Nacken der furchtbaren Gestalt. Wentiborg streckte ihre Arme hoch

über sich aus, und so auch reckte die Geistergestalt die ihrigen über den Scheitel empor, bis in den Himmel hinein. „Baba — Baba! Höre Deinen Sohn und hilf ihm!" rief Wentiborg. Ein Schauer durchrüttelte Ludolf bis in's Mark, besinnungslos warf er sich auf die Knie und rief gleichfalls: „Hilf mir, Baba!"

Da tauchte Svatovit unter den Himmelsrand, und mit ihm zugleich verschwand die große Baba. Ihre Umrisse verblaßten matter, sie faßte die Nebelwand, schlug sie als Mantel um sich, und nichts mehr blieb von ihr sichtbar. Der Wind fegte von der Kuppe des Melibok Schneestaub auf und warf ihn, wie am Abend vorher die graue Asche, über Ludolf Ostermants Gewand.

Eine kurze Zeit verstrich, dann hörte er die Stimme seiner Genossin sagen: „Komm auf den Heimweg, Sohn!" Verwirrt richtete er sich in die Höh' und blickte um sich: „Wo ist sie geblieben? sie hat mich nicht gehört."

„Der Staub ihres Mantels liegt auf Dir und kündet, daß sie Dein Bitten erfüllen will."

„Vernahmst Du ein Wort von ihr?"

„Die große Mutter redet nicht selbst, sie spricht

aus dem Mund des ersten Mutterkindes, das unsern Weg kreuzt. Wenn wir es antreffen, steh' schweigend und horche auf seine Worte. Du selbst darfst es nicht ansprechen. Meine Zunge thut's für Dich."

Wentiborg schritt voran abwärts, Ludolf folgte ihr stumm. Sein Kopf war von dem Gesehenen überwältigt; was die Kirchenlehre und die Vernunft davon halten mochten, geisterhaft hatte es ihm vor den eignen Augen dagestanden. Und wie der Bischof Konrad berichtete, daß er selbst die weißarmigen Töchter des Neptun aus den Wellen des Tyrrhenischen Meeres auftauchen gewahrt, so thronte hier auf dem wilden Berg Melibocus noch die graue Riesengöttin des wendischen Volkes, das ehemals um ihn gehaust.

Er hatte sie gesehn und konnte nicht zweifeln. Trotzdem regte sich in ihm etwas dawider, das als Zeugniß ihrer Wirklichkeit die Erfüllung des Verheißenen begehrte. Ruhig schritt Wentiborg jetzt an seiner Seite, in ihren breitknochigen Zügen lag unbeirrbare Zuversicht. Er sprach einmal:

„Sie glich Dir, nur wie ein Buschtrieb aus der Eichel dem Baum gleicht, von dem er gefallen."

Die Angesprochene drehte die Stirn, durch ihre Augenhöhlen ging ein Flackern. „Sie ist die Urmutter unseres Volks, und alle tragen ihr Blut in sich.

Du auch; hättest Du's nicht, wäre sie nicht gekommen. Viele sind auf den Melibok gestiegen und haben umsonst nach ihr gerufen. Nur wen Svatovit auserwählt, dem zeigt sie sich. Wenn Du heimkommst, wird die, welche Dein Blut verbrennt, Dir mit den Armen den Nacken umfassen. Doch vorher müssen wir hören, was der Mutter Kind auf dem Weg spricht."

Um sehr viel schneller als herauf ging's hinunter; im Anfang hellte noch die Dämmerung, danach strahlte die Schneefläche genugsam Licht aus. Weit waren die Wandrer schon abwärts gelangt, als vom östlichen Erdrand Svatovits Schwester wieder mit dem weißen, jetzt vollrunden Gesicht heraussah. Wie gestern beglänzte sie die schweigsame Welt; das starre Leichentuch nahm ein Ende, die vereinzelten hellen Flecken kehrten zurück und schwanden gleichfalls. Milder ward die Luft, eine Wegspur begann in schräg absteigendem Thal und verdeutlichte sich. Niemand begegnete den rasch Fortschreitenden; ab und zu hielt Wentiborg kurz an und horchte, ob nicht der Schall eines Fußtrittes auftöne. Doch nichts regte sich, lautlos lag ringsum die Nacht über dem noch menschenleeren Gebirgsland. Ludolf Ostermant war zweifellos der erste Cleriker, der, obendrein im tiefen Winter, auf den mons Bructerus hinaufgestiegen, doch auch von

der Landbevölkerung umher wagten sich zur Sommerzeit wohl nur Wenige, Jäger oder Harzsucher, bis zum Gipfel des als alte heidnische Geisterwohnstatt verrufenen Brockenbergs empor.

Aber dann nach manchen Stunden rührte sich doch einmal etwas am Rand der breiter gewordenen Straße, ein paar hingestreckte dunkle Gestalten, und beim Näherkommen ließ das Mondlicht sie erkennen. Der Zufall trieb sein Spiel, denn die nämlichen waren es aus der vorigen Nacht, die beiden Klosterschwestern von Gandersheim. Nur trug ihr Gebahren gegenwärtig nichts ‚Lustiges‘ zur Schau, vielmehr ließ sich merken, sie müßten übel angekommen sein. Schon ihr Aussehen that's kund; verwildert zottelte das lange Haar, das sie aufgebunden gehabt, um als junge Männer zu erscheinen, ihnen wirr um den Kopf, sie hatten ihre Capuzenmäntel eingebüßt, und die Unterkleider hingen ihnen halb zerrissen am Leib, so daß da und dort Hautblößen als hellere Flecke durchschienen. Mit den Zähnen klappernd, froren sie offenbar jämmerlich, hatten sich, verirrt oder krafterschöpft, am Weg hingelegt und konnten nicht weiter. Nun richteten sie sich halb auf, baten bei den Ankömmlingen um Beistand. Doch hurtig streckte Wentiborg die Hand vor den Mund Ludolfs, ihm Schweigen

aufzulegen, dann redete sie die Nonnen an: „Sprecht, was eurer Zunge zu sagen geboten ist.“

Eine gab kläglich Antwort. Herumstreunend waren sie bei'm Einbruch der Dunkelheit zwei fremden Kriegsknechten in den Weg gerathen und in die Hände gefallen; aus dem Mund der Erzählerin kam noch ein Ueberbleibsel von Galgenlustigkeit: „Erst Honig, dann Essig — der schmeckte sauer.“ Es hieß, daß sie schließlich ausgeplündert, ihrer Mäntel beraubt, mit Schlägen davongejagt worden; nur auf ihr kniefälliges Betteln war ihnen überhaupt ein Stück Zeug am Leibe geblieben. Zu Tag kam's, daß Gandersheim seinen Jahrhunderte alten Ruf classischer Belesenheit noch fort behauptete, nur schienen die frommen Schwestern jetzt vom Terenz zum Ovid übergegangen zu sein, denn die Sprecherin seufzte auf: „Principium dulce est, sed finis amarum.“ So viel klang deutlichst heraus, sie hatten vorderhand an Abenteuern überreichlich genossen und nur noch den einen Wunsch, wieder in die warmen Betten hinter der sicheren Klostermauer zu kommen. Aber sie waren von Kräften, gliederbrüchig und verlaufen, so daß sie nicht aus noch ein wußten.

Dem hörte Wentiborg aufmerksam zu, als ob sie jedes Wort genau in ihrem Ohr nachklingen lasse

und prüfe. Nun jedoch erwiederte sie: „Sprich weiter! Du hast noch nicht ausgerichtet, was Deiner Zunge aufgetragen ist. Wenn Du es kundgiebst, will ich euch mit Kost und Trunk kräftigen. Wie heißen eure Namen? Wo blieben die Knechte? Was redeten sie euch und was thatet ihr mit ihnen?“

Auf das Letzte schien die Befragte keine Antwort nöthig zu achten, dagegen versetzte sie, merkbar um der in Aussicht gebrachten Stärkung willen, eilfertig: „Man benennt mich Eva im Kloster und diese Bona. Die Knechte hört' ich reden, einer von ihnen werde um Mitternacht Hans Hödeckes Hut tragen. Die Magd wache und warte auf den Eulenschrei — den stieß er wie ein Vogel vom Mund — da werfe sie ihm die Strickleiter von der Mauer herunter. Dazu lachte der Andre: Ist erst der bunte Vogel im Garn, da kannst Du Deine Nachteule auch mitnehmen, ihr die Federn zu rupfen.“

Unwirsch fiel Wentiborg ein: „Ihr hört und sinnt nichts als Büberei und Dirnenfang! Mit Cernobogs Ruthe fahr' ich wieder auf euch, wenn Du nicht sprichst, was Du sagen sollst! Was für ein Name kam ihnen von der Zunge? Nannten sie den Bischof von Hildesheim?“

„Ja, einer sagte, heut' Nacht werde Hans Hödecke

den Platner nicht wecken, zur Winzenburg zu reiten, und komme er morgen, so finde er den Goldkäfig leer —"

Ludolf Ostermant hatte schweigend dagestanden, doch bei dem Worte ‚Winzenburg' fuhr sein Kopf jählings auf. Er starrte die weitersprechende Schwester Eva an, dann stieß er plötzlich aus: „Baba!" und stürzte davon, hörte nicht drauf, daß Wentiborg rief: „Wohin willst Du, Sohn?" Nun warf sie ihren Sack mit dem Restinhalt den nicht mehr lustigen Nonnen hin und lief ihm nach. Doch sie holte ihn nicht ein, in der Schnelligkeit konnten ihre Beine nicht mit seinen jungen wetten, die gleich denen eines Wolfes fortschossen, der in Sprüngen einer Beute nachsetzt.

So rannte er blindlings vorwärts, kein bewußtes Denken war in ihm, nur ein dunkler Trieb. Der jagte ihn, doch nicht als ein Raubthier, er selbst war das gehetzte Wild. Seinen Mantel, der ihn hinderte, fortwerfend, lief er wie ein von Irrsinn Gefaßter, strauchelte, fiel, raffte sich blitzschnell wieder auf. Fast seit dieser Zeit der gestrigen Nacht war er, bis auf zweimaliges kurzes Rasthalten, ohne Unterlaß zumeist beschwerlich gegangen und gestiegen, und ob auch durch sein Vagantenleben an weites Umherwandern gewöhnt, hatte er doch mählich Ermattung,

ein herandrohendes Kraftversagen empfunden. Aber mit einem Schlage, der ihn vom Scheitel zur Sohle durchfahren, war er wieder Herr über seine Glieder geworden; sie mußten ihm gehorchen, denn sein Wille war stärker und zwang sie. Einem Nachtwandler ähnlich faßte er mit dem Auge ohne Bewußtsein Merkzeichen zur Linken und Rechten auf, verfolgte nach ihnen den unbekannten, nur einmal im Mondlicht beschrittenen Weg zurück. Die rasende Hast wirbelte in seinem Kopf mit, Gedanken, die sich drin aufzuringen suchten, waren schon vorbeigeschossen, ehe er sie zu halten, zu erkennen vermochte. Alles in ihm war nur ein einziges, wie von einer Sturmgeißel gepeitschtes Drängen: Vorwärts — weiter — noch schneller — lebendig oder todt!

So geschwind hatte sicher noch niemand, selbst kein Reiter diese Strecke hinter sich gebracht. Vier Wegstunden mochten es von der Stelle gewesen sein, wo er wieder mit den Gandersheimer Nonnen zusammengetroffen, doch nach dem geringen Fortschritt der Mondscheibe gemessen, konnte er kaum den dritten Theil der Zeit dazu gebraucht haben. Nun am Kloster Lammspringe vorbei — da stieg dunkel die Winzenburg vor ihm auf — schon war er am Fuß des Berghügels — schon mit keuchender Brust droben und

donnerte mit dem erzenen Thorklopfer an die schmale Mauerpforte. Mürrisch fragte der Wächter, vom Schlaf geweckt: „Wer kommt so spät noch? Die Mitternacht ist vorbei, schlaf' Deinen Trunk draußen aus, bis der Morgen aufwacht!"

„Vorbei!" wiederholte Ludolf aufschreiend. Die Besinnung kam ihm so weit, daß er seinen Namen rief, hinterdrein stieß: „Zu spät! Das Gatter auf! Deinen Kopf gilt's, wenn es zu spät ist!"

Auf den Klang des Namens und der bekannten Stimme hob der Wächter das schwere Eisenwerk der Schlupfthür. Er wußte, daß der Ankömmling kein gewöhnlicher Wehrmann, sondern ein vom Bischof besonders ausgezeichneter sei, und befliß sich höflicheren Worts: „Seid Ihr's, Junker? Ist die Nachtmar hinter Euch?" Doch der Angesprochene stürzte vorbei, auf den Hof der schlafstillen Vorburg, schrie aus athemloser Kehle: „Ueberfall! Feinde! Greift Waffen!"

Ein Weckruf war's, dessen sich eine Burgmannschaft zu nächtlicher Zeit stets gewärtig halten mußte. Nur kurz dauerte es, und Gewaffnete, Wehrmänner und Ritter strömten aus den Thüren auf den mondhellen Hof. Fragend umdrängten sie den Alarmrufer, der nur: „Mir nach!" vom Mund stieß und der Ober=

burg zulief. Die Ritter erkannten ihn, sie hielten ihn nicht in Gunst, da er an Stand weit unter ihnen, nur ein Wehrmann war, doch von der Gnade des höchsten Herrn Vorzug vor ihnen genoß, droben im Palas der Schloßburg zu hausen; spöttisch sagte einer: „Legt euch wieder auf's Ohr! Es hat jemand zu viel getrunken und schmeckt Gespenster auf der Zunge." Aber in das nachhallende Gelächter drehte Ludolf Ostermant den Kopf zurück und rief, sein Schwert vom Gurt reißend: „Das Richtschwert hängt über dem, der mir nicht folgt!" So gebieterisch sprach er's, und sonderbar klang's allen Hörern im Ohr, als sei es die Stimme des Bischofs Konrad gewesen, die ihnen drohend befohlen; keiner widerredete mehr, stumm kamen sie dem Geheiß nach, nur das Eisen an ihnen klirrte.

Auch der Thorwächter zur Oberburg war aufgewacht, er begriff nicht, was den nächtlichen Zudrang veranlasse, doch Gewichtiges mußte es sein, so daß er rasch die Hauptpforte öffnete. Allen vorauf flog Ludolf, nun hob das Schloß sich vor ihm. Zum erstenmal stutzte er, dunkel und ruhig lag es, vom weißen Licht übergossen, da, und seinen Kopf durchfuhr ein Aufzucken der Besinnung. Was wollte und that er, weshalb hatte er die Burgmannen auf-

geschrien? Hatte der Herzschlag ihm das Gehirn mit Narrheit überwältigt, fieberndes Blut seiner Einbildung Gespenster vorgeschaffen, sein Ohr hören lassen, was nicht war? Ihm kam's, die Wandrung auf den Brockenberg, der Glaube Wentiborgs, die Erscheinung der Baba, sein toller Lauf, alles war nur eine Wahnausgeburt überhitzter, die Vernunftkraft umnebelnder Phantasie gewesen. Er stand wirklich hier wie ein von blödem Rausch sinnlos gemachter Thor, des auf ihn lauernden Gelächters und Spottes werth.

Doch nur einen Augenblick lang durchflackerte ihm diese Verstandeserkenntniß den Kopf, dann schoß er weiter, die Palastreppe hinan, durch die Halle, der unverriegelten Thür der Kemenate zu. Da schlug ihm aus dieser von obenher ein Ton, ein halberstickter Ruf an's Ohr. Wie die Stimme Gerberges klang's.

In Sprüngen über die Stufen hinauffliegend, schrie er zurück: „Hierher — hierher!" Zur Treppe fand der Mond nicht Zugang, und fast schwarz lagen die Gänge, aber genau kannte er hier jeden Schritt. Er riß eine Thür auf, nun schlug ihm durch Fenster die weiße Helle der Nacht draußen wieder entgegen, und vor seine Augen trat's plötzlich wie ein wahnwitziges und wundersames Traumbild.

Nicht mit einem Blick konnte er's umfassen, denn ein doppeltes war's. Grad' vor ihm schien, vom Arm eines Kriegsknechtes gehalten, die aus der Lade des Bischofs heraufgekommene Marmorgestalt zu stehen, doch mit dem blondhaarigen Kopf Gerberges. Nach deutschem Brauch der Zeit hatte sie sich völlig unbekleidet zum Schlafen gelegt und mußte so jählings vom Lager aufgerissen worden sein. Aber nur wie ein weißer Aufblitz ging's den Augen Ludolf Ostermants vorbei, sie flogen suchend um, und da trafen sie zur Linken auf ein zweites Bild mit dem Antlitz Marias. Sichtlich war auch sie im Schlaf überfallen worden, doch nach andrer Sitte trug sie ein lichtseidenes, vom Nacken bis zu den Füßen niederreichendes Nachtgewand, auf das ihr dunkles Gelock bis an die Hüften herabfiel. Gleichfalls hielt der Arm eines Mannes sie umfaßt, eines Ritters schien es, in einem schmiegsamen Panzerhemd aus feinen ineinandergeflochtenen Stahlringen; eine schlichte Eisenkappe ohne Abzeichen umschloß ihm eng den ungemein kraftvoll über einer mächtigen Gestalt thronenden Kopf. Aus dem heraufgeschlagenen Fallgatter sahen jugendlich schöne, doch wild-freche Züge hervor; augenscheinlich waren seine Arme im Begriff, Maria aufzuheben und fortzutragen. Sie leistete keine Gegenwehr,

bat nur mit einem ergreifenden Ton der Stimme: „Tödte mich nicht — ich muß ja leben.“ Es klang daraus, daß sie vor nichts Angst empfand, als sterben zu sollen.

So stand's vor einem Blick der Augen da, und gleichzeitig geschah Zwiefaches. In der Hand Ludolf Ostermants fuhr das Schwert auf, während durch eine Nebenthür ein Kriegsmann hereinstürzte und rief: „Flieht, Herr! Die Burg ist wach, sie kommen!“ Von der Treppe her scholl polterndes, vielfaches Fußgedröhn, der fremde Ritter stieß einen wilden Fluch in einer fremden Sprache aus, ließ seine lebendige Beute fahren und riß gleichfalls das lange Schwert von der Seite. Klingen trafen schmetternd gegeneinander.

Mehr kam Ludolf nicht zur Auffassung, nur dunkel noch, daß die seinige mit der Spitze in die Visirlücke seines Gegners hineingetroffen haben müsse, aus dessen Wange Blut aufgespritzt sei. Fast zugleich damit war alles verschwunden; offenbar hatten die nächtlichen Eindringlinge erkannt, ihr Unterfangen sei mißglückt und schleunigste Flucht vor unbezwinglicher Ueberzahl für sie geboten. Sie mußten über die Burgmauer und in die Kemenate von einem geheimen Beistand im Innern gebracht worden sein, der

ihnen auch jetzt zum eiligen Auffinden des Rückwegs verhalf. Ehe die Winzenburger Wehrmänner ihnen den Ausgang verlegen konnten, hatten sie sich auf einer Strickleiter wieder von der Mauer in die gähnende Tiefe hinunter gerettet, und drunten sprengte ein halbes Dutzend von Rossen hastig in die Nacht davon. Nur einer der fremden Kriegsknechte, der sich in dem unbekannten Gebäude verstrickt, lag überwältigt hingeworfen, mit Hand- und Fußfesseln gebunden.

Eilig war auch Gerberge, schamglühenden Gesichts, aus dem Gemach entflohen, um Bekleidung anzulegen; nur Maria stand noch, halb sinnbetäubt, drin und vor ihr Ludolf Ostermant. Er sah sie an, doch mit irr und starr werdenden Augen, über die sich Nachtdunkel legte, so daß ihr Bild vor ihnen zerging. Seine letzte Kraft war erschöpft, des Tages ungeheure Anstrengung und Aufregung bezwang ihn jetzt. Das Schwert fiel ihm aus der Hand, er schwankte mit geschlossenen Augen, war sichtlich im Begriff, nachzustürzen und wäre hingeschlagen, wenn Maria nicht, hastig herzueilend, ihn mit den Händen aufgefangen und gehalten hätte. Das sah er nicht mehr, doch fühlte es noch, hörte noch die erschreckte Frage: „Was ist Dir? Bist Du verwundet?“ Da-

mit losch sein Bewußtsein aus, aber in namenlos seliger Empfindung. Die große Baba war kein Trugwahn gewesen, hatte ihre Verheißung erfüllt. Bei der Heimkunst schlang das Götterbild seines Herzens die weichen Arme um ihn, und von ihnen vor dem Sturz bewahrt, glitt er leise, wie in einem wonnevoll niederschwebenden Flug, ohnmächtig zu Boden.





XVI.

Mit ungewöhnlich großem Gefolge, unter dem sich mehrere Domherren befanden, ritt am andern Morgen der Bischof Konrad wieder in die Winzenburg ein. Er war in der Mondnacht von Hildesheim aufgebrochen und unterwegs einem an ihn abgesandten Boten begegnet, der ihm die Meldung von dem nächtlichen Ueberfall bringen sollte. Sichtbar heftig bestürzt, hörte er sie kurz an, trieb eilig sein Roß zu größter Schleunigkeit vorwärts. Er zeigte sich als vortrefflicher Reiter, auch bei'm Galopp des Pferdes von festestem Halt in den Bügeln; das Leben hatte ihn zum Cleriker bestimmt, doch fraglos hätte er nicht geringere Veranlagung zum Kriegsmann besessen.

Nach der Ankunft in der Burg begab er sich sogleich zu seiner Niftel, bei der er jedoch nicht viel länger verblieb, als bis ihm durch Augenschein und Fragen Sicherheit geworden, daß sie keinerlei körper-

liche Schädigung erlitten und auch ihre Gemüthserregung sich durch Schlaf nach dem mitternächtlichen Vorgang einigermaßen beruhigt habe. Ueber diesen zu berichten wußte sie nichts weiter, als daß plötzlich der mit den Knechten in die Kemenate Eingedrungene, sie aufweckend, an ihrem Lager gestanden und gedroht, sie mit dem Schwert niederzustoßen, wenn sie um Hülfe rufe. So hatte sie's nicht gethan, nur Gerberge einen halben, rasch von einer ihr den Mund knebelnden Hand erstickten Schrei hervorgebracht. Dann war Ludolf Ostermant dagewesen und kurz ein Waffengeklirr ihr an's Ohr geschlagen. Mehr konnte sie nicht angeben, auch von ihrem Bedränger nichts weiter sagen, als daß sie glaube, er sei sehr groß und stark; sein Gesicht hatte sie nicht gesehn. Ihr Schreck war schon so weit wieder beschwichtigt, daß ihr eine kindliche Neugier über die Lippen kam, sie fragen ließ, wer es gewesen sein möge und weshalb er sie denn gewaltsam mit sich davontragen gewollt. Dazu schüttelte Konrad von Querfurt den Kopf und versetzte: „Meine Augen haben ihn noch weniger gesehn, als die Eurigen, Kind, so bin ich nicht befähigt, Eure Frage zu beantworten. Es steht sonder Zweifel die freche That in einem Zusammenhange mit dem von der Fama diesmal als so unumstößlich behaupteten

Ableben des Kaisers; das falsche Gerücht hat die Scheu vor dem Gewaltigen aufgehoben, die tolle Verwegenheit irgend eines Raubritters entzügelt, und wir gewahren, was uns im Reich bedrohen würde, wenn jemals solche Botschaft schreckensvolle Wahrheit verkündete. Durch heimliche Ausspürung muß er von Eurem hiesigen Aufenthalt Kundschaft gewonnen und den Glauben gehegt haben, Ihr führtet werthvolle Kleinodien mit Euch, denn auf die Erbeutung von solchen hatte seine Habgier es natürlich abgesehen. Da ich Euch — maxima Diis habenda est gratia![45]) — so ungeschädigt und beruhigten Sinnes vorgefunden, bereitet es mir eine erfreuende Genugthuung, daß meine Wahl sich bewährt hat und Ihr durch Denjenigen rechtzeitig vor Ueblerem behütet worden seid, dessen nächster Obhut ich Euch anvertraut hatte. Zum Glück werdet Ihr seines Schutzes nicht mehr bedürfen, denn so lange Phöbus Apollo sein Goldgespann über uns hinlenkt, steht keine Wiederholung dieser maßlosen Frechheit zu besorgen. So gehabet Euch in Sicherheit wohl, Domina; ich kehre heute noch wieder, mich von Euch zu verabschieden, falls Ihr Geneigtheit und Muße findet, mich kurz dafür zu empfangen."

Das Letzte sprach Bischof Konrad vor'm Verlassen

des Gemaches mit lächelndem Munde, doch draußen zog er seine Stirn in dunkel-unmuthvolle Falten zusammen. Er ließ Gerberge zu sich rufen, sich von ihr berichten, was sie über das in der Nacht Vorgefallene auszusagen wisse. Das erstreckte sich indeß auch nicht weiter, als die Mittheilungen ihrer jungen Herrin; ohne daß sie es aussprach, ging aus ihren Antworten hervor, sie habe nach dem Hereintreten Ostermants nichts mehr gesehn und gehört, sondern in völliger Sinnverworrenheit einzig danach getrachtet, möglichst rasch aus der Stube fortzukommen. Die jetzt vom Kanzler angestellte Untersuchung ergab nur das Fehlen einer jungen und hübschen Magd in der Kemenate. Dies erklärte allerdings ziemlich zweifellos, wie der Ueberfall in's Werk gesetzt worden; einer der fremden Knechte, muthmaßlich ein verkleidet in die Burg gelangter Kundschafter, hatte eine Liebschaft mit ihr angeknüpft, sie zum Festmachen der Strickleiter an der sonst unersteigbaren Mauer beredet, und aus Furcht vor der Strafe war sie mit den hastig Davoneilenden fortgeflüchtet. Das trat deutlich zu Tage, doch über die Zugehörigkeit der waghalsig tolldreisten Uebelthäter gab es keine Auskunft.

Der Bischof hatte erfahren, man habe in der Nacht Ludolf Ostermant vollständig kraftgebrochen und be-

wußtlos in sein Gemach hinuntergetragen und dort auf's Lager hingestreckt; so traf jener ihn noch in tiefem Schlaf an, wie er sich nun in die Stube des jungen Wehrmanns begab. Ein kurzes Weilchen blieb Konrad von Querfurt, den Schläfer betrachtend, stehn, dann glitt er ihm mit der Hand über die Stirn, das wirre Haar aus ihr zurückstreichend. Ludolf öffnete die Augen und sah wie ein noch Traumabwesender auf, bis er, den hohen Herrn erkennend, eine Bewegung machte, hastig emporzuspringen. Aber der Kanzler hielt ihn am Arm und sagte: „Bleib, Du bedarfst noch des Ruhens. Ich schulde Dir hohen Dank für das, was Du vollbracht, und komme nicht, um Ehrerbietung von Dir zu empfangen. So verharre in Deiner Lage und sprich mir, was Dein Gedächtniß von dem Fremden bewahrt hat, vor dessen Gelüst Du meine Niftel behütet."

Eine Unruhe wich aus den Augen Ludolfs, er hatte befürchtet, gefragt zu werden, wo er am Tag zuvor gewesen und weshalb er zum mons Bructerus hinaufgestiegen sei. Doch davon wußte der Bischof nicht, sondern fuhr nur fort: „War er, wie mir gesagt worden, in der That ungewöhnlicher Leibesgröße und Kraft?"

Das bejahte der Liegende, schilderte, so weit ihm

von dem flüchtigen Augenblick der Begegnung etwas geblieben, das Aeußere seines Gegners. Nachdenklich dreinblickend, versetzte Konrad: „Ein Ritter also schien's Dir zu sein?"

„Ja."

„Hörtest Du seine Stimme?"

„Nur daß er einen Fluch ausstieß, als er unser Herankommen vernahm."

„Was stieß er aus?"

„Ich verstand's nicht recht. Mir klang's, französische Sprache sei's."

Ein leichter Ruck bewegte den Kopf des Kanzlers, der erwiederte: „Die Aufregung wird Dein Ohr getäuscht haben. Wie käme ein Raubritter unsres Landes zu der Sprache?"

Er saß einen Augenblick schweigend, dann fügte er nach: „Und Dein Schwert, so ward mir berichtet, hat ihn im Gesicht gezeichnet?"

„Ich glaube — mir ist's, daß ich Blut aus seiner Wange springen sah."

Nebenan in der Palashalle erscholl ein Fußtritt und es ward an die Thür geklopft. Konrad von Querfurt öffnete, ein Ritter verneigte sich und überbrachte Meldung: „Es ist alles bereitet, hochwürdigster Herr, den Kriegsknecht, der heut' Nacht in unsere Hand

gefallen, auf der Folter zu reden und seine Zunge zur Aussage zu nöthigen."

Eilfertig drehte der Kanzler sich gegen Ludolf zurück: „Ruhe noch aus; ich kehre heute noch wieder zu Dir. Euch begleite ich, Ritter."

Ungewöhnlich hurtigen Schritts ging er zur Vorburg hinunter und trat in die Marterkammer, wo die obersten Befehlshaber der Wehrmannschaft harrten; der ‚Meister' oder ‚Scharfmacher' rüstete sich mit seinem Gehülfen zum Werk, gebunden lag der gefangene fremde Kriegsknecht, mit blutlos entfärbtem Gesicht seines Schicksals gewärtig, doch krampfhaft die Zähne zusammenbeißend, auf einer Bank hingestreckt. Selbstverständlich war es allerorten in der Zeit, einen Antwortweigernden durch Folterqual zum Geständniß zu zwingen; wie in der Burg des Raubritters geschah's am Fürstenhof, nicht anders auch am Bischofssitz und in der Klosterabtei. Als Statthalter in Sicilien hatte der kaiserliche Kanzler zweifellos oftmals das Ergreifen dieser Maßregel angeordnet; mit über der Brust gekreuzten Händen erbat sich der Henker von ihm die Verstattung, seine ‚Arbeit' in Angriff zu nehmen. Doch zum Staunen der Hörer entgegnete der gebietende Herr: „Nach meinem Bemessen geziemt es einem Diener der Kirche nicht, solches Verfahren

an einem Menschen vollziehen zu lassen. Er handelt damit wider göttliches Erbarmen und wider die Vernunft. Denn eine Wahnverblendung ist es, dafür zu halten, Gott leiste dem Unschuldigen Beihülfe, daß diesem die Kraft zu Theil werde, nicht gegen sich selbst Strafwürdiges zu bekennen. Vielmehr entpreßt die Körperpein auch dem nicht mit Schuld Behafteten Zugeständnisse, damit er von der Fortdauer seiner Schmerzen befreit werde, und läßt aus seinem Munde Aussagen hervorgehen, die nicht der Wahrheit angehören. Wie ich vernommen, sind zur neueren Zeit in einigen Theilen des Reiches von blindem Uebereifer mancher Klosterbrüder alte Frauen der Zauberei und eines Bündnisses mit dem Teufel bezüchtigt worden, daß sie anderen Bewohnern ihrer Ortschaften Schaden an Leib und Seele, Vieh und Feldern zugefügt haben sollen. Man hat sie mit dem Namen Hagedissen belegt, sie dieser Anschuldigungen halber peinlich befragt, durch die Marter ihnen ein Bekenntniß abgenöthigt und sie danach mit dem Rade gerichtet. Solches ist ein überaus thörichter und ebenso unmenschlicher Aberglaube, vor dem man nicht genug warnen kann, daß er nicht Ausbreitung gewinne, die gesunde Vernunft zu zerstückeln und mit der Grausamkeit eines wilden Raubthieres zu wett-

eifern. Es ist mein Wille, daß im Bereich meines Bisthums bei schwerer Verwirkung an Leib und Bede niemand einem Weibe nachreden soll, es sei eine solche Hagedisse. Diesen Mann aber bindet los und lasset gleichfalls die Werkzeuge von ihm. Er soll nicht falsches Zeugniß sprechen, und wenn seine Zunge Wahres vorbrächte, so enthielte es nichts der Auskundung Werthes. Wir wissen, daß ein Raubritter aus der weiteren Umgegend seinen Hals daran gewagt hat, nächtlich in das Schloß einzubrechen, um darin von ihm vermuthete Kostbarkeiten zu erbeuten. Ihm ist keine Schädigung gelungen, so bleibt es ohne Bedeutung, welchen Namen er führt, er wird den mißglückten Versuch nicht erneuern. Mache Dich auf die Füße und lasse Dich nicht wieder in meinem Lande betreffen!"

Eine Entscheidung war's, die sichtlich allgemein und am meisten den Freigelassenen selbst überraschte, der das Schlimmste erwarten gemußt. Bischöfliche Milde hatte sie gefällt, doch für ein feineres Gehör hätte sich dazwischen ein paarmal die Stimme des Kanzlers bemerklich gemacht, als von einem ‚Handeln wider die Vernunft' die Rede gewesen, und eine leichte Nachdrucksbetonung hatte hervorgehoben, daß ein Raubritter aus der Umgegend den Ueberfall unter-

nommen habe. Von den Fesseln gelöst, noch wie ungläubig, machte der fremde Kriegsknecht sich schleunig, ohne Umsehen, davon, Konrad von Querfurt begab sich zur Schloßburg zurück in seine Schreibstube. Hier verfaßte er mit eigner Hand einen Brief, fügte dem Pergamentblatt gleichfalls selbst das große kaiserliche Insiegel an und berief den mit ihm zur Winzenburg gekommenen Erbkämmerer Heinrich von Tossem, dem er das Schreiben mit dem Auftrag reichte: „Nehmt sogleich Geleit, Herr Ritter, und überbringt diese Urkunde nach Braunschweig zu eignen Händen des Herzogs Otto. Ihr seid guter Aufnahme versichert, denn sie enthält die Beilegung eines seit Jahren andauernden Grenzzwistes, erkennt den braunschweigischen Ansprüchen das bessere Recht zu. Versichert des Herzogs celsitudo meiner allzeit freundnachbarlichen Gesinnung, wie Bereitwilligkeit, ihm nach Kräften zu Dienst zu stehn, und bringt mir durch den Augenschein beglaubigte Botschaft von dem, wie ich verhoffe, erfreulichen Aussehen und Wohlbefinden des hohen Herrn zurück."

Der Erbkämmerer traf eilig Anstalt zum Fortritt; mit kurzem Kopfnicken als Abschluß eines stummen Selbstgespräches blickte ihm der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt nach. Er war ein Mann von

großer Klugheit, der mit ruhigem Vorbedacht abwog und sich von keiner Erregung fortreißen ließ, nicht der mehr an Vortheil versprechenden Ueberlegung Gehör zu geben. Dagegen schien sein Gedächtniß etwas abgeschwächt worden zu sein, denn um eine Stunde später brach er mit seinem großen Gefolge wieder auf, ohne der Zusage, die er seiner Niftel und Ludolf Ostermant gemacht, daß er sie noch wieder aufsuchen werde, vorher nachgekommen zu sein. Drunten am Fuß des Burghügels indeß wandte er sich nicht nordwärts nach Hildesheim zurück, sondern gegen Südwesten dem Weserfluß in der Richtung auf die alte Benedictinerabtei Corvey zu.

Ludolf war nach dem Weggang des Bischofs nicht wieder in Schlaf verfallen, er fühlte seine Kraft vollständig wieder hergestellt, eher noch zu einer wunderbar schwellenden Fülle, wie nie zuvor, erhöht. Doch verharrte er noch stundenlang in seiner Lage fort, sah mit offnen Augen im Tageslicht vor sich, was sonst ihm nur die Nacht als Traumbilder vorüberschweben ließ. Zur nicht zerrinnenden Wirklichkeit gestalteten sie sich, näher herankommend, mit einer beseligenden Wonne durchfließend, die Hand könne sich nach ihnen strecken. Gleich einem vom Himmel herabgesandten Wunder erschien die Gunst, die der Bischof

Konrad ihm über jedes sonstige Maß zugewandt, und unglaubliche Huld des Glückes hatte ihn auserlesen, sich ein höchstes Verdienst zugleich an seinem Beschützer und an der Brudertochter desselben zu gewinnen. Das verdankte er — so unbegreiflich räthselhaft es sein mochte — der großen Baba, die ihn durch den Mund der Gandersheimer Nonnen noch im letzten entscheidenden Augenblicke hergeführt; wenn er wie sonst die Nacht hier zugebracht hätte, würde er vielleicht den Hülferuf Gerberges im Schlaf nicht vernommen, jedenfalls nicht vermocht haben, allein mit seinem Schwert die Räuber an der Ausführung ihrer Absicht zu hindern. Dann wäre er todt vor den Füßen Marias zu Boden gestreckt worden, sein letzter Gedanke ein Aufblick in ihr Antlitz gewesen — auch traumhaft Herrliches, für sie sterben zu können. Aber unausdenkbar darüber hinaus erhob sich noch die heutige Wirklichkeit, das Leben —

Ihm kam zurück, was er in jenem furchtbaren Augenblick nicht mit Bewußtsein aufgenommen, es hatte sich doch irgendwo in seinem Kopfe eingedrückt, stellte sich jetzt wieder und verdeutlichter vor ihn hin. Er sah, wie die weiße Gestalt Gerberges, derjenigen aus der geheimnißvollen Lade des Bischofs gleich, vergeblich gegen ihren Bewältiger rang; ein zugleich

erschreckender und schöner Anblick war's, als erstes Gefühl den Trieb weckend, ihr zur Hülfe zu kommen. Doch da trafen seine Augen auf Maria, und um ihn und in ihm blieb nichts Anderes, als sie. Kaum begriff er, daß sein Arm mit Bedacht das Schwert führen gekonnt, sich des kraftübermächtigen Gegners erwehrt, ihn zur Flucht getrieben habe. Aus dem offnen Visir funkelte ihn der wuthwilde Blick des an der Wange Getroffenen an, dem des Bären im schneestarrenden Melibocuswald ähnelnd; aber dann verging alles in dem Einem, daß Baba erfüllte, was Wentiborg von ihr verheißen. Die Arme Marias schlangen sich um ihn, und in Besinnung auslöschendem Wunderglück sank er vor ihr nieder.

Gegen die Mittagsstunde aber sprang er vom Lager auf, neben dem Glücksgefühl erfaßte ihn noch ein andres, das er seit Wochen kaum mehr gekannt; lebhaft aufwachender Hunger erinnerte ihn, daß er in der Mitte des vorigen Tags zum letztenmal Nahrung zu sich genommen habe. So suchte er den gewohnten Tisch auf, dessen Mahlzeit ihm vorzüglich mundete; deutlich machte sich die Geflissenheit der andern Wehrmänner bemerkbar, ihm den besten Platz einzuräumen. Sie sahen ihn nicht mehr als ihresgleichen an, schienen mit Sicherheit anzunehmen, daß der Bischof ihm

nach dem nächtlichen Geschehniß eine höhere Stellung über ihnen verleihen werde. Allgemein war von dem Ueberfall die Rede, der in seiner Verwegenheit unerhört dastand; einen Versuch, Felssturz und Mauer der Schloßburg zu erklettern, hatte man nicht für denkbar und deshalb die Bewachung an jener Seite, zumal in der friedlich gewordenen Zeit, für unnöthig gehalten. Die Gespräche ergingen sich in Muthmaßungen, wer von den zahlreichen Burgrittern im Umkreis des Hartwaldes der Thäter gewesen sein möge; nach der geringfügigen Zahl der Angreifer war auf den Insassen eines der kleinsten Raubnester zu schließen. Doch gesehen hatte niemand etwas von den Fremden, außer dem einen gefangenen Knecht; man begriff nicht, warum der nicht nach Recht und Billigkeit auf dem Folterblock ‚befragt' worden sei. Und verwundert war man auch, daß der Bischof wieder davongeritten, ohne für inskünftig strengste nächtliche Mauerobhut gleichfalls auf der Oberburg anzuordnen. Freilich geschah dies jetzt selbstverständlich, aber er hatte nicht daran gedacht, dies nothwendige Gebot zu erlassen.

Ludolf blieb zuhörend sitzen, ohne mit den Gedanken an dem eifrigen Hin- und Widerreden theilzunehmen, doch er suchte sich über den langsamen

Fortgang des Tages bis zu dem Zeitpunkt wegzutäuschen, der ihm nach gewohnter Weise den Zutritt zur Kemenate verstatte. Als er wieder in's Freie hinaustrat, lag immer die Sonne noch auf dem Burghof, schien heute die Schatten der Zinnen und Giebel nicht verlängern zu wollen, wie festgebannt standen sie. Aber in dem Geflimmer der Strahlen war etwas Wundersames, als webten sie ein Goldnetz vor den Augen, einen zauberhaften Anblick dahinter zu verbergen. Der Tag hielt mit seinem Lichtglanz noch ein Geheimniß verschleiert, doch das Klopfen in der Brust Ludolf Ostermants sprach schneller und schneller, die Stunde rücke heran, in der es sich enthüllen werde. Ungeduldig harrend, ließ er vom Hin- und Widerschreiten auf dem stillen Hof ab, stieg die Palastreppe hinan und stand an die Steinbrüstung gelehnt, dem ersehnten Aufgang näher zu sein.

Bald danach indeß durchklang die ruhige Luft einmal von der Vorburg her ein dumpfes Geräusch vieler aufschlagender Pferdehufe, und rufende Stimmen mischten sich drein, zahlreicher anwachsend, lauter und lauter. Dann plötzlich sprang das große Thor der Schloßburg weit auseinander, die Spitze eines Reiterzuges tauchte durch die Oeffnung, voran der Bischof Konrad und neben ihm ein hoch im Sattel

ragender Jüngling, im Windzug von einem purpurnen Mantel über glitzerndem Rüstkleid leicht umflattert. Auf seinem schulterüberwallenden goldhellen Haargelock leuchtete vom Stahlhelm ein flügelausspannender goldener Adler herab; die schräge Abendsonne stand ihm entgegen, zog tausend springende Funken aus seinem Erzgewand, doch wider die blendenden Strahlen suchte er mit großen, weitoffnen, tiefer Himmelsbläue gleichenden Augen vorauf. So Herrliches, Ueberwältigendes an männlicher Jugendschönheit hatte Ludolf nie im Leben gewahrt.

Da tönte aus der Palasthür her hinter ihm ein plötzliches Gewandrauschen, und zugleich erscholl dicht neben ihm ein hochaufjubelnder Ruf:

„Philippos! Philippos!“

Ein deutscher Namensruf war's, doch seltsamen Klang's mit dem einer fremden Sprache hervorgestoßen, derjenigen, in welcher vor Jahrtausenden die hoffnungslos von heimathferner Wildniß umringten Griechenschaaren Xenophons bei'm Anblick des Meeres von Byzanz: „Thalatta! Thalatta!“ [46]) aufgejauchzt hatten. Und so auch aus der Tiefe einer beherrschungslosen Brust und Seele kam's:

„Philippos! Philippos!“

An Ludolf aber flog, einem sich auf befreiten Fit-

tichen aus Käfighaft hervorschwingenden, wundervoll gefiederten Vogel gleich, blitzgeschwind etwas vorbei, über die Stufen der Palastreppe nieder, dem hohen jungen Reiter entgegen, der drunten sich hastig von seinem Rosse herabschwang. Und kaum um einen Augenblick später hielt Maria seinen Nacken mit ihren Armen umschlungen — ungläubig staunend hafteten hundert Augen des dicht jetzt den Burghof erfüllenden glänzenden Ritterzuges auf ihr — doch unbekümmert um alle Blicke hing sie an seinem Halse, küßte seine Lippen, lachte, jubelte wie ein glückseliges Kind: „Philippos!“ Und ebenso keiner fremden Gegenwart gedenk, küßte er ihr die Stirn, die Augen, die Lippen, rang von athemlosem Mund: „Nun trennen wir uns nimmer, Irene!“ Und wie eine gewichtlose Blume sie mit den Armen aufhebend, trug er sie eilig jetzt die Stufen hinan, verschwand mit ihr allen Blicken durch die Palasthür des Schlosses.

Aus den Bügeln abgestiegen, stand am Fuß der Treppe der Bischof Konrad neben Ludolf Ostermant, über den es wie mit einer Betäubung gerathen schien. Mühsam brachte er vom Mund: „Wer war das —?“

Frohgemuth antwortete der Kanzler: „Zum erstenmal wohl hast Du einen der Hohenstaufer mit Augen gewahrt. Des Kaisers einzig verbliebener Bruder

ist's, Herzog Philipp von Schwaben. Er kommt von Cöln her, und ich habe ihn nach seiner Botschaft am Weserfluß vom Weg eingeholt —"

Mit der Hand hinter sich nach dem Treppengestein fassend, fiel Ludolf stammelnden Mundes ein: „Nein — sie — wer ist sie —?"

Sichtlich mit erleichterter Brust athmend, versetzte Konrad von Querfurt: „Den Göttern Dank, er hat sie nun wieder selbst unter seine Hut genommen, und auf meiner Zunge lastet nicht mehr die Sorge der Verschwiegenheit. Die Braut des hohen Herrn ist's, Irene, des blinden Imperators Tochter, die Erbin des Kaiserreiches von Byzanz. Quid commoveris, mi fili?[47]) Dir entfällt das Blut und Dein Angesicht wird der Wandfarbe gleich! Es kommt die Nachfolge Deiner zu großen leiblichen und geistigen Erregung in dieser Nacht mit Kraftlähmung über Dich. Du hättest länger der Ruhe pflegen sollen —"

Erschreckt streckte der Bischof unwillkürlich die Hand vor, doch ehe sie Ludolf Ostermant erreichte und halten konnte, schlug dieser, leichenweiß und wie ein Todter umfallend, zur Erde.





XVII.

Droben im Gemach der Kemenate spielten die Goldstrahlen der untergehenden Sonne noch auf dem Mantelgesims des Kamins über dem Bildwerk des Einhorns, dessen Wildheit sich gebändigt vor den Füßen einer reinen fürstlichen Jungfrau auf die Knie bog, doch die Augen Philipps von Schwaben und Irenes von Byzanz sahen nur wechselseitig sich selbst, nichts andres um sie her. Auf seinen Knien saß sie, nun den Kopf an ihn schmiegend, nun aufhebend, um seine Lippen zu küssen; dann lachte sie, strich ihm mit den schmächtigen Händen das blonde Haar aus den Schläfen, eine Braut und ein Kind. In deutscher Sprache redete sie, fragte: „Wun-derst Du Dich nicht, wie viel ich weiter gekommen bin?“ Sie mit dem Blick umfangend, versetzte er: „Ja, ich staune — in so kurzer Zeit.“ Um seinen Mund ging ein glückvolles Lächeln, und in den Augen drüber stand

zu lesen, seine Bewunderung gelte andrem als dem Fortschritt ihrer Zunge. Doch was er meinte, verstand sie nicht, antwortete: „Ich habe mir auch viel Mühe gegeben. Wenn wir auf dem hohen Staufenberg wohnen, in Deinem Lande, muß ich mit allen sprechen können, wie die Mutter zu ihren Kin-dern. Du sollst dann mein Kind sein und griechisch bei mir lernen; da nimm Dich fleißig in Acht, sonst bekommst Du alapas — Kl—appse. Aber ich will noch andere Kinder haben, als Dich allein —"

Sie sprang von seinen Knien: „Pfui! Du hast eine Brust, wie eine Stein-mauer. Sie ist wie von gefr-orenem Eis, ich mag mein Gesicht nicht daran legen. Kommst Du so zu Deiner Braut? Bei mir brauchst Du doch kein Eisenkleid. Oder hast Du Furcht vor mir?"

Eilfertig nestelten ihre Finger an seinem Hals, und hurtig gelang's ihr, das feinmaschige Panzerhemd aufzulösen, daß sie es vor der Brust öffnen und zur Seite fortschieben konnte. Nun frohlockte sie: „So ist's gut und kein Stein mehr," und auf den verlassenen Sitz zurückfliegend, drückte sie ihre dunkle Lockenfülle fest an das nicht mehr von der Rüstung hart überdeckte seidene Untergewand, bog die Stirn zurück und sagte, mit seligem Glanz der Augen auf-

schauend: „Jetzt höre ich Dein Herz schlagen — hat es mich noch so lieb, wie in Palermo, Philippos?“

Ja, so hatte er sie zum erstenmal gesehen, als er mit dem Kanzler seines Bruders in das still entlegene Thurmgemach des alten saracenischen Königsschlosses eingetreten, wohin die scheue Kinderbraut und ‚Witwe‘ des so bald verstorbenen Herzogs Roger sich bei'm Einzug der deutschen Eroberer geflüchtet. Sie trauerte damals nicht um seinen Tod; ihr Kinderherz wußte noch nicht von Liebe, und der nie zuvor Gesehene, dem ihres Vaters Gebot sie anverlobt, erweckte keine in ihr. Doch wie ihre Augen den jungen Hohenstaufer trafen, klopfte plötzlich in ihrer Brust der gleiche Schlag auf, wie in der seinigen. Stumm blickten sie sich an, aber Beider Augen sprachen, es bedürfe nicht des herrischen Willens Kaiser Heinrichs, der aus politischer Berechnung einen Ehebund zwischen seinem Bruder und der Erbin des byzantinischen Thrones beschlossen. Um einen Tag später war sie die Braut Herzog Philipps; weit über alle Fürstinnen des Abendlandes von früh auf in vielfältigen Kenntnissen, Dichtung und Künsten gebildet, beherrschte sie auch, gleich einem Cleriker, die lateinische Sprache, in der sie mit ihrem neuen Verlobten reden konnte, der nicht ihre griechische Heimathzunge ver-

stand, wie sie nicht seine deutsche. Wohl ließ Bangigkeit eines hülflos in die wilde Fremde verschlagenen Kindes sie schutzsuchend sich an seinen starken Arm klammern, aber erste, selige Liebe war's, mit der sie ihre zarten Finger durch die seinigen schlang und lächelnd dazu sprach: „Hätte der Kaiser mich zu seiner Frau gewollt, da würde ich nein gesagt haben. Aber wenn Du mich nicht gewollt hättest, Philippos, da wäre ich vor Leid gestorben. Denn φιλεῖν heißt lieben in unsrer Sprache, das tönt aus Deinem Namen, und als ich Dich sah, mußte ich Dich lieben.“ Aus einem Mädchenmunde aber klangen die Worte wohl begreiflich; leiblich wie an Gemüthsart stand der noch nicht zwanzigjähre Staufer als ein Gegensatz neben seinem kaiserlichen Bruder, überragte ihn hoch an schlanker Gestalt und männlich edler Schönheit. Auch von seinen anderen, jung und jäh gestorbenen Brüdern war keiner ihm gleichgekommen, sogar wenig rühmliches Andenken hatten sie sich hinterlassen, besonders Herzog Konrad von Schwaben, der, wildgewaltthätig und zügellos, im Vorjahr in einem wüsten Raufhandel auf offener Straße der Stadt Durlach erschlagen worden. Doch Philipp war alles edelste Erbtheil seines Geschlechtes vereinigt zugefallen, über die Anmuth des körperlichen Wesens noch hinaus die des Geistes.

So bewunderte und liebte ihn auch der Kanzler Konrad von Querfurt, hielt ihn nur für zu weichen und zarten Sinnes und sah als ein Glück an, daß Philipp von Schwaben nicht berufen war, mit der eisern-unerbittlichen Hand seines kaiserlichen Bruders die Gegner der hohenstaufischen Herrschaft im Reich und in Italien zu zerschmettern.

Seit jenem glücklichen Tage von Palermo aber hatte sich in Byzanz verhängnißvoll Schweres zugetragen. Der Kaiser Isaak Angelos II., der Vater Irenes, ein Nachkomme des alten Cäsarengeschlechtes der Komnenen, war durch eine Verschwörung seines Bruders Alexios vom Thron gestürzt, der Augen beraubt und in Kerkermauern eingeschlossen worden. Vielleicht nicht als ein Unheil erschien die blutig-grausame That den weitgreifenden Plänen Kaiser Heinrichs, der jetzt die Verlobte seines Bruders als die einzige Tochter des ‚caecus imperator' schon für die rechtmäßige Herrin des oströmischen Reiches erklärte, mit großen Entwürfen umging, ihr und damit seinem Hause auch die Krone des letzteren zu gewinnen. Das bedeutete gewaltigsten Vorschritt zur Begründung eines staufischen Weltreiches; vor dessen Verwirklichung bangend, erharrte das übrige Europa, zum Widerstand dagegen unfähig, eine Klarlegung der

Absichten des jugendlichen Kaisers. Auf's eifrigste betrieb er die Zurüstung des Kreuzzugs nach Palästina, doch nichts gab Bürgschaft, daß die von Sicilien auslaufende mächtige Kriegsflotte nicht plötzlich ihr Ziel verändere, sich gen Norden wende und Konstantinopolis erobere.

Die in Byzanz geschehenen Gräuel hatten Irene nicht verhehlt werden können und, ob auch kein inniges Band sie mit dem Vater verknüpft hielt, doch düstere Schatten über ihr Gemüth geworfen, die sie mit kaltem Schauder durchliefen, wenn die Erinnerung an die Heimath in ihr wachgerufen ward. Aber Philipp von Schwaben, die Liebe, war die abendländische Sonne gewesen, vor deren sieghafter Leuchtkraft und Wärme die schwarzen Wolken des Morgenlandes zergehn gemußt. Zu viel an Glück erfüllte das Herz der jungen Erbin des byzantinischen Reiches, zu sonnigem Frohsinn hatte die Natur sie erschaffen, und die ehemalige Braut des Herzogs Roger war immer noch ein hochgewachsenes Kind.

Doch nun hatte der Kaiser sie, fest seinen Plan verfolgend, in's Reich gesandt, damit sie sich hier vor Fürsten und Volk zeigen und ihre Vermählung in Deutschland stattfinden solle. Auf sein Geheiß auch hatte sie bei ihrem unerläßlichen Uebertritt von der

griechischen zur römisch-katholischen Kirche den in deutschen Landen am höchsten gefeierten Namen Maria angenommen, mit dem indeß ihr Verlobter sie nicht benannte; für ihn war sie nur ‚Irene‘, der schöne ‚Frieden‘, den das griechische Wort bezeichnete, und sie hätte sich nicht zu denken vermocht, daß sein Mund sie anders heiße. So war sie mit ihm und dem kaiserlichen Kanzler auf langer Reise von Palermo her über die Alpen gelangt, um sich am Rhein für einige Monde von Philipp zu trennen, der zu seinen Verhandlungen mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Cöln die ‚große Pfaffengasse‘ hinunterzog, während seine Braut so lange unter dem Schutz Konrads von Querfurt verblieb; möglichst sollte sie die Zeit nutzen, sich geläufig in der deutschen Sprache ausdrücken zu lernen. Der mit Vorsicht rechnende Bischof hatte jedoch bei der Uebernahme so schwerer Verantwortung zur Bedingung gemacht, daß niemand, so lange Irene sich unter seiner Obhut befinde, erfahre, wer sie sei; als seine Niftel sollte sie gelten und ihn ‚Oheim‘ ansprechen; das war für sie ein fröhlicher Spaß gewesen, dem sie gern willfahrt. Dem Kanzler aber hatte mißfallen, daß der wilde Sohn Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig, sie auf dem Söller wahrgenommen und sich nach ihr erkundigt;

deshalb war er rasch zu dem Entschluß gekommen, sie aus Hildesheim wieder fort, heimlich bei Nacht in die feste Winzenburg hinüber zu bringen. Freilich war auch hier ihr Aufenthalt ausgekundet worden, und der Verrath einer Magd hätte, ohne die noch eben rechtzeitige Dazwischenkunft Ludolf Ostermants, das schwerste Unheil, ein unausdenkbares, herbeigeführt. Darüber hatte Konrad von Querfurt sich nachdenklichst den Kopf zerbrochen, ob der nächtliche Ueberfall nur der Schönheit seiner Niftel gegolten, oder ob der tollfreche Urheber desselben auch Kenntniß davon erlangt gehabt, wer sie in Wirklichkeit sei; danach veränderte sich der Lichtwurf, der auf die mißglückte That fiel. Die erstere Annahme wäre dem Kanzler glaubhafter erschienen, wenn sich nicht gleichzeitig die mit solcher Bestimmtheit auftretende falsche Botschaft vom plötzlichen Tode des Kaisers hinzugesellt hätte. Nun jedoch war Konrad gottlob durch die Rückkehr des Herzogs vom Erzbischof Adolph von Cöln seiner schweren Beunruhigung und Verantwortung enthoben, die Berichtigung des abermaligen Trugs der alten Fama des Virgilius hub an, sich allgemein auszubreiten, und in dem ‚Einhorn‘-Gemach der Schloßkemenate wiegte sich Irene von Byzanz in schattenloser Glückseligkeit auf den Knien Philipps

von Schwaben. Sein freudig-staunender Blick aber redete: trotz ihrem kindlich-lieblichen Behaben nicht mehr als das große Kind, das er in der alten Saracenenburg von Palermo zuerst angetroffen. Während der wenigen Trennungsmonate war sie nicht allein bewundernswerth in der deutschen Sprache ‚weitergekommen', eine Braut war aus dem märchenhaft zauberischen Kinde geworden. Mit unbeschreiblichen Jubeltönen erfüllte der aus seiner einsamen Käfighaft erlöste Wundervogel das Ohr des in süßer Trunkenheit Zuhörenden. Jauchzend schlug sein Herz, kein Gedanke rührte ihn an, er halte die Erbin des byzantinischen Reiches, seines Bruders gewaltige Pläne mit den Armen umschlungen. Und den Kopf ein wenig von seiner Brust aufhebend, lächelte sie: „Ich ver-stehe, was es schlägt. Es sagt: Irene — Irene. Das bin ich, nicht Maria. Darum sagt es das auch nicht.“

Drunten in dem Gemach neben der Palashalle lag Ludolf Ostermant wieder auf der am Mittag verlassenen Lagerstatt ausgestreckt. Der Bischof Konrad hatte ihn dorthin tragen lassen und saß eine Weile neben ihm am Bett. Was geschehen sei, war dem Kundigen verständlich; nach der Ueberanspannung in

der Nacht hatte der junge Mann sich nicht genug Erholung vergönnt und war, äußerlich scheinbar wieder zu Kräften gelangt, doch im Innern noch erschöpft, plötzlich von Ohnmacht befallen worden. Er mußte ruhen, damit ihm das Blut in den Kopf zurückfließe; mit geschlossenen Augen liegend, athmete er, gab sonst kein Zeichen des Lebens. Doch eine Besorgniß brauchte solcher Zustand nicht einzuflößen, er litt an keiner Krankheit, nur an Uebermattung. Die kannte Konrad von Querfurt aus seiner eigenen Jugend, und wie er hier an dem Lager saß, stiegen ihm Bilder aus ihr herauf. So jung war er auch einmal gewesen, wenngleich nicht als Vagant umhergezogen, doch von stürmischem Drang des Blutes zum Verlangen nach dem Freudengenuß des Jugendlebens getrieben. Damals hatte nichts ihm geweissagt, als Reichsfürst und Bischof, als kaiserlicher Kanzler werde er dereinst zum alten Rosenstrauch am Hildesheimer Dom wiederkehren. Ein Seufzer kam aus seiner Brust. Wenn eine Wahl ihm freistünde, heute nochmals der zwanzigjährige in der Welt Ungenannte, Bedeutungslose zu sein, oder das, was er seitdem geworden, jetzt hier war? Er beantwortete sich die Frage nicht, nur seine Brust erwiederte auf sie zum andernmal mit einem leisen Seufzen.

Sein Zurückbleiben und Verweilen hier im Gemach, seitdem auf seine Anordnung der junge Wehrmann hergebracht worden, war erklärlich. Der Letztere hatte sich in der vergangenen Nacht ein so hohes Verdienst erworben, daß er wohl auch in seinem gegenwärtigen Zustand eine Fürsorge verdiente. Von Mund zu Mund lief die Kunde auf der Winzenburg, die junge Bewohnerin der Schloßkemenate in den letzten Wochen sei keine Niftel des Bischofs, sondern eine Fürstin, an deren Abkunft keine zweite auf der Erde hinanreiche. Die Tochter des Kaisers von Byzanz und Braut des Herzogs Philipp von Schwaben habe der Wehrmann Ostermant bei dem nächtlichen Ueberfall aus den Händen des unbekannten Raubritters befreit.

So war die dankbare Antheilnahme des Bischofs an ihm wohl zu begreifen; er hatte einen sorglichen Wächter bestellt und bis zum Eintreffen desselben sich selbst neben dem Bett niedergelassen. Ab und zu bückte er sich über den reglos Liegenden, auf dessen Athemzug zu horchen, doch in's Innere Ludolf Ostermants, bis auf das, was dort vorging, vermochten die achtsamen und scharfsichtigen Kanzleraugen nicht zu dringen.

So unbeweglich sein Körper blieb, so sturmwilder

Aufruhr durchtobte ihm die Brust. Ohne ein Gefühl seines leiblichen Seins lag er und ohne ein Bewußtsein, was sich mit ihm zugetragen. Wie todt war er nach außen, das Leben hatte sich in sein Innerstes auf engen Raum zurückgezogen, aber dort rang es, wie von einem Flammengeloder zum Irrsinn gemartert. Unterlaßlos befand er sich in dem Gemach, wo die Abendsonne auf dem Einhornbildwerk spielte, doch nicht an einem einzelnen Tag, noch zu einer bestimmten Stunde, sondern alle Zeit, die er dort zugebracht, floß in Eines zusammen. Vor seinen Augen hob sich nah das Antlitz Marias vom Sessel auf, und ihre Stimme klang ihm im Ohr. Zugleich verdammte sie ihn wegen der Freventhat, die er an Jutta Herimann begangen, hieß ihn unwillig fortgehn, um nicht wiederzukehren — am Schachzabel saß er ihr gegenüber, ihre Hand streckte sich nach der seinigen, unterweisend, ihn als ungelehrig mit einem Schlag strafend — sie lachte ihn an — schwermüthigen Tons sprach sie von bangen, ihm unverständlichen Ereignissen ihres Lebens — als Hans Hödecke umflog sie ihn in neckischem Tanz, zwickte sein Ohr, durchhuschte sein Scheitelhaar — alles gleichzeitig. Von plötzlicher Furcht vor einer nächtlichen Gefahr überkommen, hielt sie seine Hand gefaßt, erschreckt fragte ihr Mund, ob er

krank sei — ihre Finger legten sich um sein Handgelenk, prüften achtsam die Beschleunigung seiner Pulsschläge — hastig hoben ihre Arme sich nach ihm auf, schlangen sich um ihn, hielten ihn, daß er nicht schwer zu Boden stürzte, nur sanft getragen vor ihr niederglitt —

Alles sah, hörte und fühlte er zugleich —

Und das Alles war ein falsches Spiel gewesen, Truglist, Berechnung der Eitelkeit und Gefallsucht, ihn zu dem Wahn zu bethören, ein nicht verhehlbarer Trieb ihres Herzens rede daraus. Mit spöttischem Scharfblick der Zauberaugen hatte sie das vermessene Hoffen, die wahnwitzige Liebe in den seinigen gelesen, ihn mit trügerischem Blendwerk jeder Vernunft beraubt, um zum Schluß ihrer Belustigung dem blinden Narren jählings an's Ohr schlagen zu lassen, wer sie sei — die Kaisertochter von Byzanz und die Braut Herzogs Philipp von Schwaben, des Hohenstaufers.

Ein bohrender Schmerz wühlte ihm in der Brust, drückte seinen Stachel in's Herz, erfüllte jede Blutwelle mit tödtlichem Haß, mit Abscheu. Er suchte mit der rechten Hand nach etwas zu greifen, doch sie gehorchte seinem Willen nicht, blieb regungslos. Sein Mund wollte, ihn von der ungeheuren Qual

zu befreien, ein Wort aufschreien, aber konnte es nicht. Hand und Mund gehörten nicht ihm, er war kein körperliches Wesen, nur eine zerfolterte Seele.

Der bestellte Wärter kam, und Bischof Konrad erhob sich, empfahl ihm sorglichste Wachsamkeit bei dem Bewußtlosen an; wenn dieser wieder zur Besinnung kehre, solle ihm Meldung davon gemacht werden. Die Abenddämmrung begann jetzt dunkelnd einzufallen, draußen gebot der Kanzler, die Wandlichter in dem Gemach anzuzünden, und sandte einen Diener in die Kemenate zur Anfrage hinüber, ob es des Herzogs Serenitas genehm sei, ihn zu empfangen; ein über die ‚Celsitudo‘ aufragender, dem Bruder des Kaisers gebührender Fürstentitel war's. Ludolf Ostermant verblieb noch eine Zeitlang in seiner starren Bewegungslosigkeit, bis die Lichter den Raum um ihn erhellten, ihren Schein auf seine geschlossenen Lider warfen. Da kam ihm ein Gemurmel über die Lippen: „Gerberge zündet die Pfannen an.“ Eine Weile verstummte er wieder, sprach dann aber ab und zu in einem mühsam hervorgestoßenen, abgerissenen Satz fort. „Jetzt wird sie kommen — nein, sie kleidet sich erst in Gold — ich bin noch nicht Narr genug — ich muß erst noch — wohin muß ich —?“

Nun schwieg er, athmete nur hastig, wie aus erstickender Brust. In längeren Zwischenräumen begann er wieder, unverständlich raunend: „Auf den Melibocus — Baba — Baba, höre mich — wenn ich heimkomme, wird sie ihre Arme um mich —“

Aber danach schrie er einmal laut auf: „Da — da ist sie! Sie hat die Lyra und will mir mit ihr Gift in's Ohr singen! Mein Schwert — mein Schwert!“

Jetzt plötzlich hatte er auch die Gewalt über seinen Arm wieder erlangt, griff mit der Rechten wild über sich auf und wiederholte: „Mein Schwert! Ich will die Lyra zerschlagen — nein, sie — die Circe will ich tödten!“

Dazu richtete er sich mit dem Oberkörper in die Höh', um vom Lager herabzuspringen; obwohl der Wärter ein Mann von ungewöhnlicher Kraft war, kostete es ihn Anstrengung, den von Hirngespinnsten Erfüllten zurückzustrecken und festzuhalten. Er rief um Beihülfe in die anstoßende Halle hinüber.

Droben in der Kemenate hatten Philipp und Irene, ob auch wider ihr Wünschen, den Bischof empfangen; die letztere streckte ihm ihre Hand entgegen und sagte lächelnd: „Ihr waret ein freundlicher Oheim, habet Dank dafür, aber nun seid Ihr kein

Oheim mehr.“ Sie erinnerte in diesem Augenblick nicht an ein großes Kind, schien noch höher aufgewachsen; den Arm in dem ihres Verlobten haltend, stand sie in jungfräulicher Hoheit als die Kaisertochter da. Vor der neigte sich der Kanzler in tiefer Ehrerbietung und versetzte auf lateinisch: „Mögen die Götter mir gnädig walten, daß Eure Serenitas bis an das Ende meiner Lebenstage mir Eure Huld bewahre.“ Bei der Antwort aber konnte sie keine Würde behaupten, erwiederte wohl noch ernsthaft: „Das beruhet bei Euch, hochwürdigster Herr.“ Doch die Freudigkeit ihres Herzens ließ sie nicht im gleichen Ton fortfahren, sondern lachend fügte sie hinterdrein: „Warum sprecht Ihr nicht deutsch mit mir, mein Oheim? Der müßt Ihr nun doch Euer Leben lang bleiben, ob Ihr es wollen mögt oder nicht. Nur auf dem Schachzabel wollen wir böse miteinander sein. Aber einen besseren Oheim giebt es nicht, Philippos, Du mußt ihn auch so benennen.“

Der junge Herzog stand ein bischen verlegen erröthet, er war bei der Anmeldung des Bischofs nicht ganz fertig geworden, sein eisernes Maschenhemd wieder in Ordnung zu bringen, und noch dran am Halse befestigend, entgegnete er: „Gewiß — wenn der Herr Bischof mir seine Freundschaft bewahrt — darauf hoffe ich wie Du —“

Die Antwort Philipps ward unterbrochen, ein von unten heraufgeschickter Bote suchte nach dem Bischof, um, wie dieser geboten, Meldung zu bringen, der Wehrmann Ostermant sei aus der Schlafsucht aufgefahren, doch irrredend erschrecke er den Wächter, der befürchte, ihn nicht auf dem Lager zurückhalten zu können. In die letzten Worte fiel Irene ein: „Ludolfus — was ist's mit ihm, mein Oheim? Ich habe ihn nicht gesehen seit der Nacht und ihm nicht gedankt — häßlich war's von mir, daß ich ihn vergessen — aber Du trägst die Schuld daran, Philippos."

Wie der Kanzler das Vorgefallene berichtete, sprach sie rasch: „Da will ich zu ihm. Er hat für mich seine Kraft zum Op-fer gebracht und auch für Dich, Philippos. Komm mit mir, und führet uns, mein Oheim."

So gingen sie hinab; bei ihrem Eintritt in das Gemach lag der Bewußtlose nach einem erneuten heftigen Versuch, sich aufzuringen, erschöpft zurückgesunken. Die Kaisertochter trat zu ihm hinan, faßte nach seinem Handgelenk, den Pulsschlag zu prüfen, und ein Ausdruck des Erschreckens überflog ihr Gesicht; den Kopf wendend, flüsterte sie den Andern zu: „In ihm ist schwere Krankheit, die Wellen des

Blutes jagen wie ein Wasser, das vom Felsen niederstürzt.“ Nun legte sich ihre Hand auf seine Stirn, doch zuckte sie leis bei der Berührung. „In bösem Fieber liegt er, sein Kopf rührt mit der Glut von brennenden Kohlen an. Der Arme, um mich leidet er so. Das fügt mir auch Leid zu.“

Während sie es sprach, verblieb ihre Hand noch auf seiner glühenden Stirn, und plötzlich schlug Ludolf Ostermant zum erstenmal die Augen weit auf. Ohne Regung sah er in das halb über ihn gebeugte Antlitz, starr und ausdrucksleer. Aber dann schimmerte es aus ihrer Tiefe wie ein leis aufsteigender Glanz, und die Lider sanken wieder herunter.

Gedämpften Tons redete Irene zum Bischof Konrad: „Von einem weisen Arzt an meines Vaters Hof habe ich gelernt, man muß danach trachten, die Heftigkeit des Fiebers durch stetige Kühlung zu mindern. Sonst vermag die Heilkunst nichts dawider mit Medicamenten; sie nützen nicht, sondern können nur schaden, die Natur selbst allein muß mit ihrer Kraft helfen. Nöthig ist's, daß ihm auf die Stirn Linnen gelegt werden, die mit kaltem Quellwasser getränkt sind —“

Auch von der Heilkunde wußte das junge Weib, fast ein Kind noch, mehr als der vielerfahrene Kanz-

ler; weit über den Kenntnißmangel des Abendlandes auf allen Gebieten des Naturverständnisses hinausreichende Bildung offenbarte sich drin. Mit unruhvoll geweckter Besorgniß in den Zügen blickte Konrad von Querfurt stumm auf den Kranken; Irene hatte einen Augenblick nachdenkend innegehalten, sprach jetzt weiter: „Aber einer sorglichen Hand bedarf's, die Auflage stets rechtzeitig zu erneuern, sonst erhitzt sie, statt Kühlung zu bereiten. Dafür ist die Acht-samkeit einer Frau besser geschaffen, als die eines Mannes. Ich will rathschlagen, ob unter den Mägden im Gadom sich eine zur Wärterin eignet."

Hurtig ging sie zur Thür hinaus, in schweigender Bewunderung ihrer bedachtsamen Umsicht folgten die beiden Männer ihr, und Ludolf Ostermant blieb wieder allein mit dem Wächter zurück. Doch er gab diesem zu keinen Befürchtungen mehr Anlaß, sein Behaben hatte sich völlig umgewandelt. Ruhig lag er, nichts Wildes zuckte um seine Lippen, die Hand griff nicht mehr suchend nach dem Schwert umher. Er hatte wieder das Gefühl seines Körpers verloren, wie zuvor war alles Leben, das er noch besaß, in der Seele, in der reglosen Brust zusammengedrängt.

Aber darin tobte kein ungeheurer Aufruhr mehr, kein Haß und Abscheu. Nur ein namenloses Leid, eine

trauervolle Schwermuth hielt ihn beschwichtigend wie mit dunkelgewandeten Armen umfangen. Doch mählich lichtete sich ihre nächtliche Farbe vor dem aufschimmernden Glanz, der in seine Augen gekommen, höher und höher leuchtend anwuchs, zur Sonne ward. Von ihren Strahlen gleichwie von einem goldenen Mantel ganz umflossen, stand Irene da, in unnennbarer Lieblichkeit, mit den lächelnden Lippen eines Kindes. Dem ihr entgegen Blickenden kehrte die zeitaufhebende Täuschung zurück, daß er sie zugleich an jedem Tag, in jeder Stunde, die er mit ihr zugebracht, hörte und sah. In dem Sonnenglanz aber schwand Alles wesenlos von ihr ab, was seine verblendeten Augen vorher an schwarzen Nachtschatten über sie geworfen. Nichts blieb von berechnender Eitelkeit und Gefallsucht, von TrugList und falschem Spiel. Ein blinder Thor, ein Frevler am Höchsten war er gewesen, den der bohrende Schmerz seines Herzens zum Irrsinn gebracht. Mit jedem Blick der Augen, jedem Wort des Mundes, mit allem ernsthaften und schalkhaften Thun stand Irene von Byzanz vor ihm als die jungfräuliche Reinheit, die Unschuld eines Kindes, nichts ahnend von den Stürmen, die sie in seiner Brust aufweckte. Was sie ihm bei'm ersten Anblick erschienen, war sie, das Herrlichste auf der Erde und

das höchste, unnahbare Himmelswunder, zu dem kein Wunsch emporreichte, einzig die niederkniender Huldigung — nicht vor der Kaisertochter, vor der beseligenden Schönheit des Körpers und der Seele. Und in dieser göttlichen Hoheit war sie auch die menschliche Güte, das Mitleid.

Woher Ludolf Ostermant dies Letzte wußte, vermochte sein irrer Kopf sich nicht zu sagen. Aber unanzweifelhaft wußte er's — eine holdselig sein Todesleid durchfluthende Glückesempfindung war's — und mit ungeheurer Anstrengung seinen Kopf wie eine Centnerlast um ein Weniges zur Seite wendend, schluchzte er unhörbar: „Irene von Byzanz —"

Dann legte sich ihm einmal etwas kühl auf die brennende Stirn, eine Erquickung, das heiße Flackern im Gehirn niederdämpfend, gleich einem aus versengendem Sonnenbrand erlösenden tiefen Schattenfall. Was es sei, kam ihm zu keinem Begreifen, kalt wie der Schnee des Melibocus bedeckte es ihn, und damit verbanden es seine eindämmernden Vorstellungen. Nur wußte er wieder, es komme von Irene von Byzanz her, denn eine Wohlthat war's, und alle Gnadenausspendung stammte einzig aus ihrer Hand. Er hatte sein Leben verloren gehabt, doch durch sie ein neues wieder erhalten, das nur ihr gehörte, nur

dazu, ihr zu dienen. Dies Gefühl überkam ihn mit einer wundersamen Beschwichtigung; stets in gleichen Abständen ward sorgsam sacht von unsichtbarer Hand die kühlende Linderung auf seiner Stirn erneuert. Die aufgeregten Wellen unter ihr glätteten sich aus, er versank in eine Stille, die ihn nur mit einem tiefen Empfinden von Dankbarkeit umfing, und sein Athemzug ward zu dem eines Schlafenden.

Der nächste Morgen indeß zeigte Ludolf Ostermant nicht zur Gesundung zurückgekehrt, bestätigte vielmehr die Erkenntniß der jungen Byzantinerin, daß er schwer erkrankt sei. Der erste wilde Ansturm des Fiebers hatte sich an dem Abend ausgetobt, doch es verließ ihn nicht, dauerte noch Tag um Tag weiter fort. Wohl abgeschwächter, aber auch er verfiel mehr in Schwäche; ohne Phantasien und irrschweifende Gedanken lag er stumpf und antheillos da. Er vernahm nichts um sich her, fühlte nur dunkel ab und zu, daß etwas mit ihm selbst vorging, doch gewann kein Bewußtsein davon, daß er sacht ein wenig aufgerichtet, ein Becher mit erfrischendem Trunk an seinen Mund gesetzt, etwas Nahrung ihm mit einem Löffel eingeflößt ward. In seinem haltlos danach zurückgleitenden Kopf war kein Denken, lichtlose Nacht, nur vom Glanz eines einzigen, aus unendlicher Ferne leuch-

tenden Sternes durchstrahlt. Leute kamen, traten an sein Lager und gingen wieder, doch er hörte und sah nichts von ihnen, seine Lider hoben sich nicht auf; Tag und Nacht brachten ihm keinen Unterschied.

Nach Tagen zum erstenmal an einem Abend drang etwas von außen her, einen Sinn regend, zu ihm. Ein Ton war's, und er glaubte, auf dem Brockenberg sause der Wind über seinem Kopf durch die Fichtenwipfel des Waldes. In der Ursache des Geräusches täuschte er sich auch nicht, wildtosender Sturm fuhr draußen um's Schloß, heulte und rüttelte wüthend am Gebälk. Dem Aufhorchenden kam ein Trieb, zu sehen, wie der Wind, weißen Staub in die Luft peitschend, über die weiten Schneeflächen hintobte, und zum erstenmal konnte er mit einer Willensanstrengung die Augenlider bewegen und schlug sie auf.

Aber da war's doch nicht Wirklichkeit, sondern eine Fiebertraum-Erscheinung, was er vor sich sah. Keine Schneewildniß breitete sich um ihn, vielmehr die Wände eines lichterhellten Gemaches, in das irgendwo der Sturm hereinstieß, denn die Flammen der Wandkerzen schweiften und ein paar von ihnen loschen aus. Doch nur kurz; eine weibliche Gestalt trat heran und entzündete sie wieder. Die nahm der

regloß Schauende nur von der Rückseite gewahr; einfach gewandet, aber schlank anmuthig hob sie sich vom Boden auf. So ging sie langsamen Schrittes hierhin und dorthin, und die ausgewehten Kerzen leuchteten auf's neue auf. Für die lichtentwöhnten Augen war jedoch die Helle zu blendend, that ihm weh, so daß er rasch die Lider wieder zuschloß. Und gleich danach fiel er auch wieder in Schlaf zurück, hörte nur kurz noch das Sturmgebrause weiter. Darin befand er sich doch abermals auf dem Melibocus und hatte im Mondenschein eine ‚Nachtfrau', in grauem Kleid umhergehend, gesehn.

Nur ganz flüchtig war es so seinen Augen vorübergegangen, allein dennoch nicht ohne ihm einen Gedächtnißeindruck zu hinterlassen. Denn es trug sich nochmals vor seinem Aufblick ähnlich zu, diesmal wohl bei Tageshelle, darüber freilich konnte er sich nicht völlig klar werden. Aber eine graugewandete Gestalt mit blond über den Nacken herabfallendem Haar stand abgekehrt da, und er erinnerte sich, sie schon einmal so gesehn zu haben. Nur hatte er gemeint, sie sei eine Nachtunholdin, doch das war sie nicht, vielmehr ein gutes Wesen, wohl eine still schaltende ‚Wunschmaid', die ihm von der gnadenreichen Freya zum Beistand geschickt worden. Gern hätte er

sie auch einmal von Angesicht erschaut, allein sie wendete sich nicht um, und schnell überwältigte ihn so schwere Müdigkeit, daß seine Augen wieder zufielen.

Dann aber wachte er eines Morgens anders auf, mit voller Herrschaft über seinen Körper, richtete sich halb empor und sah klar um sich. Er erkannte, daß er in seinem Palasgemach liege, und wie ein Traum stand das, was mit ihm geschehen sei, auch was er darin gedacht und gefühlt, vor seiner Besinnung; nur wußte er, daß alles Wirklichkeit gewesen. Auf der Wandbank saß ein grauhaariger Wärter, den redete er mit sprachfähiger Zunge an und erhielt Antwort auf seine Fragen.

Die hochfürstlichen Herrenwürden, der Bischof Konrad, Herzog Philipp von Schwaben und seine kaiserliche Braut hatten gestern die Winzenburg verlassen, nachdem sie vor ihrer Abreise noch hierher gekommen, sich selbst von dem Zustand des Kranken zu unterrichten. Sie waren befriedigt und völlig beruhigt gewesen, daß sie ihn vom Fieber befreit und zweifellos auf dem Weg zur Genesung gefunden; doch er hatte in tiefem Schlaf gelegen, so daß sie wieder fortgegangen, ohne ihn aufzuwecken. Und alsbald danach war der glanzvolle Zug in der Richtung gegen

Mittag davongeritten, die erhabene Fürstin Maria gleich einem Gnadenbildniß auf einem weißen, golden beschirrten Maulthier, daß alle in der Burg, die sie gewahrt, auf die Knie gefallen, weil sie nicht anders gemeint, die jungfräuliche Himmelskönigin selbst ziehe an ihnen vorüber.

Ludolf Ostermants Augen weiteten sich groß und glänzend auf. Er sah sie so vor sich, und wo sie weit in der Ferne weilen mochte, immer blieb sie ihm so vor dem Blick. Unnahbar in der Wirklichkeit, wie im Gedanken; das richtige Wort hatte sie benannt — ein höchstes Gnadenbildniß.

Nun fragte er: „Wer war denn hier bei mir, während ich krank lag? Ich sah die Gestalt eines Weibes in grauem Gewande, und ihre Hand muß es gewesen sein, die mir wohlthat.“

Darauf wußte der Wärter keine Antwort, er war erst gestern aus der Vorburg zur Nachtwache hierher befohlen worden. Doch erwiederte er, ihm sei geboten, etwas zu übergeben, wenn der Jungherr zu klarem Sinn vorschreite, und an einen Schrank tretend, hob er draus einen feinen Lederbeutel nebst zwei Pergamentblättern hervor. Das erste war in lateinischer Sprache von der Hand des Bischofs Konrad beschrieben und theilte mit, den Inhalt des Beutels

habe der Herzog Philipp an Ludolf als einen Dankbarkeitsausdruck für die Bewahrung seiner Braut vor der Gefangenschaft auf der Burg des Raubritters hinterlassen. Dem fügte der Kanzler hinzu, er müsse in nächster Zeit nach Geheiß des Kaisers sich bald hierhin, bald dorthin im Reich begeben, doch um die Zeit des Pentakoste-Festes werde er in der Stadt Augsburg verweilen, von dort wieder nach Sicilien und alsbald weiter zum Kreuzzug gen Palästina aufbrechen. Wenn Ludolf ihn auf diesem als Schreiber begleiten wolle, so solle er zu jener Zeit sich gleichfalls in Augsburg einfinden, doch eigner Willensentscheid stehe ihm frei.

Halb ohne zu denken löste der Briefempfänger die Schnur des Lederbeutels, und aus dem geöffneten glitzerte ihm eine Fülle von Gold- und Silbermünzen entgegen, Bracteaten und auffälliger Weise Hildesheimer Goldwidder; nicht recht erklärbar schien's, daß der Herzog Philipp solche in größerer Menge bei sich geführt habe.

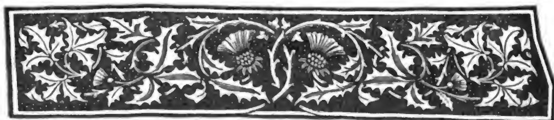
Denn ihre Anzahl belief sich wohl auf hundert; der junge Wehrmann war plötzlich unglaubhaft reich, vollkommen unabhängig frei, nach seinem Gefallen zu thun und zu lassen. Nun faßte er nach dem zweiten Pergamentblatt, das kleiner, in der Mitte zusammen-

gebogen war. Eine andre Handschrift sah ihn an, feiner und zierlicher stand von ihr geschrieben:

„Ne sis immemor, Ludolfe, rosae Hildesheimensis!“

Darunter war hinterdrein gefügt: „Ich kann es jetzt auch auf deutsch schreiben: Vergiß nicht, Ludolf, die Rose von Hildesheim!“





XVIII.

Mit ehernem Schritt, allerorten den letzten Widerstand niederbrechend, ging Kaiser Heinrich VI. in Sicilien als Sieger über blutige Gefilde und stürzende Mauervesten dahin; ob er gleich von schmächtig-zarter Körperbildung erschien, bebte unter seinem Fuß die Erde, wo er auftrat. Hoch und blendend war das Geschlecht der Hohenstaufer seit drei Menschenaltern von seiner schwäbischen Burg her im Reich emporgestiegen, doch nun wuchs seine Macht zum Ungeheuren an. Es streckte die Hand nach der Weltherrschaft, und niemand fühlte sich stark genug, wagte, ihm wehrend entgegenzutreten.

Wenig mehr als ein Jahrhundert hatte das damals Gewesene zum Gegentheil verwandelt, den Wintertag, an dem der vierte Heinrich zu Canossa im Büßerhemd vor dem Zimmermannssohn Gregor und dessen hohnlächelnder Freundin Mathildis von Toscana gestanden. Heut rächte der sechste Heinrich die

Schmach seines kaiserlichen Ahnherrn. Nicht allein das Deutsche Reich übte Vergeltung an Rom, auch eine Erbschaft des Blutes. Denn Heinrich VI. war ein Urenkel Heinrichs IV., dessen Tochter Agnes die Gemahlin des ersten staufischen Herzogs von Schwaben, Friedrichs I., gewesen.

Jetzt thronte im Lateran kein Gregor VII., sondern gebeugt und altersmüd saß auf dem päpstlichen Stuhl der mehr als neunzigjährige Greis Cölestin III. Bereits im höchsten Menschenalter von fünfundachtzig Jahren wider eignen Willen zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl gedrängt, besaß er weder mehr Geistesregsamkeit noch Thatkraft, den Siegessturm seines jugendlichen Gegners zu hemmen. Milden Sinnes, am liebsten sich stiller Betrachtung überlassend, mochte er dem Geschehenden wie halb schon dem Leben entrückt zuschauen, als geringfügig empfinden, was die kurze Zeitspanne des irdischen Menschendaseins bewege. Sein Ohr hörte nicht darauf, daß neben ihm der noch junge Cardinal Lothar, ungewöhnlich früh durch seine hervorragenden Eigenschaften zu dieser höchsten Kirchenwürde emporgelangt, vergeblich klagte: „Die Wuth des Nordwindes durchfährt die calabrischen Berge und braust durch die Ebenen Apuliens.“ Ein Gleichniß zutreffender Art war's; wie die in's

Mark schneidende Tramontana bändigte das nordische Stauferschwert die Widerstandskraft des Lebens im italischen Südlande zu schreckensstarrer Lähmung.

Der Vagant Ludolf Ostermant hatte sich nie um diese großen Geschehnisse, um Waiblinger und Welfen, Ghibellinen und Guelphen bekümmert, in seinen Gedanken weder zu diesen noch zu jenen gehalten; ihm erschien's für sein Leben völlig gleichgültig, wer von ihnen die Oberhand gewinne. Doch plötzlich war er in ihren Widerstreit, in den Bannkreis des staufischen Hauses hineingerückt worden. Nicht durch den goldenen Dankausdruck des Herzogs Philipp von Schwaben, aber Irene von Byzanz gehörte zu den Hohenstaufern und so gehörte diesen fortan sein Arm und seine Seele. Zum erstenmal überwältigte ihn die Erkenntniß des unermeßlichen Abstandes, der ihn, als ein Nichts, von dem weltbeherrschenden Geschlecht trennte, und doch jauchzte ein herzklopfendes Gefühl in ihm, er sei unlöslich mit jenem verbunden, enger und herrlicher als die höchstgestellten Diener desselben, als alle Grafen und Fürsten des Reichs. Ein unsichtbares Band war's, doch ein unzerreißbares, denn sein Leben, jeder Herzschlag und Gedanke war dem unnahbaren Himmelsbildniß zu eigen, das ihn mit menschlich freundlicher Hand, mit menschlich lächeln-

den Lippen vom Staube zu sich aufgehoben, Irene von Byzanz.

Allzuviel hatte er der Ertragungsfähigkeit seines Körpers zugemuthet gehabt. Die winterliche Besteigung des mons Bructerus und den Abweg, beinah ohne Rast, hätte seine junge Stärke vielleicht ungeschädigt überwunden. Aber der athemraubende Lauf war hinzugekommen, die ungeheure angstvolle Erregung, der Kampf und dann der jäh ihn in's Herz treffende Blitzschlag. Das zusammen hatte seine Kraft gebrochen, nicht nur während der heftigen Fiebertage, noch für lange Andauer danach. Sein Geist war klar geworden, doch ein Versuch, sein Lager zu verlassen, zeigte ihm die Schwäche des Körpers; Blindheit zog vor seinen Augen und zwang ihn zurück. Wochen vergingen, ehe er eine Wiederholung des zu frühen Unterfangens wagen konnte, und auch dann mußte er noch viele Tage im Armsessel zubringen, bevor er, als ein von schwerem Siechthum Genesender, langsam schleichenden Ganges sich umherzubewegen vermochte. Einigemal gelangten aus dem Süden des Reichs durch Boten des Bischofs Konrad an das Hildesheimer Domstift kurze schriftliche Befragungen an Ludolf über den Fortschritt seiner Besserung; der Kanzler fügte an, auch die kaiserliche Sere-

nitas der Braut des Herzogs Philipp habe des Kranken gedacht und lasse sich nach dem Stande seiner Gesundheit erkundigen. Den über die Winzenburg kommenden und zurückreitenden Boten gab Ludolf eine Erwiederung mit; fast immer noch kaum glaubhaft hatte eine Huld des Schicksals ihn ausgewählt, daß von Zweien am höchsten über allen Stehenden solche Antheilnahme an seiner Niedrigkeit erwiesen ward. Die Burgjunker und Ritter beflissen sich jetzt auch, dem von so hoher Gunst Ausgezeichneten nicht unliebsam zu erscheinen, vielmehr ihn gleich einem ihrem Stande Angehörigen unter sich aufzunehmen; bereitwillig zogen sie ihn zur Einnahme der Tagesmahlzeiten in ihren Kreis, so daß er sich nicht mehr zu den niedrigen Wehrmännern in der Schenke zu gesellen brauchte. Das war ihm willkommen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er diesen neuen Umgang nutzen konnte, eine beinah leerklaffende Lücke seiner Kenntnisse auszufüllen. Von den großen Männern des römischen Alterthums und ihren Thaten hatte die gelehrte Schule ihn unterrichtet, doch vom Anfang und Weiteraufstieg des staufischen Geschlechts wußte er fast nichts als einiges zu seiner Lebzeit Geschehene, und nach dieser Wissenskunde brannte ein Drang in ihm. So trachtete er vor Allem

danach, unvermerkt bei den schon älteren Rittern sich Mittheilungen über den Kaiser Friedrich Barbarossa und Konrad III., Herzog Friedrich I. von Schwaben bis zu Friedrich von Büren, dem Ahnherrn der Hohenstaufer, hinauf zu gewinnen. Das erlernte unfraglich auch Irene von Byzanz bei ihrem Verlobten, und falls das Leben ihm noch einmal als höchstes Glück wieder beschied, ihr am Schachzabel gegenüber zu sitzen, wollte er die hellen Figuren mit Namen der Hohenstaufer benennen können und nicht bei einer Frage: „Was hat dieser Großes vollbracht?" verstummen müssen.

Ueber Eines aber sann Ludolf Ostermant vergeblich. Täglich faltete er in seinem Gemach das kleine Pergamentblättchen auseinander und las wieder die zierlich darauf geschriebenen Worte: „Ne sis immemor, Ludolfe, rosae Hildesheimensis!"

Woher wußte Irene von Byzanz, daß er ihr in seinem Innern den Namen ‚die Rose von Hildesheim' gegeben? Sie hatte den irren Wahn, der ihn bethört, nicht in seinen Augen erkannt — wie konnte ihr Blick das Wort aus seiner Brust hervorgelesen haben?

Unerklärbar war's — und doch, welche andre Bedeutung vermochte der Mahnung innezuwohnen?

Umsonst dachte er nach, Tag um Tag, und Mond um Mond ward's. Denn wie seine genesende Kraft, so hob sich auch die Sonne mehr und mehr, schritt draußen der Frühling vor, der wiedererstandene Baldur, von dem er seiner unbekannten Schülerin bei'm deutschen Sprachunterricht geredet. Und mit hochglänzenden Augen hatte sie gesagt: „Wenn Du morgen kommst, da erzähle mir wieder von dem schönen Baldur!" Denn in dessen Schilderung hatte sie Philipp von Schwaben, den schönen, milden Hohenstaufer, vor sich gesehn.

Der Aprilmonat kam, und nach dem unglaublich weichen Winter standen schon alle Bäume mit vollem Grün überdeckt, hastiger als sonst drängten alle Blüthenknospen der Sonne entgegen. Da lief einmal eine Botschaft vom Süden her über Thäler und Berge des Reichs, kam bis zur Winzenburg hinauf. Im Mai, am Pfingsttage solle bei der Stadt Augsburg die Vermählung des Herzogs Philipp von Schwaben mit seiner Braut Maria stattfinden.

Wohl keinem andern Ohr erklang diese Kunde so, wie dem Ludolf Ostermants. Doch sie traf nichts in ihm, was sich dagegen auflehnte, keine Eigen- noch Eifersucht; nicht mit Leid durchdrang sie ihn, vielmehr mit höchster Freudigkeit. Eine Feier stand be-

vor, der für ihn keine zweite auf der Erde gleichkam, und über jedem Zweifel schlug ihm das Herz, daß er bei ihr zugegen sein, sie mit seinen Augen gewahren müsse. Von der Botschaft wie mit dem Zauberstab einer Fee angerührt, fühlte er sich zum erstenmal völlig gesundet, ganz im Wiederbesitz seiner alten Kraft. Ihn trieb's, noch einmal zur Kemenate hinaufzugehen; leer und schweigend empfingen ihn droben die Gemächer, doch ihm durchtönte die Stille eine vertraute Stimme, die niemals wundersamer geklungen, als wie sie, dicht seinem Ohr vorüber: „Philippos! Philippos!“ gerufen; das war kein Laut von Menschenlippen, war ein Jubelschrei der Liebe selbst gewesen. Seltsam blickte vom Kamin das Einhorn ihn an; auf dem Sessel saß die hehre fürstliche Jungfrau mit dem Antlitz Irenes von Byzanz, und ihm war's, in dem zügellos unbändigen Geschöpf, das von ihrer Hoheit überwältigt vor ihr auf die Knie brach, habe der Bildner seine Züge wiedergegeben.

Dann nahm er freundlich von Wentiborg Abschied. Sie hatte es gut mit ihm gemeint, um seinetwillen selbst den mühvollen Weg auf den Brockenberg unternommen, und was sie ihm verheißen, hatte sich ja auch erfüllt. Zwar anders, als sein damaliges Hoffen, und im Anfang betraf's auch Wentiborg, daß sie

verstummte. Aber danach erhellte sich's ihr: Baba habe nicht gewußt, daß die Niftel des Bischofs eine Kaisertochter sei, über die sie keine Macht besessen. Und wahrscheinlich hatte sie geglaubt, Ludolf trage eine Andere in der Schloßkemenate im Sinn, der sie den Herzschlag mit Verlangen nach ihm erfüllt, und die nun mit Leidwesen immer seiner gedenken müsse. Das hörte der junge Wehrmann lächelnd an; die wendische Alte mußte nach einer Erklärung für das Versagen der Macht ihrer ‚großen Mutter' suchen, und das verworrene Dunkel konnte er selbst sich ebensowenig lichten. Denn vor seinen eignen Augen war Baba auf dem Melibocus erschienen und hatte ihn durch den Mund der Gandersheimer Nonne zum Sturmlauf hierher getrieben. Nur daß sie sich geirrt, eine Andere für den Gegenstand seiner Bitte gehalten haben solle, legte Wentiborg offenbar sich aus, um das Nichtzutreffen des Beistandes der großen Baba zu beschönigen.

Am andern Frühmorgen brach er von der Winzenburg auf, zunächst sich nach Hildesheim wendend; die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeitsfeier hatte ihm plötzlich eine Deutung der räthselhaften Worte auf dem Pergamentblatt geweckt. An der Mauer des Klosters Lammspringe vorüberkommend, hielt er vor

dem kleinen Grufthügel seiner Mutter an, dessen Gedenkstein jetzt der Frühling dicht mit grünen Halmen übernickte. In der Erinnerung sah er neben sich den Bischof Konrad, den Kopf niederbeugend, laut die Inschrift lesen: ‚Placida — Formosa‘ und die kleinen Winterblumen zum Kranz um den Namen reihen. Eigen rührte es Ludolf an, daß man die Todte einst auch ‚die Rose von Hildesheim‘ benannt hatte; durch das Knabengedächtniß, das er daran bewahrt, war ihm muthmaßlich unbewußt der Antrieb gekommen, dem Wunderbilde in seinem Herzen den gleichen Namen beizulegen. Zum erstenmal überkam ihn heut' an dem Grabe eine tiefe Herzenstrauer, halblaut sprach er drauf hinab: „Liebe Mutter, Du hörst mich nicht mehr — könntest Du's, so würde es Dir Freudigkeit bereiten, zu vernehmen, wozu eine Höhere als Du, aber doch wohl Dir Aehnelnde, Deinen ohne Dich in Wildheit verdorbenen Sohn umgewandelt hat, daß ich hoffe, Dir noch zur Ehre zu leben. Habe Dank, daß Du mir dies Leben gegeben, und ich danke auch dem, der es mir mit Dir verliehen.“

Da drunten in der Erde hörte die Abgeschiedene es zweifellos nicht. Ob sie es irgendwo anders, von dorther niederblickend, vernahm, darüber waren die Vorstellungen Ludolf Ostermants, obwohl er als Cle=

riker der Kirche angehört, sich nicht klar. Doch ein tiefer Drang hatte ihn getrieben, die Worte laut zu sprechen.

Nun wanderte er weiter, der Lamme abwärts entlang; wie anders als in der Nacht, darin er neben dem Kanzler aufwärts an ihr zur Winzenburg geritten. Aus golddurchwirkter Luft leuchtete von den Hängen lichtgrün das junge Laub, drunter im Thalgrund standen die Wiesen bereits in vielfarbiger Blüthe, von bunten Zwifaltern überflogen; mehr als um einen Monat früher denn je zuvor hub der Sommer an. Mit besonderer Freudigkeit aber blieben die Augen des hurtig Fortschreitenden einmal am Wegrand auf einem wilden Rosenstrauch haften, der auch schon zwischen den Blättern Knospen hervorzutreiben begann.

Der Anblick verhieß ihm, daß er nicht umsonst den Weg nach Hildesheim eingeschlagen; die Schrift auf dem Pergamentblatt hatte für ihn die Deutung gewonnen, er solle von dem alten, sagenhaften Rosenbusch an der Domwand einen Gruß zu dem festlichen Tag nach Augsburg überbringen, als ein Sinnbild, das Eheglück der hohen Vermählten möge so mit immer sich forterhaltender Blüthe die Zeit überdauern. Bei allen Lebenden herrschte der Glaube

an die tiefe Bedeutung und geheimnißvolle Kraft von Symbolen, und in höchstem Maß war die Phantasie Ludolf Ostermants für solche Vorstellung empfänglich.

Die Ankunft in Hildesheim bewährte seine Hoffnung, auch die Wunderpflanze der heiligen Legende, den Rosenstock aus ferner Vorzeit fand er schon mit knospenden Zweigen bedeckt, wählte von diesen einen der reichhaltigsten aus und umgab ihn sorglich mit einer feuchten Moosschicht. Wenn er den Zweig während der Nachtrast stets in Wasser tränke, hoffte er, ihn noch unverdorrt an sein Ziel zu bringen. Vom Ueberfluß seiner Geldhabe erkaufte er sich ein Roß, danach lag ihm noch eine Pflicht in Hildesheim ob. Ein Gebot war's, das Irene von Byzanz ihm im Innern vorschrieb, für die Frevelthat, die er an einer Jungfrau hier geübt, Vergebung zu erbitten. Doch konnte er diese Sühne nicht vollziehen, denn auf seine Nachfrage, wo die Behausung Jutta Herimanns sei, ward ihm zur Antwort, sie befinde sich nicht dort, sondern habe die Stadt schon vor dem Schluß des alten Jahres verlassen.

So mußte er in der sententia des Propertius: ‚Et voluisse sat est'[48]) Beruhigung finden und machte sich, nunmehr als Reiter, wieder auf den Weg, jetzt

dem breiteren Gewässer der Innerste folgend; weißschäumend rauschte sie ihm entgegen, denn auf den Bergen des hohen Hartwaldes schmolz der Schnee. Halb wie eine Traumerscheinung am lichten Tag hoben sich vor ihm die Mauern des Klosters Ringelheim auf; dort hatte die seltsame Wandlung seines Lebens ihren Anfang genommen, seine Nachrechnung ergab, vor kaum fünf Monden erst, doch gleich ebensoviel Jahren erschien's ihm. Behaglich dehnte sich das ehemalige Nonnenstift im warmen Sonnenschein in die Breite, einem auf grünem Plan zu erquicklichem Ausruhen Hingestreckten ähnelnd; fast ließ sich der ruhigen Umwallung ansehen, daß hinter ihr der ehrwürdige Abt Alexander im Kreise seiner Brüder mit frommem Wetteifer sich solcher gottgefälligen Beschäftigung befleißige. Der Mund Ludolfs war fröhlicher Regung wieder fähig geworden, und ein Lächeln umspielte ihm bei'm Hinüberblick die Lippen; doch hätte plötzlich eine Stimme vom Himmel herab ihm angeboten, die erhabene und nahrhafte Stellung des hochwürdigsten Abtes statt der seinigen einzunehmen, lachend würde er zu dem Tausch den Kopf geschüttelt haben. Er gehörte nicht mehr zu den Clerikern, sein Verlangen war nur darauf gerichtet, ein staufischer Wehrmann zu werden.

Bald hinter dem Kloster überkreuzte die nach der Stadt Goslar weiterführende Straße einen Weg von der alten braunschweigischen Burg Wolfenbüttel her, deren Schutz vor einem Vierteljahrhundert Herzog Heinrich der Löwe bei'm Antritt seines Kreuzzuges in's gelobte Land seine Gemahlin und Kinder vertraut hatte. Heut' war ein Reitertrupp von ihr aufgebrochen und traf grad an der Kreuzung mit Ludolf Ostermant zusammen, so daß dieser zum Vorüberlassen ein Weilchen anhalten mußte. Die Spitze des Zugs nahm ein Ritter von überaus hohem Wuchs und mächtiger Schulterbreite ein, der über glitzerndem Rüstkleid einen ärmellosen Rock von blutrother Farbe trug, und die gleiche zeigte das Grundfeld seines Schildes, auf dem sich ein goldener Löwe zum Sprung anschickte. Mit einem hochfahrenden Blick maß er im Vorüberreiten den jungen Wehrmann, als ob er eine Verneigung desselben erwarte, doch hielt dieser reglos und ruhig die Augen in das nicht unschöne, aber wildunbändige, von einer kleinen Wundnarbe auf der Wange entstellte Gesicht des Fremden gerichtet. Als dann der Weg frei ward, sprach er einen der letzten Dienstmannen des Gefolges mit der Frage an, wer sein Herr von so stolzem Gebahren sei, und erhielt zur Antwort: „Ihr

hättet den Herzog Otto von Braunschweig wohl an seinem Schildlöwen erkennen mögen; wir reiten in's Frankenland zurück, nach seiner Grafschaft Poitou. Seid Ihr ohne Dienst, so schließt Euch ungefragt uns an; seine Hand ist freigebig, und kräftige Schwertträger sind ihm allzeit willkommen."

Darauf erwiederte Ludolf indeß: „Ich diene einer Hand, die mir höheren Lohn reicht, als Euer Gebieter es vermöchte. So reitet wohl und hütet Euch vor Unfall auf dem langen Weg."

Auf der Winzenburg hatte er durch seine Erkundigungen Kenntniß davon erlangt, daß Herzog Heinrich der Löwe, der Vater des an ihm eben Vorübergerittenen, der Hauptgegner und Todfeind der Hohenstaufer gewesen sei, und nach der Schilderung Mehrerer, die ihn gekannt, mochte er leiblich dem trotzigen Aussehen seines Sohnes wohl geglichen haben. Den Eindruck eines vornehmen Weglagerers regte der Letztere, dessen Anblick unbedeckt auf der Straße Reisende hätte mit Furcht überkommen können, wenn nicht die gewaltige Hand Kaiser Heinrichs, jedes Raubgelüst schreckend, überall im Reich als Bürgschaft der Sicherung gleichsam die Geleiterin auch des Schwächsten gewesen wäre. Das empfand Ludolf gegenwärtig mit einem freudigen Hochgefühl, von

innerer Befriedigung erfüllt, daß er der Hoffart des ohnmächtig knirschenden Welfenfürsten keine Gruß-ehrerbietung erwiesen habe.

Nun hob sich gen Süden, bis zur Hälfte noch weiß wie am Januartag, der lange Rücken des mons Bructerus vor ihm auf, und bald nachdem er an Goslar ohne Anhalt vorübergeritten war, ließ er die hochthronende Harzburg zur Linken, von der einst Kaiser Heinrich IV. seinen Schmachweg nach dem Burghof von Canossa angetreten. Um Mittag gelangte er an den Abfall des Brockenbergs, gar anders als damals blühte und duftete der köstliche Frühling von den Hängen; am Rande eines Waldbusches plätscherte frisches Wasser herab, und ein bläulich feiner Rauch stieg daneben in die Luft. Nahrungsbedürfniß überkam den jungen Reiter, er beschloß, hier am trunkbietenden Quell Rast zu machen, um sich an seinem mitgenommenen Vorrath zu kräftigen. Wie er das Gesträuch umbog, erkannte er die Ursache der Rauchwölkchen, ein glimmender Kohlenmeiler lag vor ihm, und der Brenner, der in der Thaleinsamkeit sein Geschäft trieb, stand, mit der Eisenzwinge schürend, neben dem heißanathmenden Haufen. Ein großer, blondbärtiger Mann war's mit nacktem, schwarzberußtem Oberleib, wohl ein erhaltenes Bild der säch-

sischen Landesbewohner vor manchen Jahrhunderten darstellend, ehe das carolingische Schwert den altheidnischen Glauben hier zum Christenthum verwandelt, und der Mann nahm sich danach aus, innerlich noch heut' nicht viel mit diesem gemeinsam zu haben. Das bewährte sich auch, als Ludolf abstieg, sich an den Hang lehnend, sein Fleisch und Brod hervorzog und, den Köhler heranrufend, ihm gleichfalls davon zutheilte. Dankbar griff dieser nach der unverhofften und ungewöhnten Kost, erzählte im hin und her gehenden Gespräch, mit den wasserblauen Augen vor sich hinausschauend, vom grauen gespenstischen Schimmelreiter und wilden Fuhrmann in der glühenden Kutsche, vom Werwolf und unsichtbaren Händen in der Luft, Zwergkobolden, Wichten und der Schlange mit goldener Krone und grünfunkelndem Stein drin auf dem Kopf; das Alles hatte er selbst in der Waldnacht oder am gluthheißen, reglosen Mittag oftmals gesehen und gehört. Ludolf Ostermant kam's, an ihn die Frage zu richten, ob er einmal droben auf dem Brockenberg gewesen sei, und wie der Alte bejahte, um Harz zu suchen, steige er zuweilen bis zum Gipfel hinan, erkundigte der junge Wehrmann sich weiter nach einer riesenhaften Gestalt von wohl zwanzigfacher Menschengröße, die auf dem Höchsten aus dem

schlafenden Wald hervorkommen solle, er wisse nicht, Baba glaube er, werde sie benannt. Aber kauend schüttelte der Kohlenbrenner den dichtummähnten Kopf und gab, als er den großen Bissen hinuntergeschluckt, in schwerverständlicher Sprache Antwort, doch gelang's dem Hörer aufzufassen, daß sie besagte:

„Das ist Aberglauben, Herr, droben auf dem Brockenberg haust nichts Lebendiges, nur der weiße Tod im Winter. Ich weiß es, Leute sind auf ihm gewesen, die glauben das gesehen zu haben, wovon Ihr geredet, und einen Eid wollten sie darauf beschwören. Aber als ein Meineid wär's aus ihrem Mund gegangen, denn einfältig trügen sie sich selbst mit ihren Augen. Zweimal hat es so vor meinen gestanden, einmal am Frühmorgen, das andre am Abend. Wisset, wenn die Sonne am Himmelsrand auf oder nieder geht und es steigt ihr gegenüber ein Nebel gleich einer Mauerwand aus den Schluften herauf, wie's unterzeiten so geschieht, da wirft sie das Schattenbild Eines, der droben auf dem Berg steht, wider die graue Wand, daß es sich ebenso bewegt wie er selber und ausschaut wie ein Riese, der mit dem Scheitelhaar in den Himmel stößt. Doch es ist nichts als leere Luft, Herr, und vergeht mit dem Weggang der Sonne, und nur die Sinnlosen, denen

das Blut zu heiß vom Aufstieg in den Augen klopft, verfallen in Bethörung, daß sie ein schreckhaftes Ueberwesen zu sehen vermeinen. Solche, die es wirklich sind, zeigen sich in andrer Gestalt, wie sie seit unsrer Urväter Gedenken hier im Lande gewohnt haben und troß dem Kreuz, mit dem die Pfaffen sie bannen wollen, in Ewigkeit wohnen werden."

Das ungefähr drückten die Worte des Köhlers aus, und er schob bedächtig einen neuen Bissen zwischen seine weißen Zähne hinein.





XIX.

Schon weit, bis an sein letztes Drittel, war der Mai fortgeschritten, als Ludolf Ostermant, nachdem er in der Stadt Ulm genächtet, auf einer Steinbrücke über den breiten Donaustrom ritt; im hellen Frühmorgen glimmerte das eilig schießende Wasser, und weithin noch gen Süden hob sich vor ihm, zum erstenmal sichtbar, die ungeheure, in der Sonne weißglänzende Bergmauer zum Himmel, die das Reich von den hesperischen Gefilden Italiens, dem alten Ziel der Sehnsucht der deutschen Völkerstämme, durch unermeßliche wilde Schrecknisse abschied. Zahlloser Herren Lande und fest umwallte Orte hatte der junge Reiter bis hierher durchquert, unterwegs vielerlei Leute angetroffen, mit manchen auch kurz Rede und Antwort getauscht; danach indeß war er stets wieder allein dem Mittag zu weitergezogen. Doch wie er nun seinen Weg über das schwäbische Hochland fortsetzte, auf das die höher steigende Maisonne gemach

mit heißen Strahlen herunterflammte, betraf er Einen, der sich an einsamem Platz zur Ausrast niedergelassen. Still und hoch stand am Straßenrand eine alte Linde, nur eines Edelfinken Schlag tönte freudig aus dem Gezweig herab, unter dessen kühlendem Schatten der Rasthaltende auf einem grauvermoosten Steine saß. Er hatte ein Knie über das andre geschlagen, hielt den Ellbogen drauf gestützt und die eine Wange in die Handfläche gelegt; so schaute er mit grauen, überaus hellen Augensternen, in Sinnen vertieft, nach dem fernen Geleucht des Alpengebirges hinüber. Lang fiel lichtbraunes Haar, leicht lockig gewellt, ihm auf die Schultern; seinen Scheitel deckte ein befedertes Barett, und er trug Gewandung von kleidsamem Zuschnitt und fein ausgewähltem Farbeneinklang, ohne Rüstung drunter, doch ein Schwert, wenngleich von geringer Größe, lehnte neben ihm am Baumstamm. Auch ein Reiter war's, sein Pferd weidete vergnüglich das frische Gras am Wegrand ab; an noch jugendlichem Alter mochte er Ludolf ziemlich gleichstehen, ihn höchstens um einige Jahre übertreffen. Ausnehmend gefiel diesem die Erscheinung und das geistbelebte Antlitz des Fremden, so daß er ihm lateinischen Gruß bot und einen Odenvers des Horatius nachfügte: „Ille terrarum tibi praeter omnes

angulus ridere videtur."[49]) Doch dazu schüttelte der Angeredete den Kopf: „Ich verstehe Euch nicht." Ueberrascht entgegnete Ludolf Ostermant: „Seid Ihr kein Cleriker, und nicht der Sprache der alten Dichter mächtig, wie Euer Aussehen glauben läßt?" Ein feines Lächeln ging um die Lippen des Andern, wie er zurückgab: „Nein, ich bin keiner weiteren Sprache mächtig als der, die Ihr aus meinem Munde hört, und wünschte wohl, ich wäre es besser. Auch von den alten Dichtern weiß ich nicht, mir gebricht gar viel. Doch was der da über uns redet, verstehe ich. Er glaubte, daß er nie mehr Blumen roth sähe auf grüner Heide. Nun jubelt er, daß wieder wunderbar sie aus dem Grase drangen. Seine Freude anzuhören, bin ich abgesessen, auch daß ich selbst hier bei der Linde des Schattens Kühlung finde."

Der Fink hatte wieder laut zu schlagen begonnen, darauf deuteten die Worte. Wohltönig aber und eigenartigen Klanges waren sie vom Mund des Sprechers gekommen, dessen freundlicher Aufblick bezeigte, daß auch seinerseits er an dem jungen Reiter Gefallen finde. Der Letztere erwiederte: „Ihr redet wohl mit gutem Fug, denn Ihr habt eine gar schöne Ruhstätte hier ausgewählt. Erlaubt, daß ich absteige und ein Weilchen Eure Rast theile."

Dem willfahrte der um die Verstattung Gebetene mit bereitwillig ladender Handregung, und sich unweit von ihm auf eine emporgekrümmte Wurzel des alten Baumes setzend, fuhr Ludolf fort: „Es scheint, Ihr hegt viel Zuneigung für die kleinen Vögel."

Der Befragte versetzte: „Von meiner Mutter liegt's mir wohl im Blut, die gedachte ihrer stets mit Futter, wenn der Winterschnee fiel. Darum kamen sie so dichten Flugs zu meines Vaters Hof, daß in der Nachbarschaft umher sie ihn die Vogelweide benannten."

„Und welchem Lande gehört Euer Heimathhaus an?"

„Dort hinüber steht's auf der Lehne." Der Antwortende deutete mit der Hand unter der vormittägigen Sonne hin gegen die weißen Berghäupter. „Der wilde Fluß Eisack schäumt drunter durch die dunkle Felsschlucht, doch droben um das Haus liegt warm am Sommertag die Sonne und küßt im Lenz die Blumen aus der Erde. Das Land gehört dem Grafen Berthold von Tirol, der sich Herzog von Meran benennt und treu zum Kaiser steht."

Einen Augenblick saß Ludolf schweigend, dann entgegnete er: „Darf ich Euch befragen, wie Ihr Euch benennt?"

„Walther. Dem hab' ich zur Unterscheidung von Gleichbenamten die Bezeichnung angefügt, die sie dem Hof meines Vaters beigelegt haben, und heiße mich ‚von der Vogelweide'."

Der junge Wehrmann entgegnete mit der Nennung seines Namens und seiner Landesherkunft, danach fragte er: „So seid Ihr wohl von ritterlichem Stande, Herr Walther?"

Einfach versetzte dieser: „Ein Ritter bin ich nicht, und es nennet niemand mich Junker, sondern nur mit meinem Namen; doch heißt man von Alters das Haus meines Vaters einen Edelhof. Ich halte dafür, nicht die Abkunft verleiht einem Manne Werth, vielmehr was er selbst sich aus Eigenem gewinnt."

Das traf eine gleichklingende Saite im Innern des Hörers und er entgegnete: „So denke ich es gleichfalls, aber die Gnade aus der Höhe muß herabkommen, mit ihrer Hülfe den Schwachen zu heben."

„Wißt Ihr es auch? Ja, die Gnade! Ohne sie haftete der Vogel am Boden, von ihr wird ihm der Fittich, emporzufliegen. Sie kommt aus der Höhe und hebt zu sich auf. Kommt sie vom Gold der Sonne, vom Silber des Mondes, vom Diamantkronreif der Sterne? Der Frühlingswind bringt sie auch im Blüthenduft der Wiesen, sie klopft im seligen Herz-

schlag, aus hehrer Frauen Auge blickt sie an. Ueberall weilet sie, wo die Schönheit weilt, und ob sie vor dem Blick auf der Erde dasteht, immer stammt sie doch aus der Höhe des Himmels und ist gnadenreich."

Ein leuchtender Glanz füllte die Augen des Sprechers, Ludolf vermochte nicht den Blick von ihm zu wenden. Doch stumm sah er ihn noch eine Weile an, dann fragte er: „Seid Ihr ein durch die Lande Fahrender?"

„Ich singe, was die Schönheit mir auf die Lippen bringt, in Schlössern und auf der Straße."

„Das möcht' ich, könnte mein Mund auch. Lehrt es mich!"

Lächelnd schüttelte Walther den Kopf. „Zu lehren vermag's niemand, als das eigene Herz. Wenn die Fülle in ihm schwillt, da strömt sie von selbst hervor, wird ohne Wissen und Wollen zum Wort und Reimklang."

Wieder verstummt saß Ludolf Ostermant, eh' er weiter fragte: „Steht Ihr auch, wie der Graf Eures Heimathlandes, zum Kaiser, zu den Hohenstaufern?"

Schnell entflog Walther von der Vogelweide zur Antwort: „Mein Herz liebt sie, und mein Lied dient

ihnen, wo es kann, nach seiner schwachen Kraft, denn sie sind auch die Schönheit und tragen auf ihrer Stirn in der Krone des Reiches Heil und Ruhm. Der Sonne gleichen sie, und neben ihr strahlt der Stern der Liebe in seinem höchsten Himmelsglanz. Darum bin ich aufgebrochen, gen Augsburg zu ziehn, bei der Vermählung des süßen jungen Mannes zugegen zu sein, der wie der goldene Frühling ist und seine Braut Maria gleich der linden Sternennacht in prangender Herrlichkeit. Ward Euer Auge begnadet, sie zu erschauen? Meinen geschah's, ihres Gleichen an Hoheit und Holdseligkeit des Weibes sah das Reich noch niemals zuvor. Doch die Sonne heißt mich der Fortsetzung meines Weges gedenk sein, denn meinem Gurt mangelt's an Inhalt, während der Festfeier die Unterkunft in der Herberge zu entgelten. So muß ich zuvor noch auf den Schlössern vorkehren, mir ausreichenden Lohn dafür zu erwerben."

„Wenn es Euch gefällt, geleite ich Euch, Herr Walther," erwiederte Ludolf; sie bestiegen ihre Rosse und ritten nebeneinander auf der Straße weiter. Doch nicht lang, dann bog zur Linken ein Weg ab, einem aus der Ferne von steilem Hügelrücken hoch überthürmt herblickenden Bau entgegen, und Der von dem Vogelweidhof sagte anhaltend: „Das ist Gunzeburg,

des Augsburger Bischofs Schloß und drunter aufgebaute Stadt; dort will ich zuvörderst suchen, daß meiner Saiten Klang mir silbernen Widerklang einbringt. Um nicht solcher Nöthigung zu unterliegen, möchte ich doch ein Ritter sein, der ein Lehengut sein Eigen nennen könnte. Reitet wohl vorauf und will es gute Fügung, so treffen wir, da Ihr gleiches Wegziel habt, am Lechfluß wieder zusammen."

Mit Handreichung nahmen Beide voneinander Abschied; Ludolf Ostermant gewahrte jetzt erst, daß am Sattel des Andern eine Fiedel und ein Streichbogen herabhingen. Und auch erst, als er ein Wegstück allein fürdergeritten, kam ihm zu spät der Gedanke, er hätte von seiner reichlichen Habe dem Geldbedürftigen darbieten sollen, damit dieser nicht gezwungen werde, auf dem Schloß vorzukehren. So nah lag's und ihn verdroß, nicht rechtzeitig darauf gerathen zu sein; er hätte den, der ihm so sehr gefallen, gern weiter noch als Begleiter behalten und noch mehr gewünscht, ihn ein Lied singen zu hören. Daß es in Oberdeutschland umfahrende ‚Minnesänger' gäbe, welche Lieder in deutscher Sprache vortrügen, war als Ruf zu ihm gedrungen, doch gesehen und gehört hatte er keinen solchen, denn in's niederdeutsche Land, dessen Volk andre Zunge redete, kamen sie nicht, und den Namen

Walther, freilich als offenbar eines der jüngsten unter ihnen, hatte er nie vorher vernommen. Fast unmöglich aber bedünkte es ihn, kunstreich anders als in lateinischer Sprache zu dichten und zu singen, und er schüttelte den Kopf bei'm Rückgedächtniß an die Aeußerung, wenn des Herzens Fülle überschwelle, da ströme sie von selbst hervor, werde ohne Wissen und Wollen zum Wort und Reimklang.

Wie er indeß näher gegen die Augsburg hinankam, ward's merkbar, daß von allen einmündenden Wegen Viele zu Roß und zu Fuß demselben Ziel zutrachteten, und am Spätabend bei seinem Eintreffen in der Stadt hielt es schwer für ihn, um bedeutenden Preis in einer Herberge Nachtunterkunft zu finden. Dann am andern Tag nahm es sich aus, als ziehe aus jeder Himmelsrichtung das gesammte Reich zum Lech heran; wohl begann mit dem nächsten Morgen das Pfingstfest, doch solche unzählbare Schaaren an Vornehmen und Niederen hatte die alte Schwabenstadt, die stolzeste im deutschen Land, noch niemals um sich zusammenströmen gewahrt. Wie die Fluthwellen des Lech, wenn der heiße Südwind im Lenz hastig die Schneemassen des Alpengebirgs wegschmolz, wogte es auf allen Straßen und Wegen herzu: Tausende und Abertausende, selbst Herren und Ritter mußten

Zelte draußen vor den Mauern aufschlagen, nicht den zehnten Theil der unterlaßlos Ankommenden vermochte Augsburg in sich aufzunehmen. Niemand wußte noch, an welchem Platz die erwartete Feier stattfinden werde, doch Ludolf erfuhr's vom Bischof Konrad, dessen Wohnung in einem alten prachtvollen Erkerhause ihm gedeutet ward. Der Kanzler empfing ihn höchst freundlich und sichtbar über sein Wohlaussehen nach der überstandenen schweren Krankheit erfreut, aber so bedrängt von Nöthigungen, daß er dem Ankömmling zur Zeit nur kurzes Gehör vergönnen konnte. Jedoch theilte er mit, das Fest werde nicht in der Stadt, sondern eine gute Wegstunde gen Osten davon südlich der Burg Fridperg begangen, bei der villa Moringen, die vordem den Welfen angehört, doch nach der Niederwerfung Heinrichs des Löwen staufisches Besitzthum geworden. Dort gabele sich am Lechrain ein Flüßchen, die Paar, eine Anhöhe, das ‚Gunzenle' genannt, schaue drauf nieder, und ein ebenes Gefild breite sich drunter aus, das schon von Alters den schwäbischen Edlen oft als Zusammenkunftsstätte gedient und besonders beim jetzigen Anlaß für die Betheiligung einer so gewaltigen Menschenmenge geeignet sei. Ludolf solle sich morgen in der ersten Frühe dem Gefolge des Bischofs zugesellen,

der bedacht sein werde, ihm zu einem günstigen Standplatz unweit von dem hocherlauchten Hochzeitspaare zu verhelfen.

Mehr beizufügen gebrach es merklich Konrad von Querfurt gegenwärtig an Zeit, er erwiederte nur noch auf eine Frage des jungen Wehrmannes, wo die kaiserliche Braut des Herzogs Philipp anzutreffen sei, sie habe im bischöflichen Schloß zu Augsburg Aufenthalt genommen, doch er möge davon abstehen, ihr seine Ehrerbietung bezeigen zu wollen, da sie sicherlich heut' nicht überflüssige Muße besitze, ihn vorzulassen. Das hatte Ludolf Ostermant sich bereits selbst gesagt, aber als er in seine Herberge zurückkehrte, empfing ihn überraschend dort ein Anblick, der ihn dennoch dem Rath des Bischofs entgegenhandeln ließ. Trotz aller sorgsamsten Obhut war ihm nicht geglückt, das Zweiglein vom Hildesheimer Rosenstrauch lebensfrisch bis hierher zu bringen; ungeachtet des allnächtlichen Wassers und der feuchten Moosumhüllung waren die Blätter mählich mehr und mehr welk geworden und die Knospen verdorrt. Doch wie er nun den Zweig noch einmal aus der Schutzdecke hervornahm, da sah es ihn fast wie ein Wunder an, denn eine einzige Knospe hatte ihr Leben bewahrt, sich im Verborgnen weiter entwickelt und

faltete den Kelch zu einer kleinen zartröthlichen Blüthenkrone mit goldig blinkenden Fäden im Innern auseinander. Ja, gleich einem Frühlingswunder erschien's, den darauf Hinschauenden vom Haupt bis zum Fuß wie eine höchste Glückverheißung seltsam durchschauernd, und ohne Erwägung schrieb er rasch auf das Pergamentblättchen unter die Schrift Irenes von Byzanz: „Vostrae Serenitati salutem nunciat atque fungitur gratulationem rosa Hildesheimensis.“ [50]) Danach begab er sich eilfertig in die dicht durchdrängten Straßen der Stadt und machte ein kleines Kästchen von Ebenholz ausfindig, das Pergamentblatt und den Rosenzweig hineinzulegen. Damit suchte er das Schloß auf, jedoch nicht, um die geringe Hochzeitsgabe selbst seiner ehmaligen Schülerin zu überreichen, sondern er vertraute sie dafür der Hand eines Dieners an und wandte sich rasch wieder von der Fürstenburg zurück. Im eignen Gefühl lag's ihm, selbst ein Nichts, habe er der Hohen auch nur ein Nichts dargebracht. Wenn es an sie gelange, werde sie kaum mehr ihres flüchtigen Einfalls auf der Winzenburg gedenk sein; aber für sich hatte er nicht anders gekonnt.

Und nun stieg das erste stahlblaue Morgenlicht des fünfundzwanzigsten Maitags 1197, des Pfingst-

sonntags, vom Himmelsrand auf. Unermeßlich wogte es der inzwischen allgemein bekannt gewordenen Feststätte zu, drängte sich nach den besten Schauplätzen um den im Halbbogen von Schranken eingehegten Hauptraum. Auf diesem erhoben sich Prunkgezelte aller Vornehmsten des Schwaben-, Franken- und Bayernlandes, von farbenbunten Wappenbannern überhöht, goldene und silberne Prachtrüstungen tauchten darunter hervor und häuften sich dichter, Tausende von Waffenträgern reihten sich mit glitzernden Helmbarten zusammen. Wohin das Auge ging, traf es Geleucht und Gefunkel des Strahlenrückwurfs der aufgestiegenen Sonne; fern im Süden stiegen zu weiter Dehnung die weißen Alpenzacken und -Zinnen diamantklar in wolkenloses Blau. Von einer leichten Anhöhung erhob sich inmitten der fürstlichen Zelte freistehend ein größeres, mit purpurnem Tuch überkleidet, zur Rechten und Linken kunstvoll mit den Geschlechtswappen der Hohenstaufer und Komnenen bestickt; vereinigt blickten von der Zeltspitze, aus getriebenem Gold gebildet, der kaiserliche Adler und die Krone des oströmischen Reiches, zum Zeichen, daß der geblendete Kaiser desselben seinen Eidam Philipp von Schwaben zum Sohn angenommen und ihm seine Rechte auf den byzantinischen Thron übertragen hatte.

Das war im Deutschen Reich noch nicht gesehen, die Kronen des Abend- und des Morgenlandes verbanden sich auf dem Moringer Feld; aus dem vom Sonnenaufgang her leicht spielenden Lufthauch überschauerte es wie ein anwehender Gruß der Weltherrschaft. Nicht absehbar umrahmten athemlos erwartungsvoll Männer und Frauen den Festplatz, Mütter hielten ihre Kinder auf den Armen empor, Kopf an Kopf überdeckte es die Anhöhe des Gunzenle. Lang noch ward die Ungeduld getäuscht, aber dann ging's einmal wie mit einem Stoß durch die unzählbare Menge, und Hunderttausend streckten sich zugleich auf die Zehen.

Vor dem staufischen Gezelt war ein mit grünen Maien dicht umkränzter Altar errichtet, und daneben hatte schon seit einiger Zeit harrend eine einzelne Mannesgestalt in reicher Goldrüstung mit entblößtem Schwert in der Hand gestanden; Herzog Ludwig von Bayern war's, der nach dem Sturz Heinrichs des Löwen als treuer Anhänger der Hohenstaufer mit dem verfallenen Bayernlehn desselben begabt worden. Doch jetzt öffneten sich plötzlich alle Zelte, Fürsten und Fürstinnen in höchster Gewandpracht hervorzulassen, aus dem in der Mitte aber erschien in einfachstem Rüstkleid, wie ein gewöhnlicher Dienstknappe, baarhäuptig, nur im Schmuck dichter goldblonder

Haarfluth ein schlanker Jüngling. Dennoch grüßte der Bayernfürst ihn mit ehrerbietiger Verneigung, denn es war der Bruder des Kaisers Heinrich und der Anwart der Krone des byzantinischen Reiches, Herzog Philipp von Schwaben. Der Höchststehende unter allen hier um ihn Versammelten war er, doch eines nicht, kein Ritter noch, zu jugendlich bisher für diese Würde gewesen. Rasch bog er jetzt ein Knie vor dem Herzog Ludwig zur Erde und empfing von diesem, als Stellvertreter des Kaisers für die feierliche Handlung, die ‚Schwertleite', den Ritterschlag, nach welchem er mit dem cingulum militare, dem Schwertriemen, als dem uralten Zeichen der Wehrhaftmachung, umgürtet ward. In kurzer Frist vollzog sich das Ganze, er erhob sich als Ritter und trat in's Zelt zurück.

Eine Weile blieb der Raum vor dem Altar wiederum leer, dann schritt zu diesem im Meßgewand, mit der juwelenbedeckten seidenen Mitra auf dem Scheitel, den gekrümmten Hirtenstab in der Hand tragend, der Bischof von Augsburg hinan. Ein Weniges stand auch er harrend, aber da verhielt jede Brust, nah und fern, den Athemzug, die Vorhänge des Mittelzeltes schlugen sich weit auseinander, und in verwandelter Erscheinung kehrte Philipp von Schwaben vor alle Augen zurück. Jetzt so, wie es

seinem höchsten Range entsprach, in goldener, unter purpurnem Mantel sonnenhaft hervorleuchtender Rüstung, ein herrliches Bild fürstlicher Hoheit, der Jugendanmuth und männlichen Kraft. Auch jetzt baarhäuptig, nur die Stirn umschloß ein grüner Blätterkranz der Pflanze, mit der sich schon die Alten zu so hohen Festen geschmückt. Bereits vor zwei Jahrtausenden in Griechenland war die Myrte als Sinnbild der Reinheit und Jugend der Göttin der Liebe geweiht gewesen.

Aber so schön auch zur Weide aller Augen der junge ‚Gemahl‘ hervortrat, jeder Blick ließ doch von ihm ab und blieb auf seiner, von ihm an der Hand geführten Braut festgebannt haften; wie alle Blätter eines Waldes, von einem Windschauer gleich bewegt, sich zu einem gemeinsamen großen Gemurmel vereinigen, so floß die gleiche Regung aller Lippen zu einem vieltausendfältigen Ausruf: „Maria, die Himmelskönigin!“ zusammen.

Sie war ganz schmucklos, trug nichts an funkelnder Pracht edler Erze und Gesteine. Nur ein Gewand aus schneeweißer Seide schmiegte sich ihr, unter dem Busen leicht aufgegürtet, vom Hals bis zu den Füßen herab, ein lichtblauer Mantel fiel nach rückwärts von den Schultern, und die Stirn umgab ein

Kranz aus den weißen Blüthen der Myrte. Nichts von der erwarteten märchenhaften Morgenlandpracht der byzantinischen Kaisertochter bot sie zur Schau, so konnte auch eine deutsche Jungfrau aus edlem Geschlecht zum Altar schreiten, und eine Enttäuschung kennzeichnete sich da und dort in den Mienen, besonders der Zuschauerinnen. Doch nur einen Augenblick lang, dann kam's wieder über die endlose Menge wie ein Wind, der alle Aehrenhalme eines Feldes nach gleicher Richtung biegt, ein einziges gemeinsames Gefühl, so habe noch niemand eine Braut im Reiche gesehen. Das war ein Märchengebild über jeder Pracht, jedes andre Geschmeide als die beiden tiefblauen Edelsteine unter den dunklen Brauenbogen hätten diesen Zauber verringert. Die Hoheit des Weibes stand da nur im höchsten Wunderschmuck der eigenen Lieblichkeit. In Frauengestalt war's der Frühling, die Morgenröthe, alles Schönste, was die Erde besaß. Von einer Befangenheit überkommen, scheuten ihre Augen leicht vor den zahllos ihr entgegengerichteten Blicken, rosenrothe Färbung überfloß ihr die Wangen, doch die Lippen umflog ein seliges, beseligend in jede Brust hineindringendes Lächeln.

Die Fürsorge des Bischofs Konrad hatte Ludolf

Ostermant günstigsten Standplatz zugewiesen, in erster Reihe befand er sich vorn an der Schranke unweit der vormaligen Bewohnerin des Kemenatengemaches auf der Winzenburg gegenüber. Die aber war's nicht, die dort vor ihm stand, wohl mit ihren vertrauten Antlitzzügen, doch kein großes Kind mehr, sondern zu einem göttlich verklärten Bildniß der Jungfräulichkeit erhoben. Kurze Monate hatten sie dazu verwandelt, wie in ihnen die Sonne das winterliche Erdreich zum Prangen des Sommers umgeschaffen. Und wie mit einer Strahlenschrift sprachen ihre jetzt sich frei aufschlagenden Augen, die Sonnenkraft, die sie noch über alle Schönheit hinaus zu solchem Himmelswunder erhöht habe, sei die Liebe in ihrem Herzen.

Das sah und las der junge Wehrmann, doch von der Handlung, die vor seinem Blick geschah, dem feierlichen Vollzug der Vermählung durch den Augsburger Bischof gerieth ihm kaum etwas zum Bewußtwerden. Wie in einem Traum am lichten Tag gewahrte er den prachtstrotzenden Halbkreis der um den Altar aufgereihten Fürsten und geistlichen Herren, doch sie alle verblichen nur zu Schatten vor der einen, jedes fremden Schmuckes baaren, überirdisch weißleuchtenden Gestalt. Und dann durchbrauste es wie ein einziger Jubelruf die Luft, als müsse er bis zu den

Schneegipfeln der Alpen hinüberhallen: „Heil, Heil Maria von Schwaben!“

Danach ward es wieder lautlos still und begab sich etwas, ohne daß Ludolf zunächst begriff, was. Ihm unfern that sich eine kleine Pforte der Schrankenbarre auf, und jemand trat in den freien Raum hinaus. Der neigte sich tief vor den Vermählten, in seinem Arm ertönte eine helle Geigensaite, und nun gesellte eine Stimme sich hinzu, deren besonderen Klang Ludolf schon vernommen. Plötzlich erkannte er seinen jungen Rastgenossen unter der Linde, Herrn Walther von der Vogelweide, hörte diesen ein Festlied zum Preise des hohen Paares anheben. Allein unaufgefaßt gingen die meisten Worte ihm am Ohr vorbei, nur die letzten Verse drangen ihm, klingenden Widerhall in der eigenen Brust weckend, bis in's Innerste, denn sie galten:

„Maria von Schwaben,
Der Taube sonder Galle
Und Rose ohne Dorn.“

Verstummend neigte danach der Sänger sich wieder, doch tausendstimmig erscholl es abermals aus der unendlichen Runde: „Heil werde Maria von Schwaben!“

Da stand auf einmal auch Ludolf Ostermant in

dem freien Raum jenseits der Schranke. Er wußte nicht, wie er dorthin gekommen sei, und nicht, was er im Sinn trug. Nicht gewollt, sondern gemußt hatte er, von einer Uebermacht gezwungen, und so streckte er ohne Besinnung die Rechte vor: „Erlaubt, Herr Walther,“ und nahm diesem zu sprachlosem Staunen die Fiedel aus der Hand. Dann und wann einmal hatte er mit einer solchen als Vagant ein lateinisches carmen begleitet, doch verstand sich nicht auf ihr kunstgemäßes Spiel; dessen allein blieb er sich in seinem traumartigen Zustand bewußt und glitt nur ganz leicht, nur zu leis anklingender Weise mit dem Geigenbogen über die Saiten. Laut und weithin tönend aber, ohne Anhalt, ohne Zaudern und Suchen, erklang es von seinen Lippen dazu:

„Ob alle, die da kamen
Zu diesem Festesreih'n,
Dich mit dem heiligen Namen
Marias benedei'n,
Du über aller Schöne,
Du Stern des Morgenland's,
Ich grüße dich Irene,
Irene von Byzanz!

Du, die erschien hienieden,
Der Liebe Göttin gleich,
Dein Name ist der Frieden,
Den Frieden hüt' dem Reich!

Du Frühling, wie beschieden
Ihn noch kein Sonnenglanz,
Uns allen gieb den Frieden,
Irene von Byzanz!

Du gleich der Wundermäre,
Du reiner Morgenthau,
Ich grüße Dich, Du Hehre,
Du Jungfrau und Du Frau!
Du einzig makellose
In aller Blumen Kranz,
Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!"

Das letzte Wort verklang, und einen Athemzug lang überlagerte alles lautlose Stille. Aber da jauchzte es, wiederholend, von jedem Munde ringsum:

„Irene von Byzanz!"
„Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!"

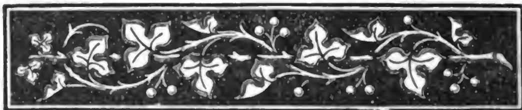
Es endete nicht; umlaufend in die Weite, kehrte es wieder zurück, hub immer auf's Neue an:

„Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!"

Gleichender war in Worten ihr Bild nicht zu zeichnen. Wie eine weiße Lilie hob ihre Gestalt sich vom Boden empor, und einer aufblühenden Rose glich das Antlitz darüber. So aber hatte noch niemals das deutsche Volk sich jubelnd vor der höchsten Schön-

heit eines Weibes, als vor etwas vom Himmel herab Gesendeten gebeugt, wie an diesem Pfingsttag vor Irene von Byzanz. Das Gesicht Philipps von Schwaben erblaßte einen Augenblick von stockendem Herzschlag, dann schlug die stürmisch aufbrechende Blutwelle flammendes Roth des Stolzes und der Glückseligkeit über seine Stirn.





XX.

Mit schweigsamem Staunen maß noch Walther von der Vogelweide den neben ihm jetzt reglos Stehenden, bis sein Mund Worte fand: „Wer hat Euch das gelehrt?“ Doch der Befragte entgegnete nur: „Ihr habt's gesagt.“ Andre Antwort gab's nicht; er wußte nicht, wie er's gekonnt, nicht mehr, was er gesprochen, einzig, daß die Ueberfülle des Herzens ihm von selbst über die Lippen hervorgeströmt, ohne Wissen und Wollen, Denken und Besinnen zum Wort und Reimklang in deutscher Sprache geworden. Er fühlte, keine ihm von der Natur zugewandte Gabe sei's und nie im Leben werde sein Mund zum andernmal Gleiches vermögen. Aber heut' hatte er das Lied des berufenen Sängers an Wirkung auf die Hörer unter dem seinigen zurückgelassen, denn sein Herzschlag hatte sich als unbezwinglicher Sieger über den Walthers aufgeschwungen.

Daß der Letztere trotz seiner Jugend im oberdeutschen Land schon hochbenamt sein müsse, lag in der ihm allein gewährten Verstattung zum Vorbringen eines Festliedes offenbar; jetzt bekundete es auch ein Diener, durch den Philipp von Schwaben die beiden Sänger zu sich heranrufen ließ. Der junge Herzog hielt eine ihm herbeigebrachte Goldkette in Händen und sagte, sie um den Nacken Walthers von der Vogelweide legend: „Nicht zum erstenmal ist mir heut' Eure Weise erklungen, doch an diesem Tage erfreut sie mehr als sonst. Nehmet Dank von meiner Gemahl und mir, und führt der Weg Euch der Hohenstaufenburg vorüber, so mögt Ihr gedenk sein, daß die Einkehr Eurer edlen Kunst von allen Magen meines Geschlechtes allzeit willkommen geheißen worden."

Der huldvoll so Entlassene verneigte sich mit edlem Anstand und trat zurück. Verwirrten Sinns wollte Ludolf Ostermant ihm folgen, doch da legte sich haltend die Hand Philipps von Schwaben auf seine Schulter und dieser sprach: „Wie bist Du zu den Sängern gerathen, daß Du den Muth gefaßt, mit dem dort zu wetten und Dir den Preis von uns zu erringen?"

Gar strahlend blickte der Sprecher freundlich mit

den hellen Stauferaugen den jungen Wehrmann an, der nur stammelnd zu entgegnen vermochte: „Ich weiß es nicht —". Herzog Philipp aber fuhr fort: „Für mehr als Deinen Gesang schulden wir beide Dir Dank, den ich bis heute noch durch nichts Dir geboten. Du bist zum Waffenträger geworden, so setze Dein Knie zur Erde als Wehrmann Deines Bischofs, Ludolf Ostermant —"

Halb bewußtlos that dieser nach dem Geheiß, Philipp senkte sein hervorgezogenes Schwert ihm auf den Scheitel und sprach weiter: „Und stehet auf als schwäbischer Edelknecht mit dem Namen Ludolf de Moringen. Denn zu dem wandle ich Euren bisherigen um nach dem Namen meines Bodengutes hier, das den glückvollsten Tag meines Lebens gewahrt."

Ein seltenes Thun, nur zur Vergeltung eines hohen Verdienstes war's, wie betäubt richtete der vor allem Volk zum Edelstand Aufgehobene sich empor. Er fühlte, daß er in seiner Geringfügigkeit an diesem Platz nicht länger verweilen dürfe, und wollte davon schwanken. Aber nun streckte Irene von Schwaben ihre Hand nach der seinigen und sagte lächelnd: „Liegt Dir an meinem Dank nicht, Ludolfe, daß Du ohne ihn fortgehen willst? Ich schulde ihn Dir noch für mehr als mein Gemahl, denn ihm hat Dein Arm

nur verholfen, daß ich heute hier mit zugegen bin. Aber Du hast recht, es ist jetzt nicht die Stunde, komm morgen zu mir in's Schloß, eh' die Sonne niedergeht, wie Du's auf der Win-zen-burg thatest."

Der harte Klang des Wortes Winzenburg ging ihr noch nicht glatt über die Zunge, sonst jedoch staunten am Mittag alle Theilhaber an dem fürstlichen Hochzeitsmahl über die anmuthreiche Gewandtheit, mit der die Griechin auf jede Anrede ohne Stocken in deutscher Sprache zu erwiedern verstand. Auch auf deutsch, denn des Lateinischen waren zu manche Ohren selbst der Vornehmsten an der Tafel unkundig, brachte der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt einen Becherspruch zu Gehör, in welchem er des Festes gedachte, zu dem vor dreizehn Jahren am Pfingsttag der Vater Herzog Philipps, Kaiser Friedrich Barbarossa, bei Mainz alle Höchsten der Geistlichkeit und Weltlichkeit im Reich zu Augenzeugen des Empfanges der Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne, des nunmehrigen Kaisers Heinrich und des Herzogs Friedrich von Schwaben versammelt gehabt. Gleiches an Zahl der geladenen und bewirtheten Gäste, die fast hunderttausend erreicht, hatte die Welt nach Aussage des dabei anwesenden französischen Sieur Guiot de Provins seit den Tagen des großen Alexander und

des König Artus nicht gesehen, solchen Ausdruck des Glanzes, der Macht und Hoheit des Kaiserthums. Aber dennoch, sprach Konrad von Querfurt, überrage dieser Tag noch jenen, denn gleichwie der ‚Waise', der kostbarste Edelstein in der alten Krone des Reiches, den einst Herzog Ernst geheimnißvoll aus Bergestiefe mit sich gebracht, vor allen übrigen leuchte, so habe heut' sich der irdischen Pracht das Höchste und Herrlichste zugesellt, was der Himmel dem Menschenleben ausspende, die selige Liebe zwischen dem Manne und dem Weibe, ihr Sich-Angehören untrennbar bis zum Ausgang. Von innerer Bewegung zeugend, klangen die Worte des Sprechers, besonderer Art aus dem Munde eines Bischofs, dessen eignem Leben solche Liebe fremd bleiben gemußt, und lautklirrenden Schalls trafen nach dem Schluß seiner Rede alle Goldpokale auf die Wohlfahrt der Neuvermählten gegeneinander.

Von jenem großen Mainzer Fest hatte der Begründer der höfischen Dichtung in deutscher Sprache — ‚er impfete daz erste rîs in tiutischer zungen' — der Ritter Heinrich von Veldekîn, den Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, seinen Tod beklagend, ihren Meister benannten, an seltsamer Stelle ausführlich Bericht erstattet. In seinem Hel-

dengedicht ‚Eneit‘, das den Flüchtling aus dem Untergang Trojas als einen durch zahllose Gefahren und Abenteuer umreitenden Ritter des Mittelalters darstellte, schilderte er getreulich den glanzvollen Hoftag Kaiser Friedrichs als bei der Hochzeit des Aeneas mit der latinischen Königstochter Lavinia gefeiert. Und so, wie er es damals am Main mit angesehn, traf alles, wenngleich in etwas verringertem Maße, auch auf den heutigen Tag zu. Bis zum Nachteinbruch hin erfüllte sich das weite Lechgefild unermeßlich mit Kampfspielen, Gelagen und Lustbarkeit jeder Art. Tausende von Rittern und Knappen stritten zu Roß und zu Fuß mit gefahrlos abgestumpften Waffen widereinander, reiche Lohngaben harrten der Sieger. Spielleuten, Sängern und Gauklern jauchzte die ungeheure Volksmasse, in dichten Schaaren herbeigezogene Pilger, Bresthafte und Bettler wurden von der Freigebigkeit Philipps von Schwaben bedacht:

„Da war das Gerufe so groß,
Daß es die Bösen verdroß.
Da war Spiel und Gesang
Und Buhurt und Trank,
Pfeifen und Singen,
Tanzen und Springen,
Tamburn und Saitenspiel,
Mancher Arten Freuden viel.“

Die höchste Freude aber barg sich in Stille und Dunkel der linden Maiennacht.

Am andern Vormittag begab Ludolf sich zur Wohnung des Kanzlers, der ihm die Hand entgegenbot: „Ich begrüße Dich, Ludolf von Moringen. Es kam Dir zu, den Namen eines Edlen zu tragen — durch Dein Verdienst hast Du ihn Dir errungen. Mir gestatte, als dem hoch an Jahren über Dir Stehenden, Dich auch fernerhin noch so anzureden, wie ich es bisher gethan. Nicht ich konnte Dich zu Deinem neuen Stande aufheben, doch zur Genugthuung dient es mir, daß eine freundliche Fügung des Schicksals meine Hand ausersehn hat, um Dich auf den Weg zu bringen, der Dich diesem Ziele zugeführt.“

Das erkannte der junge Edelknecht dankbarst an. „Eurer unverdienten Wohlgesinnung und Vergebung meines in wüster Trunkenheit begangenen Fehltritts schulde ich alles, hochwürdigster Herr; an meiner Niedrigkeit habt Ihr aus Eurer Höhe gleich einem Vater gehandelt. Die Worte des Dankes mangeln meinen Lippen, erlaubt, daß sie ihn Euch —“

Sich bückend, küßte er die Hand des Bischofs, der sie einen Augenblick reglos verharren ließ, doch danach, sie ihm auf den Scheitel legend, nochmals wiederholte: „Ja, es stand nicht in meiner Befugniß,

andres für Dich zu thun. So war es gut, daß der Herzog Philipp Deiner an seinem Freudentage gedachte. Es ist sonst zuweilen die Art der großen Herren, vergeßlich zu sein."

Ludolf versetzte: „Mich hat des Herzogs Serenitas überreich und zwiefach bedacht, ob er gestern auch verwunderlich redete —"

„Was meinst Du?"

„Er habe mir bis heute noch keinerlei Dankausdruck geboten, als erachte er die hohe Goldgabe, die er mir durch Eure Hand senden ließ, für nichts —"

Der Bischof Konrad fiel ein: „Das eben ist die Vergeßlichkeit, die ich gemeint. Es war ihm entfallen, er trägt zur Zeit viel im Haupt und Herzen; wenn Du Vorlaß bei ihm erhältst, so erinnere ihn nicht durch einen Dank daran, die großen Herren lieben es nicht, an eine Gedächtnißschwäche gemahnt zu werden. Ich breche übermorgen von hier auf, um nach Palermo zurückzukehren und alsbald von dort mit dem gerüsteten Kreuzzugheere unter Segel zu gehn. Nach der Winzenburg schrieb ich Dir, ob Du mich als mein Schreiber zum gelobten Lande begleiten willst."

Das Gesicht Ludolfs bedeckte sich mit einer Röthe, leichtstotternd antwortete er: „Hochwürdigster Herr,

des Herzogs Hoheit hat mich zum Stand eines schwäbischen Edelknechtes begnadet —"

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß mein Arm zu dem eines Dienstmannes der Hohenstaufer geworden —"

„Du dienst dem Kaiser auf dem Kreuzzug."

„Doch nicht — nicht der Kaiser ist's, dem ich Dank und Pflicht schulde — mich hat des Herzogs Serenitas — ich kann nicht, hochwürdigster Herr —"

Eine Enttäuschung malte sich in den Zügen des Kanzlers. „Du sagst meinem Angebot ab? Das hatte ich nicht von Dir erwartet. So viel wiegt Dir ein Goldlohn und der edle Name? Besinne Dich bis übermorgen, Ludolf von Moringen, und befrage Dein Herz, wem es mehr angehört — dem zum Vater Deines Heimathlandes Gesetzten, oder dem Fremden? Wenn Deine Mutter noch lebte, da würde sie — suche in Deiner Erinnerung eine Antwort, was sie Dir sprechen würde, dann komme wieder zu mir."

Nicht ungnädig, doch mit einem Vorwurf der Augen wie der Lippen hatte der Bischof Ludolf entlassen, und dieser fühlte sich von verdientem Tadel getroffen, denn er habe Wohlthat mit Undank vergolten. Ein Zufall war's gewesen, der ihm die Gunst des Herzogs Philipp zugewandt; ohne irgend ein

Verdienst, das er sich erworben, hatte dagegen der Kanzler ihn einer verkommenen Lebensführung entrissen, wohl nach der in besinnungslosem Rausch verübten Uebelthat hart angelassen, aber trotzdem, unverhofft ihm auch diesen Frevel mit milder Nachsicht vergebend, noch weiter für ihn Sorge getragen. Das hielt er sich vor, und es that ihm innerlich weh, fast mit einem körperhaften Schmerz. Zum erstenmal im Leben seit dem Tode seiner Mutter war ihm menschliche Güte zu Theil geworden, die Worte des hohen Herrn rührten ihn manchmal an, wie aus einem verhaltenen warmen Quell des Herzens fließend, in den Augen des Bischofs stand zu lesen, daß er ihm in Wahrheit eine Enttäuschung bereitet habe. Und dennoch konnte er nicht anders, nicht in die Weite nach Palästina, aus dem Reich fort. Er war ein schwäbischer Edelknecht geworden, und als Traumbild seiner Zukunft stand einzig vor ihm, daß der Herzog Philipp ihn mit sich auf seine Burg Hohenstaufen nehmen werde. Dort leuchtete ihm der Stern des Morgenlandes, zu dessen Preis er den Wettstreit mit Herrn Walther von der Vogelweide gewagt, und in seiner Seele klang nur Eines: Die Herrin seines Lebens — Irene — Irene von Byzanz.

Um die Sonnenzeit wie auf der Winzenburg sollte

er sich bei ihr melden lassen, doch um viele Stunden später ging jetzt am Schluß des Mais die Sonne zur Rüste, als im Januar, und der Sommertag schien ihm kein Ende erreichen zu wollen. Allein dann kam doch die Stunde, die ihn den Weg zum bischöflichen Schloß antreten ließ, und als er vor diesem anlangte, fielen ihm die Strahlen des goldenen Taggestirns gleicherweise schräg in's Gesicht, wie damals, als er harrend auf der Palastreppe gestanden und plötzlich Herzog Philipp von Schwaben durch das Oberthor der Winzenburg eingeritten war. Ein Diener meldete ihn und führte ihn in ein Gemach, das auch die Abendsonne noch durchschien. Niemand befand sich drin; auf einem Tisch stand ein schwarzes Kästchen und daneben in blinkendem, mit Wasser gefülltem goldenen Krüglein ein verdorrter Rosenzweig, an dem eine einzelne Blüthe mit farbenfrischen Blättern den zarten Kelch aufgeschlagen hielt. Ludolf war's, als stehe er und sehe drauf hin, wie in einem Traum — er wußte nicht, weshalb, doch seine Brust wagte kaum, sich zum Athemzug zu heben.

Da öffnete sich eine Thür, und Frau Irene von Schwaben trat herein. Sie trug ein Gewand aus byzantinischem, veilchenblauem Sammet, das ihr lose, ungegürtet vom Nacken bis zu den Füßen herabfiel;

darüber hob sich ihr dunkel umlocktes Antlitz wie aus Marmor, doch aus rosenfarbigem, gebildet. Sie war es und war's doch auch nicht; die fremde Tracht mußte sie verändern, noch höher emporgewachsen erschien ihre Gestalt, so Hoheitsvolles umfloß sie, daß Ludolf erschreckend den Fuß zurücksetzte und danach willenlos unbewußt hastig das Knie vor ihr zur Erde bog. Aber da ging das holdselige Kinderlächeln um ihre Lippen, sie trat, die Hand vorstreckend, auf ihn zu und sagte: „Was thust Du so när-risch, Ludolfe? Bist Du nicht mehr mein Freund von der Win-zen-burg, auf den ich mich freute, wenn er zu mir kam?“

Sie hob ihn an der Hand auf, wie damals, als sie vor dem Bischofshof zu Hildesheim seine Fesseln durchschnitten hatte und er mit einem Schrei vor dem Wunder ihrer Schönheit auf die Knie gefallen war. Wie er nun wieder aufrecht vor ihr stand, sprach sie weiter: „Als ich Dich zuletzt sah, lagst Du mit heißer Stirn in böser Fieberkrankheit, die um meinetwillen über Dich gekommen, und Du erkanntest mich nicht. So konnte ich Dir nicht dafür danken, daß Du mich beschützt hattest, und auch gestern kaum für Dein Lied. Wie hast Du das gelernt? Du machtest mich roth damit, denn was Du sangest, war nur in Deinen Augen, und niemand anders sah's. Aber doch gefiel

Dein Lied mir mehr, als das des Andern, von dem alle reden, ihm thue es unter den deutschen Sängern keiner gleich. Denn mir schlug das Herz in Verlangen, der, den es liebt, sähe mich auch mit Deinen Augen, und Du gabst mir den Namen, mit dem er mich nennt, nicht den anderen, den der Kaiser für mich gewollt hat."

Ihre Augen sprachen's zweifellos, kein verschwiegener Untergedanke hehlte sich in den Worten, nicht einmal ablehnende Bescheidenheit; sie war sich selbst unbekannt, wußte nicht von dem unsagbaren Zauber ihres Wesens. Ludolf von Moringen stand lautlos vor ihr, und mit der Hand nach dem Goldkrüglein fassend, fuhr sie fort: „Ich danke Dir auch für Deine Hochzeitsgabe, Ludolfe, die Du gewißlich nur mit großer Mühsal so bis hierher zu mir gebracht hast. Aber Du verstandest mich nicht richtig, meine Schrift meinte es nicht so, daß Du der Rose von Hildesheim gedenk sein sollest."

Jetzt brachte der Angesprochene die erste Erwiederung vom Mund, und wie im Traum, als rede er zu der vermeinten Niftel des Bischofs Konrad, entgegnete er: „Nicht so — dann weiß ich nicht, was Ihr gemeint habt, Domina."

„Sagt Dein Herz es Dir nicht?"

„Mein Herz —?“

Halb betäubend legte sich ihm ein Schwindelgefühl über die Stirn, undeutlich vernahm er den Klang eines Rufes, sah etwas auf der Thürschwelle erscheinen und zögernd herankommen. Eine verschleierte weibliche Gestalt in einfachem grauen Gewande war's, der blondes Haargelock über den Nacken herabfiel, und ein plötzliches Gefühl rührte ihn an, daß er sie schon so gesehen habe, doch konnte er sich nicht erinnern, wann und wo. Die Hand ausstreckend aber zog ihr nun die Herzogin Irene das Schleiergewebe vom Gesicht und sagte: „Ihre Fürsorge bei Tag und Nacht hat Dir das Leben erhalten, Ludolfe, darum dachte ich, es würde Dein Herz drängen, ihr hier sprechen zu können, welchen Dank es für sie in sich trägt.“

Unter der Hülle hervor war das Antlitz Gerberges erschienen; von hoher Röthe gefärbt und sichtbar von einem Zittern überlaufen stand sie da. Den Kopf Ludolfs aber durchschoß es zugleich mit der Erkenntniß, die ‚Wunschmaid‘ seiner Fieberirre sei's, die er sich von der gnadenreichen Freya zum Beistand gesendet geglaubt und deren sanfte Hand ihm stets die kühle Erquickung auf den Brand der Stirn gelegt. In der Brust klopfte das Herz ihm mit einem schnellen Schlag auf, und ihre Hand ergreifend, sprach er mit

einem herzlichen Klang: „Ihr waret es, Gerberge — ja, jetzt weiß ich's und daß mein Kopf sich umsonst gemüht, Euch zu erkennen — habet Dank für Eure mühvolle Obsorge!“ Doch bei den letzten Worten ging sein Blick befangen an ihr vorüber, denn sie verwandelte sich auf einmal vor seinen Augen zu der vom Mondlicht übergossenen marmorweißen Gestalt, die bei seinem mitternächtlichen athemlosen Eintritt in die Kemenate vor ihm wider die rohgewaltsamen Arme des fremden Kriegsknechtes gerungen. Einen Augenblick versagte ihm bei der Erinnerung auch jetzt der Athem, Irene aber sagte lächelnd:

„Nein, Du erkennst sie doch nicht, Ludolfe, ob Deine Augen sie auch schon zuvor gesehn. Ihr ergeht es wie mir, sie führt zwei Namen, doch Du siehst nur den an ihr, mit dem ich sie Dir benannte. Darum schrieb ich, Du sollest die Rose von Hildesheim nicht vergessen.“

Das verstand er nicht, wiederholte begrifflos: „Die Rose von Hildesheim?“

„Ist sie's nicht? So blicke sie doch an, wem käme mit mehr Recht solcher Name zu? Dir sagten's Deine Augen auch, als Du sie zum erstenmal sahest, — darüber hielt ich Gericht mit Dir und habe Dich begnadigt, weil sie selbst es vor mir gethan. Aber die

Liebe nennt mich nicht Maria, und so heiße ich sie auch nicht Ger-ber-ge, sondern Jutta — denn ich habe sie lieb."

Die Sprecherin legte einen Arm um die Schulter der neben ihr Stehenden, die überwältigt vor jener auf die Knie niedersank und schluchzte: „Meine holde, hohe, süße Herrin —" .

Diese hob sie rasch auf und wiederholte: „Ja, ich habe sie liebgewonnen, die durch Dein Vergehen zu mir gekommen. Darum soll sie auch glücklich sein, o ich möchte, alle könnte ich so glücklich machen, wie ich es bin. So kannst Du sie machen, thue Jutta wieder, was Du ihr schon einmal gethan, küsse ihre Lippen, und sie wird heute nicht um Hülfe rufen, daß man sie vor Dir beschütze."

Mit weit offnen Augen starrte Ludolf Gerberge an, durch die Verworrenheit seiner Sinne rang sich ihm ein aufdämmerndes Verständniß, und stotternd brachte er vom Mund: „Ihr seid — seid Ihr Jutta Herimann —?"

Die Kaisertochter von Byzanz und Herzogin von Schwaben lachte frohlockend wie ein Kind: „So vergnügt war ich kaum noch in meinem Leben gewesen, als damals — erinnerst Du Dich, ich fragte Jutta, als sie die Lichter angezündet, ob sie ein übles Ge-

wissen habe und sich scheue, uns ihr Gesicht zuzukehren. Da sah ich, daß Du mir wahr gesprochen hattest, Du würdest sie nicht kennen, wenn sie vor Deinen Augen stände. Und mir lachte das Glück in meinem Herzen, denn ich wußte —"

Wie ein übermüthig fröhliches Mädchen griff sie nach seinem Arm, zog ihn ein wenig bei Seite und fuhr mit leiserer Stimme fort: „Das braucht sie nicht zu hören, ihr Gesicht ist schon roth genug. Aber weißt Du, Ludolfe, ich hätte nicht nöthig gehabt, Dir die Stricke an Deinen Händen zu zerschneiden, denn es trug noch jemand ein Messer bei sich, und wenn ich es nicht gethan, wär's von ihr geschehen, um Dich zu retten."

Ohne Wissen sprach er nach: „Von ihr — die mich — warum?"

„Weil Du sie geküßt hattest, das verstehe ich besser als Du, und eh' sie's mir vertraute, hörte mein Ohr es aus dem Klang ihrer Stimme, als sie auf mein Fragen mir von Dir sprach. Doch sie ward mir lieb, und ich wollte Dich erst kennen lernen, ob Du ihrer werth seiest und ich Dich auch lieb haben könne."

Sein Arm, den ihre Hand noch hielt, zitterte, wie wieder vom Fieber gerüttelt. Er stammelte: „Weshalb — weshalb redet Eure Serenitas so zu mir?"

„Weil's geschah, daß ich Dich auch lieb gewann, Ludolfe, und kürzer wär's geschehen, wenn nicht ich Dich damals von Deinen Fesseln befreit hätte. Als ich Dich löste, wußte ich nicht, wer das thue, rette den Uebelthäter für sich selbst, denn sie gelobe sich ihm damit zu seinem Weibe und er gehöre ihr bis zum Tod. Das hätte ich ja nicht gekonnt, Ludolfe —"

Mit einem wunderseligen Lächeln sah sie ihn an und fügte drein: „So hättest Du, wenn Jutta es an jenem Tage statt meiner gethan, Dich schon früher mit ihr vermählt, und meine Klugheit wäre für Euer Glück nicht nöthig gewesen."

Aus ihren Augen sprach's, sie fühlte sich stolz auf diese Klugheit; in das Gemüth des glücklichen Kindes hatte doch eine verschlagene List Eingang gefunden, mit der es danach getrachtet, die Beiden zu gleichem Glücke zu einander zu führen. Ludolf aber war jählings alles Blut aus dem Gesicht entfallen, weiß wie der Tod stand er, brachte kaum verständlich hervor: „Was wollt Ihr mit mir —?"

„Ich will morgen noch mit hier bei eurer Hochzeit zugegen sein, wie ihr gestern bei meiner."

Irene faßte seine Hand, ihn zu Jutta Herimann hinzuführen, doch sein Arm hing wie leblos herab, und sein Fuß, wie in den Boden eingewurzelt, be-

wegte sich nicht. Verwundert ihm in's Gesicht blickend, fragte sie: „Warum gehst Du nicht — bist Du Einhorn?"

Er war unfähig zu erwiedern, und sie setzte hinzu: „Ich habe meinen Gemahl gebeten, daß ihr mit uns auf dem Hohenstaufen wohnen sollet, damit Jutta nicht von mir fortgeht. Gefällt es Dir nicht, Ludolfe, auf dem Hohenstaufen zu wohnen?"

Nun rang er mühsam von den Lippen: „Ihr verlangt — daß ich Jutta Herimann — zum Weib —?"

„Du hast es ja verlangt, denn Du hast sie geküßt."

Das war's, worauf die junge Richterin immer wieder zurückgekommen, als Ludolf zum erstenmal in der Kemenate auf der Winzenburg zu ihr gerufen worden; offenbar stand in ihr unzweifelhaft fest, ein Kuß sei etwas Heiliges und für alle Zukunft unlöslich Bindendes. Ihre Miene aber verwandelte sich bei den letzten Worten, nahm wieder den strengen Ausdruck an, der damals dem holden Kindergesicht so seltsam gestanden, und unwilligen Tones fragte sie jetzt: „Warum schweigst Du? Ich hieß Dich schon einmal, von mir fort zu gehn und nicht wieder zu kommen. Aber ich verzieh Dir, weil ich glaubte, Du hättest Reue in Dir, Deine Uebelthat gut zu machen. Hast Du die nicht und Dein Herz keine Liebe,

dann geh jetzt, und ich will Dich nie wiedersehen, niemals! Denn da bist Du ein häßliches Ein-horn, und ich will Jutta lehren, daß sie Dich nicht mehr lieb haben soll."

Zürnenden Blicks stand sie vor ihm, gebietend, nicht als Fürstin, sondern mit hoher Frauenwürde, und ein Beben durchschütterte ihn vom Haupt zum Fuß hinab. Einen Augenblick verblieb sein Mund noch stumm, dann versetzte er aus athemstockender Brust:

„Ihr wollt es, Herrin?"

„Ich will, daß Du es wollen sollst."

Irene faßte seine Hand wieder, und diesmal gehorchte sein Körper ihr, ließ sich willenlos fortziehn. Abgewandt hatte Jutta Herimann etwas entfernt gestanden; das Blut schlug ihr heftig klopfend in die Schläfen herauf, ihren Gehörssinn betäubend, daß sie nichts von der Zwiesprache der Beiden verstanden. Doch nun kehrte sie ihr rothblühendes Antlitz um, ein Glanz der Liebe zitterte zwischen ihren hastig auf und nieder schlagenden Wimpern hervor, und stumm sprach's aus ihrem Gesicht, nach dem herzlichen Klang, mit dem Ludolf vorher für ihre Fürsorge während seiner Fieberirre gedankt, zweifle sie nicht, auch er trage gleiche Liebe in sich. Die junge Ehestifterin

aber legte, jetzt wieder glücklich wie ein Kind, dem ein Lieblingsvorhaben gerathen, lächelnd die Hände der Beiden ineinander und sagte: „So gelobt ihr euch in Liebe gegenseitig bis zum Tod. Ich habe alles angeordnet, daß ihr morgen von Priesterhand euch angetraut werdet, mein Gemahl wird mit mir bei eurer Vermählung zugegen sein. Jetzt laß ich euch allein, ich weiß, ihr verlangt nicht nach meinem längeren Bleiben. Und ich habe auch viel, was mir obliegt — eine Frau kann nicht frei mit ihrer Zeit schalten, wie ein Mädchen, hat ernste Pflichten —"

Eine leise, liebliche Röthe überflog ihr die Stirn, wie sie's schelmisch sprach und sich der Thür zuwendete. Durch diese verschwand nicht die Kaisertochter von Byzanz und nicht die Herzogin von Schwaben, sondern ein junges, gestern vermähltes Weib, für das alle Kronen der Erde nichts bedeuteten gegen die Glückseligkeit des Herzens.

Mit ihr zugleich schwand auch der letzte Sonnengoldblick aus dem Gemach, und erkaltetes hartes Licht kündigte das Herannahen des Nachtdunkels. Doch bevor dies noch voll eingebrochen war, ward dem kaiserlichen Kanzler Konrad von Querfurt gemeldet, daß noch jemand zu später Stunde um Gehör bei ihm bitte. Und sichtlich zu seiner freudigen Ueber-

raschung trat der junge Edelknecht Ludolf von Moringen ein und sprach bleichen Gesichts: „Mein Sinn war heut' Morgen verblendet, hochwürdigster Herr, und vergalt Euch Eure Wohlthaten mit Thorheit und Undank. Verzeihet, daß ich Eure Gnade so spät noch störe und komme, um zu bitten, daß Ihr mich mit Euch in's Morgenland nehmet."

In der Domkirche zu Augsburg, deren schon mehr als ein Jahrhundert alte kunstvolle Broncethüren an die des Domes von Hildesheim gemahnten, fand am nächsten Nachmittage die priesterliche Verehelichung des Edelknechtes Ludolf von Moringen mit Jutta, der Tochter Herimanns vom Hohenweg, statt. Das junge Herzogspaar von Schwaben ehrte sie durch seine Anwesenheit; vor dem Altar stand, kaum wiedererkennbar nach der äußeren Erscheinung, die Braut in prächtigen, für sie von Frau Irene zur Hochzeit auserwählten Gewändern, einer aus edlem Geschlecht gleich, doch mehr noch von ihrer Naturmitgift, dem goldähnlich schimmernden Haar unter grünem Kranzgeflecht, der magdlich zarten Lieblichkeit ihres Antlitzes geschmückt. Nur gebrach diesem heut' die jugendlich freudige Färbung, sie war blaß, wie es die Bedeutsamkeit solcher Stunde für ein Mädchen wohl

begreiflich machte, und ihre bisherige junge Herrin fand nichts Auffallendes daran. Doch wußte diese nicht, daß Ludolf vor der Trauungsfeier seiner Braut gesagt, ein Handgelöbniß nöthige ihn, am nächsten Morgen mit dem Bischof Konrad als Schreiber desselben fort nach dem Süden Italiens zu gehen und jenen weiter auf dem Kreuzzug über das Mittelländische Meer zu begleiten. Mit den Vorbereitungen zu seiner Reise und einer Fülle noch wichtiger Erledigungen vor dem Wiederverlassen des Reiches beschäftigt, hatte der Kanzler nichts von dem Geschehenen und der vor der Abreise stattfindenden Vermählung seines Schützlings vernommen, so daß er weder an ihr, noch an dem nachfolgenden Festmahl theilnahm. Das war gleichfalls auf Anordnung Irenes hergerichtet worden, und wenn diese sich auch nicht mit an der reichbesetzten Tafel niederließ, so erschien sie doch am Beginn, um die glückliche Zukunft der Neuvermählten durch einen Bechertrunk mit zu begrüßen. Dann aber verließ sie den von Hochzeitsgästen erfüllten Saal; was ihre heimliche Klugheit auf der Winzenburg geplant, hatte sie zu freudiger Vollendung gebracht, und sie war kein freies Mädchen mehr, nach ihrem Belieben zu thun und zu lassen, sondern eine Frau, der die Pflicht oblag, der Vereinsamung ihres Mannes

während ihrer Abwesenheit gedenk zu sein. Lächelnd warf sie noch einen Blick von der Schwelle zurück; auch sie sollte am nächsten Tag aufbrechen, um ihren feierlichen Einzug auf der Hohenstaufenburg zu halten, und es war bestimmt, das junge Ehepaar dieses Tages folge in ihrem Geleit mit dorthin.

Ziemlich spät erst hatte das Festmahl begonnen und von bereits angezündeten Fackeln führten nach dem Brauch die Ehrenjungfrauen mit Gesang und Scherzreden die junge Frau zur bereiteten Brautkammer, die nur vom bläulichen Licht einer Harzpfanne matt erhellt wurde. Doch, allein belassen, löschte Jutta auch diese aus, so daß durch das offene Fenster nur ein ungewisser Sternenschein der weichen Mainacht in's verdunkelte Gemach fiel. So harrte sie, auf einer Ruhbank sitzend, ihres Anvermählten, der noch, gleichfalls der Sitte gemäß, bei'm Becher zurückgeblieben, und Stunden mochten noch vergehen, ehe seine Tischgenossen, ihm mit List und Gewalt den Ausweg versperrend, ihn freiließen. Ueber die am nächsten Tag bevorstehende lange Trennung von ihm füllte Trauer ihr die Brust, doch unabänderlich war's, er hatte Gelöbniß und Gelübde für die Kreuzfahrt gethan, davor mußte ihr Kummer sich bescheiden. Und zugleich klopfte ihr doch auch das Herz mit einem

seligen Schlag, ließ sie gedenken, wie seltsam alles geschehen sei, daß sie besinnungslos gerufen, man solle ihn tödten, und unbewußt doch schon von Liebe für ihn ergriffen gewesen. Dies Räthsel hatte ihre hohe Herrin wohl richtig gedeutet: Weil er sie geküßt habe, sei die Liebe in ihr wach geworden, die ihr Anblick in ihm geweckt, denn sonst hätte er es auch mit den berauschten Sinnen nicht gethan. Aufhorchenden Ohres saß sie; ihr bangte davor, draußen seinen Schritt zur Thür herannahen zu hören, und mit Sehnsucht lauschte sie auf seinen Fußtritt. Doch allmählich lehnte sich ihr Kopf, einen Halt suchend, an die Wand zurück und ein Lächeln spielte um ihren Mund. Sie war auf der Winzenburg, und Hans Hödecke tanzte mit dem rothen Hütchen um Ludolf Ostermant, drängte ihn listig dem abgetrennten Winkel des Raumes zu, daß er hinter dem Vorhang im Dunkel mit der Hand auf einen Nacken traf, um den sein Arm sich schlang. Ahnungslos hatte sie dort auf das Geheiß ihrer Gebieterin gestanden — nun plötzlich von einem süßen Schreck durchfahren — doch geglaubt, ein Zufall habe es so gefügt —

Da fuhr Jutta von Moringen in Wirklichkeit wieder schreckhaft zusammen. Eine andre Erinnerung faßte sie an — von den rohen Armen des fremden

Kriegsknechtes hülflos gebändigt, sah sie im Mondglanz Ludolf durch die Thür hereinstürzen. Mit verzweifelter Anstrengung sie durchbebender Scham wollte sie sich losringen — fort — in's Dunkel sich zu bergen — doch, wie sie's damals nicht gekonnt, that sie's jetzt nicht. Denn Schlaf hatte sie überkommen, und sie durchlebte den angstvollen Augenblick nur wieder im Traum.

Hell flammten noch die Sterne vom Himmel herab, als der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt mit seinem Geleit durch das Thor der Stadt Augsburg hinauszog, den langen Rückweg nach Sicilien anzutreten. Er war so früh aufgebrochen, um zur Nachtunterkunft noch den Ort Mediasilva, ‚mitten im Wald' des wilden Karwendelgebirges, zu erreichen und von dort weiter bei dem römischen Oenipontum, der jetzigen Stadt Innsbruck, die alte Heerstraße der deutschen Kaiser über das Joch des Brennerbergs nach Italien einzuschlagen. In vielfache Gedanken vertieft, ritt der Bischof an der Spitze des Zuges und nahm nicht gewahr, daß sich einmal hinter einer Buschwand hervor seinem Gefolge noch ein einzelner Reiter anschloß, der schon seit der Morgenfrühe dort wartend ausgeschaut hatte. Und als der Kanzler später sich nach dem jungen Edelknecht Ludolf von Mo-

ringen umblickte, ihn an seine Seite zu berufen, glaubte er nicht anders, als daß derselbe mit ihm im Nachtdunkel aus Augsburg fortgeritten sei.

In der Brautkammer aber schlug Jutta von Moringen einmal die Augen auf und sah, noch halb im Traumesbann, vor sich hinaus. Sie wußte nicht, wo sie sich befinde und was geschehen sei; um sie lag das frühe Morgenlicht des Maitags, doch die Nachtluft war kühl durch das offene Fenster hereingeflossen, und ein frostiger Schauer überlief ihr die Glieder. So blickte sie verworrenen Sinnes durch den leeren Raum, bis etwas ihre Augen anhielt, ein Kästchen auf einem Tisch und ein Pergamentblatt daneben. Fast unbewußt trat sie drauf zu — ihre Herrin hatte sie lesen gelehrt — und sie las ein paar ihr von dem Blatt entgegensehende Schriftzeilen:

„Ich mußte unerwartet noch früher fort, als ich gedacht, und konnte nicht mehr Abschied von Dir nehmen. Was ich an Habe besitze, hinterlasse ich Dir hier als Brautschatz, damit ich weiß, daß Du nicht in Nothdurft verfallen kannst."

Das mußte schon am Abend so hiergelegen haben, doch bei ihrem Eintritt gleich das Licht auslöschend, hatte sie es nicht wahrgenommen. In dem Kästchen befanden sich die Hildesheimer goldenen Widdermün-

zen, von denen Herzog Philipp von Schwaben sich nicht mehr entsonnen, er habe sie durch Bischof Konrad an Ludolf Ostermant überliefern lassen, diesem seine Dankbarkeit damit kundzugeben.

Die Sonne ging auf und stieg höher an; drunten im Hof des bischöflichen Schlosses füllten wiehernde Rosse und klirrende Ritterrüstungen den Raum, ein Bote der Herzogin Irene kam, Frau Jutta von Moringen den Aufbruch nach der Hohenstaufenburg zu melden. Doch die Benachrichtigte gab nicht Antwort, mit leerblickenden Augen saß sie in stummer Hülflosigkeit auf der Bank. Eine Weile verstrich, da erschien Frau Irene selbst unter der Thür und rief eilig: „Wo bleibt ihr, Jutta, es ist hohe Zeit! Wo ist Dein Mann?“

Doch nun stutzte sie plötzlich bei dem Anblick der noch reglos Sitzenbleibenden, trat rasch auf sie zu und fragte erschreckt: „Was ist Dir — was hast Du in den Augen?“

Jetzt raffte Jutta von Moringen alle Kraft zusammen, um aufzustehn. Doch emporgerichtet, vermochte sie sich nicht auf den Füßen zu halten, glitt vorüberschwankend zu Boden, und ihr Gesicht gegen die Knie der Herzogin Irene pressend, brach sie in unhemmbar krampfhaftes Weinen aus.





XXI.

Ohnmächtig saß der neunzigjährige Greis Cölestin III. auf dem päpstlichen Thron. Die Kaisermacht hatte gesiegt und der Widerstand der Kirche lag zerschmettert am Boden; ihre irdische Wehrkraft war zerbrochen und ihr Bannfluch wirkungslos wider den sechsten Heinrich. Unumschränkter Herr war er im Reich und im Königreich Sicilien, der Gebieter in ganz Italien. In seine Hand lag's gegeben, das seinem Bruder vom Kaiser Isaak Angelos übertragene Recht auf den byzantinischen Thron durch Eroberung Konstantinopels zu verwirklichen, das Abend- und Morgenland zur Weltherrschaft für das staufische Geschlecht zu vereinigen. Vielleicht das gewaltigste Anzeichen des Beginnes einer solchen bildete der Kreuzzug zur Gewinnung des heiligen Landes. Zum erstenmal hatte nicht die Kirche zu ihm aufgerufen, nicht den Führern und Fürsten gleich ihren Vasallen den

Kampf wider die Ungläubigen geboten; mit heimlichem Zähneknirschen segneten vor dem Lateran die Cardinäle die zahllos, dem Geheiß des Kaisers folgend, an Rom nach dem Süden vorüberströmenden Schaaren. Der Kaiser hatte mit dem großen Ruf: „Nach Jerusalem!" den in allen Gemüthern der Zeit gährenden Drang entfesselt und entflammt, klug der Kirche eines ihrer mächtigsten Wirkungsmittel auf die abendländischen Völker aus den Händen entwunden. Wohl war es eine Kreuzfahrt, doch keine im Sinne und zum Vortheil der Geistlichkeit, und weltliche Endziele sah diese als Zweck und Ergebniß der gewaltigen Zurüstungen voraus.

Zu unzählbarer Menge vereinigte der Sommer deutsche vornehmste Herren, Ritter und Bürger bei der Stadt Messina, von wo am ersten September die mächtige Kriegsflotte gen Osten aufbrach; den Oberbefehl über sie hatte Kaiser Heinrich seinem erprobten Kanzler Konrad übertragen, den auch sein Schwäher Graf Adolf von Holstein und seine Brüder Gebhard und Gerhard, mit dem Beinamen ‚Ueberbein', begleiteten. In kaiserlichem Auftrag landete er zunächst auf der Insel Cypern und krönte dort ihren Beherrscher Amalrich, der, obwohl ein Statthalter des oströmischen Reiches, sich dem Kaiser mit Hul-

digung unterworfen, zum König; aus der Krone, die Heinrich VI. ihm sandte, funkelte ein erstes Aufleuchten seiner Zukunftsherrschaft über die morgenländische Welt. Dann trat das Kreuzheer bei der Hafenstadt Ptolemais, dem ‚Acco' der biblischen Ueberlieferung, an die syrische Küste, eroberte rasch die uralte phönizische Stadt Berytos, nunmehr Beirut benannt, und belagerte die für uneinnehmbar geltende, von steiler Felshöhe niederblickende Schloßveste Thorutum. Doch Konrad von Querfurt hatte aus seinem Bisthum erfahrene Arbeiter der Erzbergwerke im Hartwalde mit sich geführt; bei Tag und Nacht pochend, untergruben sie den Felsen, teuften heimliche Gänge durch das Gestein empor, und die unbezwingliche Burg mußte sich dem kaiserlichen Kanzler ergeben. Bei ihrer Einnahme zeichnete sich der Edelknecht Ludolf von Moringen durch todverachtende Kühnheit so sehr aus, daß ihm der Graf Adolf von Holstein, der Anerkennung seines Schwähers Ausdruck leihend, vor dem Heer die Schwertleite ertheilte und der Bischof Konrad danach den neuen Ritter dankbar in die Arme schloß.

Von nicht so jähem Absturz ragte unendlich fern gen Westen im Deutschen Reich über dem Benedictinerkloster Lorch die Burg empor, die vor mehr als einem

Jahrhundert Herr Friedrich von Büren auf dem Kegel des Hohenstaufenberges erbaut, und sah weitum über das schwäbische Land. Sein Sohn Friedrich I. von Schwaben, dessen Sohn Kaiser Konrad III. und sein Enkel Kaiser Friedrich Barbarossa hatten sie vergrößert, sich nach ihr benannt, von ihr hatte das stolze Geschlecht der Hohenstaufer seinen Ausgang genommen, und stolz auch erhob sie sich, hochüberthürmt und breit hingelagert, als die vornehmste Schloßburg des Reiches. Oefter kehrte in diesem für eine abgerundete, vereinzelte Bergkuppe die Benennung ‚Staufen‘ wieder, einen ‚Becher‘ bedeutend, an dessen Form, wenn er umgestülpt wurde, die ersten deutschen Namengeber bei'm Gewahren der Anhöhe erinnert werden. So gab es da und dort noch andre ‚Staufenburg‘, doch nur ein Hohenstaufenschloß, dessen Name und Anblick fernhin die Höhe und den Glanz seiner Bewohner in's Land verkündete.

Hier in den Räumen, in die einst die Tochter Kaiser Heinrichs IV. mit ihrem Gatten, dem ersten staufischen Herzog von Schwaben, eingezogen, verbrachte jetzt dessen Urenkel, Herzog Philipp mit seiner jungen Frau Irene die schöne Sommerzeit des Jahres 1197. Er war der Stellvertreter seines Bruders in Deutschland, während der Abwesenheit desselben

das Oberhaupt des Reiches, aber nicht viel an Nöthigung legte diese höchste Würde ihm auf, denn ein tiefer, selbst zur Zeit Friedrich Barbarossas unbekannt gewesener Frieden herrschte überall; der eiserne Wille und das drohende Schwert Kaiser Heinrichs hielten jedes unbotmäßige Gelüst der größten wie der kleinen Herren scheu gebändigt. Botschaft kam herüber, das Kreuzheer sei gerüstet, zu seinem Zug nach Osten aufzubrechen, doch was im fernen Morgenlande geschehen mochte, ob plötzlich einmal Kunde von der Eroberung Konstantinopels eintreffen werde, fand im Hohenstaufenschloß achtlose Gedanken. Vier Augen hafteten dort nur ineinander, und ihre Inhaber horchten nur wechselseitig auf ihre Stimmen; sie dachten nicht an den Kaiserthron von Byzanz, keiner Zukunft, einzig der glückseligen Gegenwart. Weit um ihre frei in's Himmelsblau ragende Berghöhe überbreiteten dunkelschattende Wälder das Land, aber dazwischen blühten und dufteten in stillsonnigen Gründen heimliche Blumen, die sich, weltverlorenen Kindern eines Märchens gleich, Philipp und Irene von Schwaben zum Kranz flochten. Sommertage und -Monde eines Liebeslebens waren es, wie wohl in aller Vergangenheit noch keine Fürstenburg des Reiches ein ihm ähnelndes gesehen; rechnende Staats-

kunst hatte ihre Ehe geschlossen, doch der Einklang des Herzschlages hier und dort sie über alles Trachten nach äußerem Gewinn an Glanz und Herrschermacht emporgehoben. Nie war auf einem Thron das Edelste des Mannes und des Weibes so zur Vereinigung gelangt: hoher Sinn und Zartheit des Gefühls, verfeinerte Ausbildung des Geistes, Empfänglichkeit und Verständniß für die Schönheit der Natur, der Dichtung und Künste. Kein anderes Paar in allem deutschen Land reichte darin an ihre seelische Höhe hinan, und doch waren sie auch noch zwei Kinder im schattenlosen Glück ihrer Liebessonne. Ohne Geleit ritten sie täglich zusammen durch die schweigsamen Wälder, besonders gern gen Norden in das Thal des Enzflusses zum freundlich aus grüner Umrahmung anblickenden Kloster Lorch hinab, dessen hohe romanische Kirche die Gruftstätten der Begründer und ersten Herzöge des hohenstaufischen Geschlechtes umschloß. Doch Hand in Hand auf die Gräberplatten niederschauend, gedachten sie nicht des Todes, nur ihres Lebens; einem Märchenbild glich es, wenn Irene auf schneeweißem Maulthier aus dem Dunkel der tiefschattenden Laubbäume hervortauchte. Ohne Worte verstanden Beide die Sprache ihrer Augen; sich anblickend, hemmten sie zuweilen gleichzeitig den Weitergang ihrer Reit-

thiere, stiegen hurtig ab und setzten sich auf einen von Quendel überdufteten Grund. Gemeiniglich eng aneinander, sich mit den Armen umfaßt haltend, dann und wann indeß suchte Philipp nach einem etwas von dem seiner Frau entfernten Sitz und ließ sich dort nieder, um ihre ganze Gestalt unverwandt in seine Augen aufnehmen zu können. Dann leuchtete das Wunder ihrer Schönheit noch herrlicher als zuvor, denn sie wußte, weshalb er sich von ihr trennte, lächelte und erröthete zugleich von herzklopfendem Glückgefühl. So sie anschauend, sprach er einmal unwillkürlich etwas ihm in's Gedächtniß Zurückkehrendes:

„Du gleich der Wundermäre,
Du reiner Morgenthau,
Ich grüße Dich, Du Hehre,
Du Jungfrau und Du Frau!
Du einzig makellose
In aller Blumen Kranz,
Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!"

Lieblich durchfloß es sie, das aus seinem Munde zu hören, aber danach schüttelte sie verneinend den Kopf und bat ihn, ihr die Verse nicht wieder zu sprechen. Aus dem schmeichelnden Rosenklang traf's sie mit einem verletzenden Dorn, weckte ihr die Erinnerung an den auf, der sie mit diesem Lied begrüßt

hatte, gegen den sie zornige Erbitterung in sich trug. Sie mußte eines Grames der Liebe dabei gedenken, der als ein kalter Schatten in die warme Seligkeit der ihrigen hineinfiel. Freilich nur flüchtig, rasch wieder absinkend, denn das eigne Liebesglück behauptete allzu sonnenhaft seine Uebermacht und duldete keine Dauer seiner Trübung.

Als sie eines Tages sich wiederum so an einem blühenden Hang gegenüber saßen, kam Philipp unbewußt über die Lippen: „Ich kann's ihm nicht zu schwer verargen, da seine Augen Dich gesehen hatten."

Das verstand die Hörerin nicht und fragte: „Von wem redest Du?"

Er schwieg kurz, eh' er Antwort gab: „Der kluge Kanzler meines Bruders wollte nicht, daß jemand außer mir es erfahren solle. Aber warum soll ich Dir verschweigen, was er mir damals auf mein Fragen doch vertrauen mußte? Weißt Du, wer der Raubritter gewesen, der Dich in der Nacht auf der Winzenburg überfiel und in sein Verwahrsam fortzubringen gedachte? Des todten Löwen wilder Sohn war's, Otto von Braunschweig, den das Gerücht von des Kaisers Tod betrogen. Bischof Konrad war überzeugt, er habe ausgekundschaftet, wer Du seiest, und getrachtet, ein hohes Lösegeld von mir zu erlangen.

Doch ich glaube nicht an einen Antrieb der Goldbegier bei ihm, Du hattest so auf dem Söller vor seinen Augen gestanden, wie Du jetzt vor mir auf dem Gestein sitzest."

Dazu lachte Irene: „Du sprichst mir zu gelehrt, Philippos, ich bin wohl zu unwissend, das argumentum Deiner Logik zu verstehen." Aber ernsthafter fügte sie nach: „Der war's? Da Du's mir gesagt, überläuft's mich schreckhaft, wie ich dran zurückdenke, als könnt' es noch einmal so wieder geschehn. Damals hab' ich mich kaum vor ihm gefürchtet, zu rasch ging's vorbei, doch jetzt rührt mich Angst an, daß uns noch Schlimmes von ihm drohe. Warum wollte der Oheim Konrad denn, niemand solle es wissen und erfahren?"

„Weil er der klügste Mann im Reich ist, mein Täubchen, und sich auf Vortheilrechnung versteht, wie ein Cardinal im Lateran." Philipp hielt einen Augenblick an, dann setzte er hinzu: „Vielleicht ließ er den gefangenen Kriegsknecht ohne Geständniß frei und schwieg, um einmal bei gewichtigem Anlaß seine Kenntniß dem Löwensohn gegenüber gleich einem entscheidenden Schachzug nutzen zu können. Der Klügste ist er und, ich glaube, auch der Mann im Reich, in dessen Inneres am wenigsten ein Menschenblick einzudringen vermag. Ich wenigstens kenne ihn nicht,

wüßte nicht vorherzusagen, wofür bei einem Widerstreit der Berechnung seine Klugheit sich entscheiden würde."

„Aber er ist gut und treu —"

„Gewiß für die, welche er liebt. An dem Kaiser hängt seine Bewunderung und sein Herz, und an Dir kann's nicht anders. Glaubst Du, daß er auch mich liebt?"

Irene wachte plötzlich im Gedächtniß die sonderbare, dem Kanzler über ihren Verlobten entfahrene Aeußerung auf, als er ihr das falsche Gerücht vom Tode des Kaisers auf der Winzenburg mitgetheilt. Damals hatte sie auf sein kaum verhaltenes Wort: ‚Möge Gott verhüten, daß Herzog Philipp je die kaiserliche Gewalt ergreifen müsse', entgegnet, der sei doch auch ein hoher Staufer — im Ohr klang's ihr gegenwärtig nach, aber sie wollte nicht drauf hören und zu lang schon dauerte ihr das ungewohnt in ernstem Ton herüber und hinüber wechselnde Gespräch, so daß sie jetzt lachend ausrief: „Wie thöricht bin ich, so weit von Dir zu sitzen, Philippos! Ist's Dir nicht Thorheit, so unsere Lebenszeit zu verschwenden?" Und emporspringend flog sie wie ein Vogel zu ihm hin, daß er, ihre holde Gestalt mit den Armen auffangend und auf seine Knie ziehend, mahnte: „Nicht zu un-

vorsichtig hastig, Du bist kein Kind mehr, Frau Irene!“ Eine eigene Betonung lag auf dem Wörtchen ‚Frau‘, und sie verschlang ihre Arme um seinen Nacken und drückte das Antlitz fest an seine Brust.

Das waren Sommertage der Liebe in einem heimlichen, weltentrückten Zauberreich, und Schöneres an Menschenglück hatte die Erde nicht gesehn.

Doch Philipp von Schwaben war der Bruder des Allgewaltigen, und wie der Sommer sich zu neigen anhub, drang dessen gebietende Stimme einmal in die süßverschwiegenen Waldgründe der schwäbischen Traumwelt herüber. Sie hieß den jungen Herzog mit starker Truppenmacht über die Berge nach dem Süden aufbrechen, um den Sohn Kaiser Heinrichs, der schon als zweijähriger Knabe von den Fürsten zum deutschen König gewählt worden, aus Apulien in's Reich zu holen, damit er hier jetzt feierlich auch zum König gekrönt werde.

Ein Wille war's, dem die Liebe sich nachordnen mußte, so schwer ihr auch der Trennungsabschied fiel. Doch nicht für lange Dauer schieden die Glücklichen voneinander; noch bevor der rauhe Herbst in's Land fuhr, kehrte ja der jugendliche Oheim mit seinem Neffen, dem Kaiser ferner Zukunft, über die Alpen zurück. An wolkenlosem Tag im Beginn des Sep-

tembers winkte Irene von der Mauerzinne der Hohenstaufenburg dem an der Spitze eines glanzvollen Ritterzuges davonreitenden Geliebten nach, bis er, in's Walddickicht eintauchend, verschwand. Auch da blieb sie noch auf ihrer Warte stehn, fern drunten im Filsthal leuchteten seine goldenen Banner noch einmal auf, dann verschlangen dunkle Bergwände ihren lichten Glanz.

Nach dem ungewöhnlich milden Winter, dem herrlichen Lenz und Sommer hielt aber der Herbst diesmal früher als erwartet seinen Einzug in Deutschland. Schon bald nach der Septembermitte verdüsterte sich der Himmel mit trübem Gewölk, heftiger Wind jagte es, von Tag zu Tag seine Wucht steigernd, und in einer Nacht heulte die Wuth eines Sturmes aus Süden her, wie ihn von den Lebenden noch Keiner vernommen. Die schwäbischen Wälder durchdonnernd, zerbrach er vielhundertjährige Eichenstämme gleich Rohrhalmen, den Felsgrund erschütternd rüttelte er an den Mauern der Hohenstaufenburg, als drohe er, auch sie zusammenzustürzen. Eine wild-unheimliche Nacht war's, geisterhafter Art, denn der Vollmond stand am Himmel. Ueber ihn drängten sich die schweren, gepeitschten Wolkenmassen, daß sein Licht verschwand und Schattenfinsterniß die Erde be-

deckte. Doch zuweilen klaffte plötzlich das Gewölk auseinander, und durch eine schartig zerrissene Lücke flammte sein weißer Glanz. Wie es so einmal geschah, kämpften im Enzthal einige Wanderer sich wider den Sturm noch spät dem Kloster Lorch zu, schon Mitternachtsstunde mußte es sein. Da tauchte im Weg vor ihnen auf schwarzem Rosse eine riesenhafte Mannesgestalt empor, baarhaupt, von langen, grauen Haarsträhnen umflattert. Wie sie zu Tode erschrocken seitwärts taumelten, klang ihnen aus dem Munde des Gespenstischen windverweht hohle Stimme entgegen: Er sei Dietrich von Bern, sie hätten nichts von ihm zu fürchten, doch endlos Jammer und Elend verkünde er dem Reich. Bei'm letzten Wort sprengte er in den wildstrudelnden, von wochenlangem Regensturz hochangeschwollenen Enzfluß und war entschwunden. Die ganze Nacht hindurch wüthete der Sturm fort, aber gegen den Morgen hin mußte er sich vom Süden nach Norden umgewendet haben. Denn als bei'm ersten Taggrau Irene von Schwaben aus dem Fenster der Kemenate blickte, strömte kein Regen mehr herab, sondern ringsum lag Schnee wie ein weißes Bahrtuch um das Hohenstaufenschloß.

Drüben jedoch, jenseits der hohen Scheidewand zwischen dem Reich und Italien, warf die Sonne

noch durch sommerheiße Luft ihre blitzenden Goldpfeile hernieder. Unter ihr zog Herzog Philipp, nachdem er langsam das Brennerjoch und die Engnisse des Etschflusses überwunden, durch tiefe Ruhe seinem Ziel entgegen. Ueberall öffneten sich dem Bruder des Kaisers die Thore der Städte zu festlichem Empfang; in manchen Augen, wenn sie sich von ihm abgekehrt, flackerte wohl ein Weiß ohnmächtigen Grimmes, aber huldigend bog allerorten der Podestà das Knie und erscholl ihm der Zuruf der Volksmasse. Das Apenningebirge überquerend, hielt er durch Fiorenza und Siena die Richtung nach Rom inne, gelangte am letzten Septembertage an den blauen Wasserspiegel des Lago di Bolsena. Eine Felseninsel, Martana genannt, hob sich aus diesem auf; dort war einst die Königin der Ostgothen, Amalasuntha, die Tochter und Erbin Dietrichs von Bern auf Anstiften ihres Vetters Theodat im Bade überfallen und erdrosselt worden. Nah dem Südende des Sees erglänzte in der Abendsonne von hohem Bergthron die weinberühmte Stadt Montefiascone; unter ihr schlug Philipp von Schwaben sein Feldlager auf, und milde Nacht deckte ihren Sternenmantel über die Ruhbedürftigen. Keine Wolke drohte am Himmel, kein Hauch regte die weiche Luft.

Da war's jählings im Morgendämmern, als zerberste der Erde Grund und schleudere ringsum blutrothe Flammen zum Himmel. Wie vom Sturm gepeitscht kam die alte Fama des Virgilius vom Süden durch die Luft daher, ein Wort niederschreiend, das millionenfach rückgellenden Echoruf aufweckte. Und diesmal war's kein Lügenmund, mit dem die oftmalige große Bethörerin blitzesschnell ihre Botschaft dahertrug, sondern Wahrheit rief sie über alle Länder und Meere. Die tückische Fieberkatze hatte, sich aus dem Sumpfthal des Flusses Nisi in Sicilien aufschnellend, diesmal ihr Opfer gepackt und mit ihren Krallen zerfleischt. Am achtundzwanzigsten September aus dem Leben fortgerissen, lag Kaiser Heinrich todt zu Messina; wie die Kunde Montefiascone erreichte, hatte sein Heer bereits in endlosem Trauerzug den Leichnam nach Palermo geführt, bestattete ihn dort in dunkelrothem Porphyrsarkophag in der weiten Vorhalle der Kathedrale neben dem Sarge seines Schwähers, des Normannenkönigs Roger, durch dessen Tochter Constantia er das verhängnißvolle Anrecht auf die sicilische Krone an sein Geschlecht gebracht. Mit zweiunddreißig Jahren, genau im Alter des großen Alexander, stürzte der sechste Heinrich jählings aus seiner schwindelnden Höhe zerschmettert

herab; wie jener nicht vom Schwert der Feinde niedergeworfen, sondern von vergiftender Seuche hingerafft, und wie hinter jenem brach hinter ihm die Gründung eines Weltreiches zusammen, das auf der übergewaltigen Kraft eines Mannes geruht hatte.

Als sei aber das Tyrrhenische Meer vom Grund hraufgepeitscht und schleudere donnernd seinen Wogenschwall über alle Felsgestade von Calabrien bis zu den Ligurischen Alpen — als ob tausendfältig vom Süden bis zum Norden der Boden flammenspeiende Abbilder des Vesuv heraufbrechen lasse — so überheulte im Nu das ganze italische Land ein unermeßliches Getöse. Jede Herrschaft, jede Stadt und Burg verwandelte sich zu einem waffenklirrenden Krater; die lähmende Furcht war gebrochen, aus den Eisenketten des Kaisers gelöst, rangen der Haß, die Gewaltthat und Begier, alle zu Boden geduckten Leidenschaften sich wild zu ungebändigter Freiheit auf. Brüllend warfen im Siegesrausch überall sich die Guelphen auf die schwächeren Ghibellinen, Kampf auf Leben und Tod, Wuthgeschrei, Verrath und Mord übertobten jede Fußbreite Italiens; von Blutströmen ward das Erdreich geröthet, wider die deutschen Herren vor allem loderte die Rachsucht. Eine Weile stand Philipp von Schwaben wie betäubt, vermochte

den ungeheuren Umschwung weniger Stunden nicht zu fassen, nicht an dessen Wirklichkeit zu glauben. Aber dann ließ ihm alles nicht Zweifel an der Wahrheit, er erkannte, eine bergeshohe Brandung thürme sich unüberwindlich der Fortsetzung seines Weges nach Süden entgegen, unmöglich sei's, mit seiner zu schwachen Macht das ‚Kind von Apulien', den Erben der Kaiserkrone, zu erreichen und nach Deutschland zu bringen. Die schreckensvolle Nothwendigkeit gönnte keine Wahl, gebot ihm nur Eines, seine Begleiter aus dem, ihnen Schlimmeres als Tod drohenden Untergang der deutschen Oberherrschaft zu retten; so sah der Abend des bösen Tages ihn bereits wieder im Norden des Sees von Bolsena. Im ersten Anfang schien wohl seine aus mehr als tausend Rittern bestehende, geschlossene Streitkraft stark genug, sich den Rückweg zu erzwingen, ohne schwere Verluste gelangte sie wieder nach Pistoja an den Südabhang des Apennins. Doch jeder Tag drängte deutlicher das Gefühl auf, daß alles um sie her, Menschen, Land und Luft, jeder Berg und Fluß ihnen feindselig entgegenstehe, den Ausweg versperre. Die Meldung ihres Herannahens lief vorauf, sie wurden von gerüsteten Schaaren erwartet, Verfolger bedrohten sie im Rücken. Die Kühnheit der Angreifer wuchs, und die

Hülfsmittel der verlassen in der Fremde Irrenden schwanden; Nahrungsmangel verbündete sich wider sie mit ihren Gegnern, ihre Pferde stürzten vor Entkräftung. Doch mit heimlicher Bewunderung blickten alle auf ihren kaum mehr als zwanzigjährigen Anführer. War das der schöne Jüngling, der thatlos den Sommer in Liebesseligkeit verträumt? Die herbe Noth hatte ihm das weiche Herz umpanzert, reifte ihn in kurzen Tagen zum festen, entschlossenen Mann. Als der Unerschrockenste in der Gefahr erwies er sich, als der Umsichtigste im Rathschluß, in entscheidenden Maßnahmen. Das Hohenstauferblut war in ihm erwacht, sich seiner Kraft und Pflicht bewußt geworden; jeder empfand, allein auf ihm ruhe die Hoffnung des kleinen, täglich sich mehr verringernden Heerhaufens auf rettende Heimkehr. So führte Herzog Philipp von Schwaben seine Schaar über die öde Wildniß des Apenninrückens zur weiten Poebene hinunter. Hier zwangen Nothdurft und Uebermacht der Feinde ihn oftmals zum Anhalt hinter Stadt- und Burgmauern, aber von da und dort flossen ihm jetzt versprengte deutsche Ritter und Kriegsknechte zu; unter seinem Banner Schutz suchend, verstärkten sie ihn, mit Todesmuth gelang's ihm jedesmal, die ihn umlagernden Massen zu durchbrechen. Bei'm Ansturm

seiner Reiter übermannte die Italiener doch alte Scheu vor dem Namen des Staufers und der Wucht des deutschen Ritterschwertes, sie wichen, eine Lücke öffnend, auseinander, und am Octoberausgang glückte den Flüchtlingen das kaum mehr Erhoffte. Das Schwierigste von allem hatten sie vollbracht, den breiten Pofluß überkreuzt, doch nur noch die Hälfte der bei Montefiascone Umgekehrten, und weit und gefahrschwer lag noch der Weg bis zum Brennerjoch vor ihnen.

Als Herzog Philipp auch von diesem mit dem kargen Rest seines Gefolges hinabstieg, deckte tiefer Schnee die bairische Hochfläche; überall aber in Stadt und Land strömte das Volk zusammen und starrte ihn wie einen aus dem Grabe Auferstandenen an. Ein Todtgeglaubter war er; die Fama hatte sich auf ihren alten Flügeln ihm in's Reich voraufgeschwungen und verkündet, er liege mit allen Seinigen in Italien erschlagen. Die Todesermattung derselben nöthigte ihn in Augsburg zu einer Ausrast; ein sogleich entsandter Bote überbrachte in unterlaßlosem Ritt die Nachricht von seiner lebendigen Rückkunft zum Hohenstaufen. Philipp blickte über das Lechgefild; Wintertod lag drauf, wo im Mai, vor kaum mehr als einem halben Jahr, die höchste Sommerfreudigkeit geblüht

und geleuchtet. So auch lag der Winter auf dem Reich, für das keine Frühlingswiederkehr mehr denkbar erschien. Fern saß der römische König Friedrich II. als dreijähriger Knabe im alten Normannenschloß zu Palermo, wohin seine Mutter Constantia mit ihm geflüchtet.

Doch an die trostlose Zukunft des Reiches gedachte Philipp von Schwaben kaum, als er schon am nächsten Tage den Weiterritt nach seiner Burg fortsetzte. Er hatte seine Pflicht gethan, die seiner Obhut Vertrauten wenigstens zur Hälfte aus dem ungeheuren Zusammenbruch errettet; nun war er kein Heerführer, kein Kriegsmann mehr, jeden Schlag seines Herzens erfüllte nur namenlose Sehnsucht der Liebe. Auch seine Frau mußte ihn todt geglaubt haben — endlos bedünkte ihn der Weg durch sein Land, wie kaum der vom Bolsener See bis hierher. Noch in Tageshelle stieg, als er von der Hochfläche zum Filsthal niedergeritten, das Hohenstaufenschloß vor ihm auf, doch Nacht ward's, eh' er es erreichte. Aber seine Ankunft war in der Burg gemeldet, denn ihr Thor stand weit offen, wie ein glühender Strom wälzten sich ihm Fackeln draus entgegen, und plötzlich schlug es hundertstimmig vor ihm in die Luft:

„Heil Kaiser Philipp!“

Und um einen Athemzug später brauste es hinter ihm ebenso von seinem eigenen Geleit zurück:

„Heil Kaiser Philipp!"

Er hörte es, donnernden Rufs, aber nur an's Ohr klang's ihm, nicht zum inneren, begreifenden Sinn. Hastig sich vom Roß schwingend, flog er die Palastreppe hinan, dem einzigen Ziel seines Denkens entgegen. Droben im Gemach erwartete ihn Irene, sie hatte ihre Frauen und Diener fortgehn heißen, nicht vor zuschauenden Augen, allein wollte sie ihn empfangen.

So that sie's, und eine Weile verging. Da schlug's wieder draußenher vom weiten Burghof aus eng Kopf an Kopf aneinandergedrängter Menge wie einer Stimme Ruf empor:

„Heil Kaiser Philipp!"

Verworren fuhr er von der Ruhbank auf, sein Arm glitt vom Nacken seines jungen Weibes herab, und verständnißlos brachte er vom Mund: „Was wollen — was rufen sie?"

Irene stand neben ihm und faßte seine Hand wieder. So antwortete sie: „Sie rufen, was ist — was Du bist."

„Ich?" Sein Angesicht entfärbte sich weiß. „Der Kaiser ist meines Bruders Sohn —"

„Nein, Philippos. Du bist's, Du mußt es sein. Heut' rufen sie's auf Deiner Burg, doch morgen im ganzen Reich. Ich weiß es, ich habe es gehört. Das Reich verdirbt, wenn ein Kind die Krone trägt; Du bist der letzte Hohenstaufer."

Auch ihr Antlitz war bleich wie Marmorfarbe geworden; mühsam erwiederte er: „Das spricht Deine Liebe?"

Hochaufgerichtet antwortete sie: „Ja, der Stolz meiner Liebe auf Dich."

„Dann wäre ihr Sommer vorüber und käme nicht mehr wieder. Der Frieden unseres Glückes würde ruhloser Kampf —"

„Ja, Philipp, ich weiß es. Ihr Sommer ist vorüber und kommt nicht wieder. Aber ich bin eines Hohenstaufers Weib, und seitdem ich Dich todt gewähnt, habe ich die Kraft, es zu sein. Du lebst, das ist Alles, und mit Dir lebt auch unter der Königskrone die Liebe fort. Sie trüge es nicht, daß im deutschen Land das Volk mit den Fingern auf Dich wiese, durch sie seiest Du muthlos Deinem Geschlecht entartet."

Philipp von Schwaben mußte sich auf die Bank zurücksetzen, der Fuß ward ihm haltlos, und neben ihm glitt auch seine junge Frau wiederum nieder.

Ihr Anblick verrieth, daß fortgeschritten ein andres, neues Leben sich in ihr rege; ihr blasses Antlitz sprach, sie habe die höchste Kraft ihrer Liebe aufgeboten, dieser selbst das Schwerste abzuzwingen. Nun preßte sie erschöpft die Stirn an die Brust ihres Gatten und brach in Schluchzen aus, während draußen vom Burghof der Ruf fortscholl: „Heil, Kaiser Philipp!“

Und so hallte es schon in den nächsten Tagen laut und lauter im Reich wider. Vergeblich bemühte er sich, das Recht seines vor Jahresfrist von den deutschen Fürsten einmüthig zum römischen König erwählten Brudersohnes zur Geltung zu bringen. Von Fürsten und Volk tönte ihm die Antwort entgegen, das Kind, das noch für länger als ein Jahrzehnt kein Schwert führen könne, sei machtlos; er lade die Schuld am Verderben des Reiches auf sich, wenn er nicht sich selbst die Krone auf's Haupt setze. Auf das allseitige Drängen willfahrte er, im Namen des kleinen Friedrich bis zu dessen Mündigkeitsalter die Herrschaft zu übernehmen.

Da traf im Januar doppelte Botschaft aus Rom ein, vom Tode Papst Cölestins III., und daß in raschester Wahl das Cardinalscollegium sich geeinigt habe, zu seinem Nachfolger den erst siebenunddreißig-

jährigen Cardinal Lothar aus dem Geschlechte der Grafen von Conti zu erheben, der unter dem Namen Innocenz III. den päpstlichen Thron bestiegen. An die Stelle des überlebten, friedesüchtig schwachen Greises war ein Oberhaupt der Kirche noch unerhört jugendlichen Alters getreten, ein Mann von glühender Leidenschaft und eisig rechnendem Verstand, von ebenso gewaltiger Willenskraft als Gewissenlosigkeit, jedes Mittel der ihm von der blinden Geistesbeschränkung der Menschheit in die Hände gelegten Macht zu benutzen. Was seine Krönung mit der Tiara dem Reich weissage, empfand jeder staufisch Gesinnte bei'm ersten Vernehmen der Kunde; das Andrängen an den letzten, in Kraft der Mannheit verbliebenen Hohenstaufer wuchs zum Sturm. Auf Städtegassen und in Burghöfen sang umreitend allerorten Walther von der Vogelweide ein Lied, das zum Schluß sprach:

„O weh, der Papst ist noch zu jung,
Herr Gott, hilf deiner Christenheit!“

und ein zweites mit dem Ausgang:

— — —.— Höre,
Hör', Deutschland, meine Lehre:
Dem Philipp setz' den „Waisen“ auf
Und laß die andern beugen sich!

Nicht Wahl und Wunsch Philipps von Schwaben war's, seine Pflicht, daß er einwilligte, sich im März

des Jahres 1198 in der thüringischen Stadt Arnstadt von Fürsten und Volk zum römischen König küren zu lassen. Doch während dies geschah, zog vom Süden Frankreichs, umringt von englischer und französischer Ritterschaft, eine machtvolle Reitergestalt gegen den Rhein heran, der von diesem aus alle Fürsten des Nordwestens im Reich, die Bischöfe von Utrecht, Paderborn, Minden und Straßburg zwei Tagereisen weit zum Empfang entgegeneilten. An ihrer Spitze ritt der Erzbischof Adolph von Cöln und neigte sich vor dem eintreffenden Grafen von Poitou, dem Herzog Otto von Braunschweig, als dem vom heiligen Vater Innocenz gesegneten, von den deutschen Fürsten zum römischen König erwählten Oberhaupt des Reiches. Englisches Gold seines Oheims, des Königs Richard Löwenherz, hatte ihn in Stand gesetzt, die Stimmen der geistlichen und weltlichen Herren zu erkaufen, eine Streitmacht zu rüsten, mit der er die alte Krönungsstadt Aachen umlagerte und zur Uebergabe zwang. Und eidbrüchig salbte und krönte im Juli Erzbischof Adolph den Sohn Heinrichs des Löwen als König Otto IV. und setzte ihn vor den versammelten Fürsten auf den Stuhl Kaiser Karls des Großen.

Das forderte von König Philipp gleiches Thun.

Er berief einen Reichstag nach Mainz, wohin alle Fürsten aus Schwaben, Franken, Thüringen, Sachsen, Baiern und Böhmen ihm Folge leisteten. Dort krönte ihn am achten September der Erzbischof von Trier, und das Reich besaß zwei gesalbte Könige. Doch im Gefühl des deutschen Volkes hob ihn hoch über seinen Gegner empor, daß ihm die Krone Kaiser Karls auf den Scheitel gesetzt worden. Er war im Besitz der Reichskleinodien, und von ihrem funkelnden Glanz überflossen, trat er im kaiserlichen Krönungsornat vor den unermeßlich brausenden Jubel der Volksmenge hin. Blassen Antlitzes grüßte sie der einundzwanzigjährige König Philipp, und bleich, doch festen Schrittes ging die Königin Irene mit dem Diademreif auf dem dunklen Gelock neben ihm; das schönste Menschenpaar war's, das alle Augen je gesehn. Und der echte König war's für sie alle; nur ruhte auf seinem goldblonden Haupt nicht der Segen des Papstes, sondern Innocenz III. hatte auf ihn, als ‚den Abschaum des Menschengeschlechtes', den Bannfluch geschleudert, ihn auszutilgen geboten von der Erde und ihm die Pforten des Himmels verschlossen.

Walther von der Vogelweide aber spielte und sang auf dem Krönungstag zu Mainz:

Die Kron' ist älter, als der König ist!
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied so rechtes Maaß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also wol,
Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll,
Keins mag dem andern Licht und Glanz entziehen.
Sie leuchten beid' einander an,
Die edlen Steine und der junge süße Mann:
Das muß den Fürsten Augenweide sein.
Drum schaue, wer des Reich's nun irre geht,
Wem überm Scheitel hell der Waise steht.
Der Fürsten aller Leitstern sei der Stein!





XXII.

Im gesammten Abendlande hatte der Tod Kaiser Heinrichs dessen stolzes Lebenswerk zum Zusammensturz gebracht, und so traf die Botschaft mit erschütterndem Stoß auch das Kreuzheer im fernen Morgenlande. Unter dem ersten Schreckenseindruck erneuerten zwar die dort versammelten deutschen Fürsten vor dem Oberbefehlshaber den Treuschwur, den sie vor Jahresfrist dem kleinen Sohn des Kaisers geleistet, und im Sinne des Letzteren führten sie die Waffen gegen die Ungläubigen fort. Doch bald war's zu empfinden, daß mehr und mehr ihr eigentliches Sinnen nicht bei ihrem Thun sei. Der Köpfe aller bemächtigten sich heimliche Gedanken oder vielmehr ein einziger gleichmäßiger: die verschwiegene Frage, was jetzt in ihrer Abwesenheit fern drüben in der deutschen Heimath geschehe, welcher Verlust ihnen dort drohe, welchen Gewinn sie sich einzuscheuern vermöchten. In Palästina winkte ihnen wohl die himm-

lische Krone für die Befreiung des heiligen Grabes, doch im Reich stand das Leben mit allen seinen Erdengütern auf dem Spiel. Von der religiösen Begeisterung ihrer Kriegsschaaren gedrängt, schritten sie eine Zeit lang noch auf dem Wege nach Jerusalem vor, aber lässiger und zaudernder ward ihr Weiterdringen.

Da lief eines Morgens um, der Anführer des Kreuzheeres, Bischof Konrad von Hildesheim, habe in der Nacht alles werthvolle Gut seines Lagers Lastthieren aufbürden lassen und mit seiner Mannschaft den Rückweg nach Tyrus angetreten. Und nicht als inhaltlose Fama stellte sich's heraus; um wenige Tage später schwellten die Schiffe des Oberbefehlshabers vom Hafen der alten phönizischen Felsenstadt die Segel gen Westen, und in hastigem Gedränge folgten rasch danach die Fahrzeuge aller andern Fürsten und Herren hinter ihm drein. Verstohlen ging ein Raunen von Mund zu Mund, ein gewaltiges Angebot muselmännischen Goldes solle ihn zum unrühmlichen Ablassen von der Weiterführung des Kreuzzugs bewogen haben. Ein Gerücht ohne stützende Beweismittel war's, doch es durchschwirrte die Luft, und nur wenige derer, die es vernahmen, ereiferten sich dawider, die meisten antworteten drauf mit schweigsamem Achselzucken. Im Spätsommer landete Kon-

rad von Querfurt, klug den noch fortdauernden deutschfeindlichen Aufruhr in Italien meidend, mit seinem Gefolge, unter dem sich der junge Ritter Ludolf von Moringen befand, an der provencalischen Küste und gelangte an die Grenze des Reichs erst um einige Tage nach der Krönung König Philipps. Doch in schleunigster Hast eilte er zu diesem nach Mainz, huldigend das Knie vor dem neuen Kaiser zu beugen, der ihn „mein lieber Vetter" begrüßte, nach dem Sprachbrauch der Zeit ‚Vaterbruder' bedeutend und dem ‚Oheim' gleichkommend, wie seine ehmalige Niftel ihn mit herzlichem Klang wieder anredete. In diesen Tagen kam die Königin Irene auch einmal auf freiem Platz nah an Ludolf von Moringen vorüber, der sich tief vor ihr neigte. Aber ihn anblickend, ritt sie ohne Grußerwiederung weiter, als ob sie ihn nicht mehr erkannt habe, und sich todesblaß entfärbend, sah er ihr nach. Lange Stunden harrte er täglich regungslos in der Nähe des Schlosses, um sie anschauen zu können, wenn sie draus hervortrat, doch verborgen, so daß ihre Augen ihn nicht wieder wahrzunehmen vermochten. Dann verließ er Mainz mit dem fortziehenden Bischof Konrad, den König Philipp in der bisherigen Würde bestätigt, auch zu seinem Kanzler ernannt hatte.

Doch bildete nicht Hildesheim das Wegziel Konrads von Querfurt, ein andres hielt er in's Auge gefaßt, wohl von der Beipflicht des jungen Königs zur Anstrebung desselben ermuthigt. Das mit mächtiger Herrschaft und großem Reichthum begabende Bisthum Würzburg war ledig geworden, er suchte dies für sich zu gewinnen, ihm gelang die Vereinigung der Stimmen des Domcapitels zu seiner Wahl, und er nahm den bischöflichen Thron ein. Vor solchem Thun war er einst mit eindringlich bewegten Worten von seinem väterlichen Freunde, dem Propst Herbord verwarnt worden, als er vor seiner Bischofsweihung im Hildesheimer Dom mit lauter Stimme den Vorbehalt ausgesprochen, daß ihm gemäß der Zusicherung des Papstes freistehen solle, falls der Fortgang des Lebens ihn zu einer noch höheren geistlichen Würde berufen werde, sich nach eignem Ermessen wider oder für die Annahme zu entscheiden. Damals hatte der alte Dompropst einen Augenblick gestutzt, die zur Infulierung erhobene Hand zurücksinken lassen und nachher im Bischofshofe gesprochen: „Zum Hirten Deiner Herde stehst Du durch meine Hand erhoben, und es redet die Satzung der Kirche, Du bist ihr anvermählt, gleich wie der Mann dem Weibe durch das Sacrament der Ehe, unlöslich bis

daß der Tod Euch voneinander scheide. Cave, Conrade!“

Konrad von Querfurt aber war in seinem Leben keinem Weibe unlöslich vermählt gewesen, so erachtete er auch die Verbindung mit seinem Bisthum nicht als eine unzertrennbare Ehe, sondern bestieg den reicher verlockenden Bischofssitz von Würzburg. Weiter jedoch hatte Herbord in jener Stunde gewarnt: „Dem Wandel der Erdendinge unterliegt auch der Stuhl Petri, es wechseln seine Inhaber. Als ein Sacrilegium kann dieser verurtheilen, was jener als dem göttlichen Willen gemäß erfunden, und nicht wankende Stütze verleiht allein unser Bewußtsein, jede Versuchung abweisend, dem uns eingeschriebenen Gesetz wandellose Treue zu bewahren.“

Hegte die Brust Konrads von Querfurt keine solche Gesetzesinschrift in sich? Oder baute er auf das hohe Lob, das ihm einst der Mund des Cardinals Lothar als dem Kanzler des mächtigen Kaisers Heinrich zuerkannt?

Doch Innocenz III. auf dem päpstlichen Thron war nicht mehr jener Cardinal. Er warf die Verstattung seines Vorgängers Cölestin als von einem altersschwachen Greise wider die heilige Satzung der Kirche bewilligt um, vernichtete die Wahl des Würz-

burger Domcapitels und entsetzte zugleich den Bischof Konrad seines Bisthums Hildesheim, erhob den Propst Herbord zum geistlichen Oberhaupt und Fürsten des letzteren. Dawider indeß behauptete Konrad, sich gegen das Gebot des Laterans auflehnend, seinen neu errungenen reichen Bischofssitz.

Im schwäbischen Land aber war der Sommer der Liebe mit seiner friedvollen Ruhe für immer entschwunden, seine sonnige Glückesstille kehrte nicht wieder. Den größten Theil des Jahres verbrachte die Königin Irene allein an der Wiege ihres kleinen Töchterleins Beatrix in der festen Sicherung der Hohenstaufenburg, wo nur zur strengen Winterzeit König Philipp vergönnt wurde, länger bei seiner Frau und seinem Kinde zu verweilen. Sonst nöthigte unterlaßloser Kampf wider seinen Gegenkaiser Otto ihn zum Aufenthalt im Feldlager, bald hier, bald dort im Reich; er behauptete die Oberhand im Süden desselben, jener im Norden, wechselnd vom Glück begünstigt rangen Beide gegeneinander in rastlosem, wildblutigem Streit. Niemanden hatte die Natur zu solchem weniger bestimmt, als Philipp; sein milder Sinn und nur von edlen, menschlichen Regungen bewegtes Gemüth hätten ihn wie keinen Zweiten geschaffen, ein Volk und Land als friedlicher Herrscher

zu beglücken; nichts war ihm fremder, als seines gewaltigen Bruders himmelstürmendes Trachten nach der Krone eines Weltreiches. Aber das Schicksal hatte ihn zum Hohenstaufer gemacht, zum Letzten des großen Geschlechtes, der das Schwert führen konnte, und ihm die Pflicht aufgezwungen, es zu thun für die Bewahrung Deutschlands vor römischer Knechtschaft und für das Recht des ‚Kindes von Apulien', als dessen Statthalter nur er sich heimlich auch unter der Königskrone fühlte. So gab er seine Lebenstage statt der seligen Schönheitsstille der Liebe, nach der die Sehnsucht seines Herzens schlug, dem unablässigen Getöse ihn im Innern anwidernden rohen Waffenwerks dahin und that's als Hohenstaufer mit unbeugsamer Festigkeit des gefaßten Willensentschlusses, mit gleicher Tapferkeit und kluger Umsicht, als unverzagender Ausdauer in Niederlage und Unglück. Doch dem ‚Waisen' in seiner Krone gleich, leuchtete sein Name mit Edelsteinglanz vor denen aller Fürsten der Zeit. Auch seine erbittertsten Feinde auf dem Schlachtgefild wagten sich nicht mit Haß und Verleumdung an die reine Höhe seines Menschenwerthes; kein Gegnermund sprach ihm jemals eine Ungerechtigkeit und Unredlichkeit, treulose oder grausame Handlung nach. Die Handhabung harten Erzes legte das

Geschick ihm auf, aber die Nöthigung verwundete sein weiches Herz selbst mit noch bittrerer Härte; wo er's vermochte, erstrebte er sein Ziel, statt mit der Gewalt der Waffen, mit Nachsicht, Verzeihung und Versöhnung, und mehr als das Schwert bezwang oft die sanfte Macht seiner Güte. Hohe Feiertage seines Lebens waren es, die ihm verstatteten, am Frieden des häuslichen Herdes zu sitzen, sich mit Frau Irene der Dichtung und geistigen Kenntnißbereicherung hinzugeben, ihrem Gesange zur Lyra zu lauschen, in stiller Abgeschlossenheit, schlichtem Bürger gleich, sich an Weib und Kind zu erfreuen; das höchste Gut der Erde bildeten sie ihm, und zu solcher Zeit lebte doch noch, wenn auch allzu rasch vergänglich stets, das sonnenhafte Liebesglück des ersten Sommers wieder auf. Stärkerer Gegensatz dazu war kaum denkbar, als die Lebensführung seines Gegenkaisers Otto von Braunschweig, der im wüst aller edlen Sitte Hohn sprechenden Getriebe am Hofe seines Oheims, Königs Richard von England, aufgewachsen, seine Tage nur zwischen wildem Schlachttoben und zügellosem Taumel der Leidenschaften theilte.

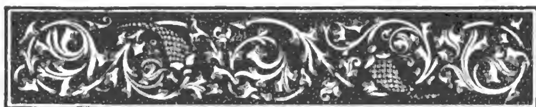
Aus dem Lateran her aber schleuderte jetzt Innocenz III. den Bannstrahl auf den Bischof Konrad von Würzburg. Er traf den unbotmäßigen Diener der

Kirche, doch vielleicht mehr noch den Anhänger und Kanzler König Philipps.

An einem Augusttage trug sich in Rom und in Hildesheim zu gleicher Stunde Gleiches unter denselben Ceremonien zu. Nach Abhaltung einer feierlichen Messe sprach dort der Papst die Excommunication aus, während im alten Hildesheimer Dom der weißhaarige neue Bischof Herbord im höchsten Ornat gegen den Altar hinanschritt. Um diesen reihten sich die Stiftsherren auf, und athemverhaltendes Volksgedränge erfüllte hinter ihnen den weiten Raum. Dumpf und schwer tönte aus der Thurmhöhe der Anschlag der großen Glocke Cantabona herab, und schweren Fußes trat der Greis vor die brennenden Wachskerzen des Altars. Ihm versagte im Beginn die Zunge, er mußte sie erst unter seine Herrschaft zwingen; dann verkündete er, daß Konrad von Querfurt, der gewesene Bischof von Hildesheim, der sich als Abtrünniger wider die heilige Satzung Bischof von Würzburg benenne, von dem Nachfolger Petri und Statthalter Christi auf Erden kraft göttlicher Befugniß ausgeschlossen sei aus der Gemeinschaft der Kirche, zeitlichem Fluche und ewiger Verdammniß überliefert, wenn er nicht zerknirscht, zu reuiger Buße vor dem heiligen Stuhl, Vergebung erflehend, sich in den

Staub niederwerfe. Ministranten löschten die Altarkerzen aus, das Heilslicht des Banngetroffenen, und mit letztem harten Schlag verstummte die Cantabona. So loschen auf jedem Domaltar des Reiches die Kerzen für Konrad von Querfurt aus und legte der verstummende Glockenklang ihn für jeden Gläubigen der Christenheit zu den vom Gerichte Gottes Verworfenen, irdisch lebendigen Leibes zu den Todten der ewigen Gnadenverheißung.





XXIII.

Mit weltlichem Arm vermochte auch Innocenz III. nicht, in die Wirrniß des Reiches hineinzugreifen, um das über Konrad von Querfurt gefällte Urtheil zu vollstrecken, ihn gewaltsam von seinem Würzburger Bischofsstuhl zu vertreiben, und Otto von Braunschweig war dazu ebenfalls außer Stande, da sein Machtbereich nicht südlich über den Thüringer Wald hinausging. So behauptete der Bischof Konrad auch jetzt sein neues Bisthum fort, doch heimlich empfand er unter sich von dem Bannfluch den Boden wanken, und im Weitergang der nächsten Monde errang der König Otto durch mannigfache Erfolge zweifellos ein Uebergewicht über den König Philipp. Seine Herrschaft dehnte sich nach Süden aus, drohte, bis an den Main vorzudringen. Zunehmend bot's mehr und mehr den Anschein, der gekrönte Hohenstaufer werde schließlich doch vor dem gekrönten Welfen unterliegen.

Da geschah's, daß Konrad von Querfurt plötzlich im harten Winter aufbrach, um durch die Schneewildniß über die Alpen zu ziehn. Kostbare Goldgeräthe des Morgenlandes führte er auf seiner beschwerlich-gefährlichen Reise mit sich; dann stand er zu Rom baarfuß, im Bußgewand, mit einem um den Hals geknoteten Strick vor dem Papst Innocenz. Sich zu Boden niederwerfend, bekannte er seine Versündigung an den Geboten der Kirche und ihres heiligen Oberhauptes, entsagte reuebedrückt seinem Würzburger Bisthum.

Danach kehrte er, als der Frühling herangekommen, in's Reich zurück. Eine kurze Weile verging, dann folgte ihm, wie auf weißen Taubenflügeln getragen, die Vatermilde des göttlichen Stellvertreters nach. Sie vergab dem bußfertig Zerknirschten seine Schuld, sprach ihn vom Bann los, und wie sie ihm das Himmelreich wieder aufschloß, so verlieh sie ihm auf Erden das Bisthum Würzburg zurück. In den deutschen Landen raunten Manche heimlich sich die Frage zu: Um welchen Preis? Ueber dem Verdacht stand Innocenz III., Schätze des Morgenlandes könnten sein Herz zu solcher vergebenden Milde bewogen haben. Aber man entsann sich des Gerüchtes, das vom Morgenlande gekommen, als der Oberbefehls-

haber des Kreuzheeres plötzlich mit seinen Schiffen dem Ufer Palästinas den Rücken gewandt.

Weiter südwärts drangen die Waffen Ottos von Braunschweig vor, die thüringischen Lande geriethen in seine Hand. Im Sommer jagte ein starker Reiterhaufen seiner Heermacht verwüstend und brandschatzend im Thal des Werraflusses aufwärts und verheerte die Grafschaft Henneberg, doch vor der von dieser umschlossenen, dem Bisthum Würzburg zugehörigen Burg und Ortschaft Meiningen machte er Halt und kehrte beutebeladen gen Norden zurück.

Als Kanzler hielt Konrad von Querfurt sich zumeist am wechselnden Hofe König Philipps auf; zuweilen maß dieser ihn unvermerkt mit einem prüfenden Blick. Die Königin Irene verweilte jetzt öfter bei ihrem Gatten, in seiner Bedrängniß wollte sie nicht fern von ihm sein. Einmal ließ Philipp plötzlich den zärtlich um ihren Nacken gelegten Arm herabsinken und fragte, sie mit schmerzlichem Ausdruck anschauend: „Glaubst Du, mein Vetter Konrad hat auf die Möglichkeit des Kommens dieser Tage vorausgeblickt, als er sein Wissen verhehlt, daß es Otto von Braunschweig gewesen, der Dich auf der Winzenburg überfallen?"

Wie der Herbst des Jahres 1201 begonnen, er-

eignete sich eine schwere Unthat. Der Magdeburger Domdechant Heinrich von Glinden strebte danach, bei König Philipp das Kanzleramt zu erlangen, und der Bischof Konrad gewann Kenntniß davon. Er übersandte dem Dechanten einen Goldring und schrieb dazu, dem Edelstein in dem Reif wohne geheime Kraft wider die Krankheit der Untreue inne; doch Heinrich schickte den Ring mit der Antwort zurück, es nehme ihn Wunder, daß Konrad sich des Steines beraube, da er selbst eines solchen Heilmittels so bedürftig sei. Bald darauf wollte Heinrich von Glinden sich von Magdeburg an den Hof des Königs begeben, aber bei dem Dorf Haldensleben ward er überfallen, niedergeworfen und durch zwei Dolchstöße grausam der Augen beraubt. Der erkannte Missethäter war der ‚Ueberbein‘ benannte Bruder Bischof Konrads, Gerhard von Querfurt, gewesen. Er wurde neben schwerer Geldbuße zum alten Schimpfbrauch verurtheilt, in Begleitung von fünfhundert Rittern von der Stätte seines Frevels bis zum Portal des Magdeburger Domes einen todten Hund zu tragen, doch dem geblendeten Dechanten Heinrich verhalf diese Sühne nicht, ihn wieder zum Führen des Schreibkiels fähig zu machen.

Der Schluß des Jahres nöthigte König Philipp

nach Würzburg und er berief Frau Irene vom Hohenstaufen dorthin, die Zwölftage gemeinsam mit ihm zu verbringen. Sie trennte sich auch auf der winterlichen Reise nicht von ihren Kindern; ein Schwesterlein hatte sich der kleinen Beatrix hinzugesellt, und die junge Königin aus dem Morgenland war eine deutsche Mutter geworden, der nur wenige im Reich an zärtlicher Sorgfalt gleichkommen mochten. Wenn eine Nöthigung sie aus der Kemenate fortzwang, verließ sie diese auch für kurze Stunden nur in der Gewißheit, daß die Kinder währenddessen unter der sicheren Obhut seit Jahren erprobter Treue mehr einer vertrauten Freundin, als einer Dienerin, zurückblieben.

In einem ähnlichen Verhältniß stand der Ritter Ludolf von Moringen zum Bischof Konrad, nur anders durch den Altersunterschied, der ihn neben dem Letzteren wie einen Sohn stehen ließ; doch auch gleich einem solchen wandte Konrad von Querfurt ihm sein volles Vertrauen zu. Trotz seiner Jugend und ohne ein Amt zu bekleiden, nahm er am bischöflichen Hof die einflußreichste Stellung ein; es ward geredet, er habe in Palästina bei einem Ueberfall durch die Saracenen dem Kanzler das Leben gerettet, aber er selbst wußte davon nichts andres, als daß

ein inhaltsloser Vorfall von der Sage ihm zu einem bedeutungsvollen Verdienst übertrieben sein müsse. Ohne Inhalt jedoch, ungeachtet aller ihm zu Theil werdenden Auszeichnung, empfand er auch sein Leben, dessen Tage und Jahre ihm zwecklos und freudlos hingingen. Aus der Gnade, der ehmaligen freundlichen Zuneigung der Königin Irene fühlte er sich ausgestoßen, durfte nicht wagen, ihr mehr vor Augen zu kommen; muthmaßlich aus gleicher geringwerthender Gesinnung gegen ihn schenkte König Philipp ihm keine Acht, obwohl er mehrfach rühmlich benannt, zu einem Erfolg im Kampf gegen welfische Streitkräfte beigetragen. Nach der Rückkunft vom Kreuzzug hatte Ludolf von reichem Gut, das Bischof Konrad ihm zugespendet, einen beträchtlichen Theil nach der Hohenstaufenburg gesandt, da er erfahren, daß seine, ihm vor dem Altar anvermählte Frau ihrer früheren Herrin dorthin gefolgt sei. Aber, wie der wunderthätige Ring Konrads von Querfurt, war ihm der goldgefüllte orientalische Lederbeutel zurückgeschickt worden mit der von fremder Handschrift angefügten Bemerkung, Frau Jutta von Moringen bedürfe keiner Geldunterstützung.

Der Sache der Hohenstaufer gehörten sein Arm und sein Leben, und er führte auf den Schlachtgefilden

die Waffen für die Königin Irene. Doch im Innern war dies Leben hoffnungs- und inhaltslos, und manchmal überkam ihn ein Wunsch, es möge von Lanze und Schwert eines Feindes zum Schluß gelangen. Der hohe, göttlich begeisternde Schlag, der ihm einst die Brust erfüllt, war matt herabgesunken, eine bange, kalte Leere durchfrostete sein Herz. Einzig das Verlangen trug's noch in sich, in einem siegreichen Kampf für ‚Irene von Byzanz' sein müdes Klopfen zu beenden.

Nun brachte Dienstpflicht ihn aus dem Feldlager gleichfalls nach Würzburg, das er mit einem widerstrebenden Gefühl betrat. Er wußte nicht von der dortigen Anwesenheit des Königspaares, doch Gerüchte über den Kanzler waren ihm an's Ohr gerathen, die er umsonst aus seinem Kopf abzudrängen suchte. Was sie raunten, erschien ihm undenkbar, aber als er sich bei dem Bischof Konrad meldete, konnte er die Lippen nicht verschlossen halten, von ihnen zu schweigen. Wider die Gewohnheit allein in seinem Schreibgemach mit einem eigenhändigen Brief beschäftigt, hörte der Kanzler ihn an und versetzte lächelnd: „Es mangelt heute mir an Zeit, morgen will ich Dir darauf erwiedern; primum vivere, Ludolfe, deinde philosophari."

In der Nacht mißbrauchte Ludolf von Moringen das in ihn gesetzte rückhaltlose Vertrauen seines Wohlthäters und väterlichen Freundes, doch er konnte nicht anders. Heimlich suchte er in der Schreibstube des Kanzlers nach dem Brief, fand ihn vollendet, mit dem Wachssiegel verschlossen und las darauf die Aufschrift: „An des römischen Königs Otto IV. Majestät.“

December war's, und am nächsten Morgen brach der Winter herein. Der Bischof Konrad celebrirte in der Domkirche eine Messe, nach deren Beendigung er den geistlichen Ornat ablegte und sich zum Schutz gegen den scharfen Ostwind in ein Pelzgewand von kostbarem Grauwerk kleidete. So trat er aus dem Portal hervor, seiner Wohnung auf der jenseits des Mainflusses hochthronenden Veste Marienburg zuzuschreiten, ging durch die breite Domstraße der alten, mit vielen Steingebilden von Heiligen geschmückten Brücke entgegen. Ziemlich leer lag die Straße, nur an der Einmündung einer Nebengasse bildeten zwei Ritter, Bodo von Ravensburg und Heinrich Hund von Falkenberg mit einigen Waffenknechten ein kleines Häuflein; unweit von ihnen stand Ludolf von Moringen, die Rückkehr des Bischofs erwartend. Ihn befiel's, wie dieser herannahte, seltsam mit einer Erinnerung; der Wind trieb mehr und mehr sich ver-

dichtendes Schneegewirbel über die Dächer herab, und plötzlich erscholl laut von rechtsher der Gesang eines Vagantentrupps:

„Vita brevis, brevitas in brevi finietur,
Mors venit velociter et neminem veretur,
Omnia mors perimit et nulli miseretur —
Surge, surge, vigila, semper esto paratus!“ [51])

— Es hieß, zu jener Stunde habe auf dem Thurm des Hildesheimer Doms schwerdröhnenden Tons die große Glocke Cantabona von selbst angeschlagen. —

In überschneitem Pelzkleid, einem wandelnden Schneemann ähnelnd, näherte sich der Bischof, und im Gedächtniß klang's Ludolf auf, wie er und seine Genossen ihn zuerst im Wald vor dem Kloster Ringelheim mit dem kecken Zuruf: „Ein Schneemann!“ begrüßt hatten —

Da schlug ihm plötzlich ein andrer Ton an's Ohr und geschah etwas vor seinen Augen. Ein Klirren war's und ein Aufblinken von Schwertklingen zwischen den niederschwebenden weißen Flocken —

Er sah's, und er faßte auch auf, erkannte, was es bedeute. Gleichfalls sein Schwert vom Gurt reißend, wollte er vorspringen — aber seltsam stand er einen Augenblick wie gelähmten Fußes festgebannt.

Vor verworrenen Sinnen schritt ihm vom Dom her eine fremd veränderte Gestalt entgegen, aus deren Anblick ihn zuckend durchfuhr, es sei der Kanzler des römischen Königs Otto von Braunschweig. Seitwärts verhallte noch dumpftönig der Gesang der Vaganten:

„Surge, surge, vigila, semper esto paratus!“

Nun löste sich der Bann, der Ludolf von Moringen wie ein erstarrender Krampf umfesselt gehalten, er führte aus, was er gewollt, sprang mit emporgeschwungenem Schwert vor. Doch zu spät — um einen Athemzug früher hätte er vielleicht den Bischof Konrad von Würzburg noch zu retten vermocht, der in diesem Augenblick, von den Schwertern Derer von Ravensburg und Falkenberg durchstoßen, rückwärts zu Boden schlug. Zwei der staufischen Sache treu Ergebene waren es und Anverwandte des geblendeten Dombechanten Heinrich von Glinden, im Handumwenden jetzt mit ihren Knechten durch den dicht fallenden Schnee verschwunden.

Nah vor dem Thor des alten ‚Bruderhofes‘ hatte die blutige That sich zugetragen, die Insassen stürzten aus ihm hervor, wehklagendes Volk erfüllte im Nu die Domstraße. Den schon todt erscheinenden Bischof hob Ludolf von Moringen mit einigen der Brüder vom Boden, sie trugen ihn in ein Gemach des Hofes, legten ihn dort auf ein Ruhebett.

Unverkennbar war Konrad von Querfurt zu Tode getroffen, aber doch noch nicht völlig entseelt. Das Leben flackerte noch einmal in ihm auf, seine Lider öffneten sich, und kurz sah er mit reglosen Augen in Ludolfs schluchzend über ihn gebeugtes Antlitz. Dann gewann er noch die Kraft, nach der Hand desselben zu fassen, sie fest zu umklammern, und so brachte er von schon sich blaß entfärbenden Lippen:

„Et quorum pars magna fui —“ 52)

Eine Stelle aus dem großen Epos des Virgilius war's, Worte vom Aeneas gesprochen, wie er vom Untergang Iliums berichtet; sie gingen noch durch den Kopf des Sterbenden, und zweifellos wollte er damit besagen, welch' große Bedeutung sein Leben für die Geschehnisse seiner Tage besessen habe. Doch seine Sinne wurden verworren, offenbar überkam ihn noch ein letzter, von ihm aufgefaßter Gehöreindruck. Er mußte den Gesang der Vaganten vernommen haben, der ihm eine ferne Jugenderinnerung an das Goliardengedicht aufweckte, in dem der Ritter und der Cleriker ihren Wettstreit vor dem Schiedsspruch des Gottes Amor führten. Denn halbverständlich nur mehr murmelte er:

„Clericus aptior ad amorem —“ 53)

Danach blieb er einen Augenblick stumm, dann aber fügte er wieder deutlicher hinterdrein:

„Placida — formosa —"

Sein Athemzug ward unhörbar, und die Lider fielen herunter. Doch noch einmal schlug er sie auf, blickte Ludolf von Moringen groß an und sagte mühsam in deutscher Sprache:

„Ich will der Rose von Hildesheim — einen Gruß von Dir bringen — Ludolf — Ostermant —"

Die letzten Worte Konrads von Querfurt waren es; ein Seufzen rang sich noch aus seiner Brust, und das Leben verließ sie. Nach einer Weile schloß unwillkürlich die Hand Ludolfs leise dem Todten die offen verbliebenen Augen zu.

Dann stand König Philipp neben ihm, der sich unten in der Stadt nicht weit entfernt befunden und herzugerufen worden. Bei dem Anblick der Leiche brach er in Thränen aus, ergriff ihre erkaltete Hand, doch ohne Worte. Nur einmal wandte er kurz gegen Ludolf den Kopf und sprach: „Bringt der Königin die Trauerkunde auf die Burg."

Sichtlich hatte er den Angesprochenen nicht erkannt, der ohne deutliche Besinnung, dem königlichen Geheiß nachkommend, davonging. Mit abwesenden Gedanken überschritt er die alte Steinbrücke, weiß und dicht vom windgetriebenen Flockenschwall beladen, als wolle der Schnee ihn mit unter dem winterlich

die Erde deckenden Bahrtuch begraben. Frostig schüttelte es seine Glieder, ihn bis in's Mark durchschauernd; aus der kalten Todtenhand des Bischofs Konrad, die er noch in der seinigen fühlte, floß es ihm, einer schleichenden Eiswelle gleich, in's Blut. Sein Wohlthäter war's gewesen, der Einzige auf Erden, der sich aus seiner Höhe menschlich zu ihm herabgeneigt, von dem manchmal ein Gefühl wie aus einem warmen Anhauch über ihn gekommen. Den hatte er ohne Beihülfe Mörderhänden überlassen —

Im Augenblick der That war's ihm nicht zum Bewußtwerden gerathen, doch jetzt stand's vor seiner Erkenntniß. Vielleicht wär's ihm möglich gewesen, den Bischof noch zu schützen —

Aber um eines Gedankens Dauer hatte sein Arm gezögert, festgehalten von sinnverworrener Vorstellung, ein heimlicher Verräther an den Hohenstaufern sei's, gegen den die drohenden Schwerter aufzuckten. Dann war es zu spät geworden.

Nein, er allein hätte ihn wohl nicht mehr zu retten vermocht, doch, ihn vertheidigend, mit ihm sterben können, mit letztem Empfinden, ein werth- und inhaltleeres Leben wenigstens gut zu enden.

Bis in's Herz schnitt ihm die eisige Kälte dieses Lebens, das er noch weiter forttrug; unbewußt von

den Füßen vorwärts bewegt, war er zur Veste Marienberg emporgekommen. Sein Kopf hatte das Gedächtniß verloren, weshalb, was er hier solle und wolle; aus leeren Augen starrend, ging er zielvergessen über den großen, verschneiten Burghof.

Da schlug ihm einmal plötzlich aus der Stille umher etwas an's Ohr, jäh eine Erinnerung aufweckend, wundersam herzdurchbebend und schreckvoll lähmend zugleich. Ein Ruf, den er schon so gehört, und auch in der gleichen Umgebung. Nah vor ihm hob sich die Palastreppe empor — er war auf der Winzenburg — und dicht an seinem Ohr vorüber klang's aus hochaufjubelnder Brust:

„Philippos — Philippos!"

Nein, nicht dieselben Worte, nur der gleiche glückselig aufjauchzende Ton. Betäubt stand er mit weitoffnen Augen — ein Ruf der Liebe aus tiefstem Herzen war's gewesen, ihm das eigne Herz im Innersten durchzitternd — doch nicht den Namen Philipps von Schwaben ausstoßend, sondern — im Ohr klang jetzt erst der Schall ihm verstanden nach — seinen Namen —

Selig jubelnd hatte es gerufen: „Ludolf — Ludolf!"

Unter einer geöffneten Thürwölbung des Palas

traf nah sein Blick auf ein jugendschönes, blondumlocktes Angesicht, das ihn mit einem Freudenstrahl blauer Augen ansah. Doch nicht, wie auf der Winzenburg Irene von Byzanz dem rückkehrenden Geliebten, flog es ihm entgegen; verstummt nun, scheu zagend und athemlos blieb es ohne Regung über der Schwelle.

Aber so kurz nur, wie der nächste Herzschlag Ludolfs von Moringen, ein übermächtig aufklopfender, als wolle er die Brustwandung zersprengen. Dann hielt der junge Ritter die holde Frauengestalt mit den Armen umschlungen, riß sie wie ein Sturmwind mit sich durch die Thür eines Gemaches. Von Schwindel überwältigt, glitt sie auf einen Sitz nieder, doch er kniete vor ihr am Boden und drückte stumm das Gesicht gegen die Knie des jungen Mädchens, das seit drei Jahren seinen Namen getragen. Und wortlos eine lange Zeit hielt Jutta von Moringen ihre Hände auf den Scheitel ihres vor'm Altar zu Augsburg ihr anvermählten Gatten gedrückt.

Er gedachte nicht an die Botschaft, die er auf den Marienberg überbringen gesollt, gedachte in dieser Stunde sogar nicht mehr des Todes, der ihn zu neuem Leben hierher gebracht. Die Königin Irene erhielt aus andrem Mund die Trauerkunde und eilte durch

den Schneesturm zum Bruderhof hinab. Auch sie erfaßte die Hand des Todten und sagte schluchzend: „Mein Oheim —“ Mehr sprach sie nicht, verhielt wie ihr Gemahl, was stumm ihre Brust bewegen mochte.

Ludolf ließ einmal, plötzlich zusammenfahrend, den Arm vom Nacken seines jungen Weibes herabfallen und sagte hastig: „Bleib', Jutta, ich komme rasch wieder zu Dir.“ Mit athemloser Schnelligkeit begab er sich in das Schreibgemach Konrads von Querfurt, suchte wie in der Nacht nach dem an den König Otto gerichteten Briefe und warf eilig den aufgefundenen, mit dem Siegel verschlossenen zwischen die brennenden Holzscheite des Kamins.

Am Abend noch ließ die Königin Irene Ludolf von Moringen zu sich berufen. Allein, mit ernster Trauer im Antlitz, empfing sie ihn, doch ihm die Hand darbietend, sprach sie freundlich: „Ich hatte Dich doch richtig erkannt, Ludolf, Du hast heute gut gemacht, was Du gefehlt. Die Liebe ist das Höchste des Menschenlebens, das einzige Glück, das wir selbst uns schaffen können; sie gilt's sicher und treu zu hüten in dieser schlimmen Zeit der Untreue. Ich habe meinen Gemahl gebeten, daß Du mich mit Deinem Weibe zum Hohenstaufen zurückbringen und als Burg=

wart dort meine Kinder und mich beschirmen mögest, wie ehmals auf der Win-zenburg. Jetzt will ich Dich nicht länger bei mir halten, denn Deine Frau wartet auf Deine Rückkunft.“

Bei den harten Consonanten der ‚Win-zenburg‘ hatte sie doch immer noch leicht mit der Zunge angestoßen, sonst aber weit über ihre zwanzigjährige Jugend hinaus mit einer wundersamen frauenhaften Hoheit gesprochen. Nur zu den letzten Worten spielte trotz dem Ernst ihres Antlitzes ein kaum merkbar leises Lächeln um die Lippen Irenes von Byzanz.





Schluß.

Diese Blätter haben Einiges aus dem Lebensgange des Bischofs und kaiserlichen Kanzlers Konrad von Querfurt verzeichnet, eines Mannes von höchster Bedeutung für seine Zeit und seltenster Begabung durch die Natur, in dessen Inneres jedoch niemand einen Einblick gewonnen, das widerspruchsdunkle Räthsel seines Geistes und Wesens aufzuhellen. Vielleicht war der alte Dompropst Herbord in Hildesheim der Lösung am nächsten gekommen, als er nach der Lesung des wundersamen Berichtes seines vormaligen Schülers von den klassischen Stätten des römischen Alterthums aus schweigsamen Gedanken vor sich hingesprochen: „Cogitationis nimia ubertas — phantasia — Danaum donum.“

In einem Testamente bestimmte der Bischof Konrad die Hälfte seines hinterlassenen, großen persönlichen Reichthums dem Ritter Ludolf von Moringen,

„aus Schuld der Dankbarkeit dafür, daß dieser ihm im Morgenlande das Leben gerettet habe". Seltsamer Weise hatte der Erblasser selbst sich gleichfalls dieser weit übertreibenden Täuschung hingegeben; wie er zu solcher Meinung gekommen, vermochte der so reich Bedachte nicht zu begreifen, und ebenso erfuhr er niemals, wodurch er trotz seinem schweren Vergehen in Hildesheim die Verzeihung des Bischofs erlangt habe und stetig höher in der Gunst und im Vertrauen desselben gestiegen sei. Mit der wiedergekehrten freundlichen Zuneigung der Königin Irene für ihren einstmaligen deutschen Sprachlehrer auf der Winzenburg hatte sich nun König Philipps Vertrauen Ludolf von Moringen zugewandt, der fortan Amt und Pflicht des Burgwartes auf dem Hohenstaufen versah. Dort gab Frau Jutta bald nacheinander zwei Söhnen das Leben, während dem Königspaar nur Töchter zu theil wurden. Als die Ersteren sich ihrer Füße bedienen gelernt, trieben die um einige Jahre älteren Königskinder täglich ihr fröhliches Spiel mit den Ritterkindern im Zwingergarten der alten Burg Friedrichs von Büren. Glücklich sah ihnen die Königin Irene zu, an schönen Festtagen zusammen mit ihrem Gemahl. In dieser Heimathstille kannten sie nicht Unterschied des Ranges und Standes, aus den

Augen Beider sprach, das einzig wahre Menschenglück ruhe auf der Liebe von Mann und Weib, dem sonnigen Frieden des Hauses. Und aus den Augen Ludolfs und Juttas von Moringen redete das Gleiche.

Doch immer nur kurz dauerte das Verweilen König Philipps an, der Kampf im Reich setzte sich unterlaßlos fort und nöthigte ihn stets auf's Neue in's Feldlager zurück; manchmal nahm er Ludolf als treuesten Begleiter und klugen Rathgeber mit sich. Wie aber die Jahre weitergingen, neigten sich ihm mehr und mehr die Wechselgunst des Krieges und alle Gemüther des deutschen Volkes, selbst die seiner Gegner, zu. Und im Frühling des Jahres 1208 blieb kein Zweifel mehr, die Hohenstaufermacht behaupte den Sieg, die Kraft ihres welfischen Widerstreiters sinke gebrochen zu Boden.

Da traf am Sonnenwendtag in einem Gemach der bischöflichen Pfalz Babenberg über der Stadt Bamberg den ahnungslos dem hereintretenden Pfalzgrafen Otto von Scheyern freundlich entgegenschreitenden König Philipp das Mörderschwert, durchschnitt ihm die Schlagader am Hals, und er stürzte todt zu Boden. Nicht der gewaltigste, doch der edelste von allen Hohenstaufern, denen fast allen das Schicksal den Tod in Jugendblüthe verhängte. So starb auch

er genau im Alter seines Bruders Heinrich und wie dieser in dem Augenblick der Erreichung seines Zieles.

Durch eine Schandthat, deren Beweggrund nie aufgehellt worden. Vollführte grenzenlose Rohheit sie oder der Wahnsinn? Mit ihr klingt zum erstenmal der Name Wittelsbach in der Geschichte auf.

Ludolf von Moringen brachte die Königin Irene mit ihren Kindern von Bamberg nach der Hohenstaufenburg. Ohne Thränen legte sie den langen Weg zurück, doch um zwei Monate später geleiteten Ludolf und Jutta sie in's Elzthal zur Gruftkapelle des Klosters Lorch nieder, auf dem Waldweg, den sie im jungen Sommer ihrer Liebe auf weißem Maulthier als ein Wunder von Menschenschönheit oftmals an der Seite ihres Gatten glückselig hinabgeritten. Auf ihren Grabstein setzten die Mönche die Inschrift: „Die griechische Maria", sie der Nachwelt als ein irdisches Abbild der Himmelskönigin zu verkünden. Eine Stauferin geworden, ruhte sie bei den Staufern.

Nur ein Jahrzehnt lang hatte das hohe Liebesglück ihrer Ehe gedauert. Ein namenloser Dichter sang damals im deutschen Land zum Schluß seines großen Gedichtes vom Untergang der Nibelungen:

„Mit leide was verendet des kuniges hôhzit,
als ie diu liebe leide ze allerjungeste gît."

König Philipp hatte keinen Sohn **hinterlassen;** in der schreckensvollen Wirrniß, die sein **jäher Tod** über das Reich brachte, erschien allen jetzt **Otto von** Braunschweig als der einzige Halt und **Schutz vor** dem allgemeinen Verderben, und selbst die **staufisch** Gesinnten huldigten König Otto IV. Als **unbestrittener** Kaiser stand er plötzlich da, und jetzt **traf selbstverständlich** alsbald ihn der Bannfluch des **heiligen** Vaters Innocenz III.

Auf den September berief König Otto **einen** Reichstag nach Frankfurt. Da trat in den **Saal der** Fürstenversammlung auch ein zehnjähriges **Mägdlein,** ‚quam produxit dominus Spirensis', [54]) der **nunmehrige** kaiserliche Kanzler, Bischof Konrad von Speier. **Die** ‚Braunschweiger Reimchronik' berichtet **davon:**

König Philippus Töchterlein
Trat da mitten vor die Reih'n,
Wo gegenwärtig der König war,
Und die Fürsten allzumal.
Und in gar züchtiger Art
Legt' sich Beatrix, das Mägdelein,
Das so schön war und so fein,
Vor des Königs Füßen nieder.

So erhob sie schluchzend und weinend vor Kaiser und Reich Klage wider den Mörder ihres **Vaters,**

forderte Gerechtigkeit und rächende Vergeltung, ‚und alle weinten mit der Jungfrau‘. Und unter Beipflicht aller Fürsten sprach König Otto die Acht über den Pfalzgrafen Otto von Scheyern und ‚legte ihn friedlos‘.

An dem Rachezug gegen den Mörder betheiligte sich auch der Ritter Ludolf von Moringen. Von Norden her blickte die Burg Witilinspach auf das Lechgefild bei Moringen hinüber, wo einst im Mai Philipp von Schwaben ‚den glückvollsten Tag seines Lebens‘ begangen; sie ward erstürmt und vom Erdboden vertilgt, daß kein Stein von ihr blieb. Ottos von Wittelsbach abgeschlagenes Haupt aber wurde in die Wellen der Donau geworfen und der Rumpf seines Leichnams unbestattet den Raubvögeln preisgegeben.

Hatte doch andres als politische Berechnung den wilden Sohn Heinrichs des Löwen zu seiner versuchten Gewaltthat auf der Winzenburg angetrieben, und fand er etwa das zauberische Bild der Mutter in der Tochter wieder, die ‚so schön und so fein‘ war? Seltsames jedenfalls geschah; als ein halbes Jahrzehnt vergangen, warb König Otto um das liebliche Mägdlein, das auf dem Frankfurter Reichstag bittend vor ihm niedergekniet war, und die älteste Tochter

Irenes ward zur deutschen Kaiserin. Doch nur für eines Augenblickes Dauer, ihr Name der ‚Glücklichen‘ bewährte sich nicht. An unbekannter Krankheit verschied sie jähen Todes am vierten Tage nach ihrer Vermählung.

Alle Töchter König Philipps waren bestimmt, Kronen auf dem Scheitel zu tragen. Kunigunde von Hohenstaufen ward Königin von Böhmen, ihre jüngere, nach vielfältigem Brauch der Zeit der ältesten gleichbenamte Schwester Beatrix die Gemahlin des Königs Fernando III. von Castilien. Um ein halbes Jahrhundert später sollte die mütterliche Abkunft aus staufischem Blut ihrem Sohn Alphons kurze Zeit lang zum Scheinnamen des ‚römischen Königs‘ verhelfen.

Nach dem Tode der Königin Irene vermochten Ludolf und Jutta von Moringen nicht, auf der für sie wie zu einer Todtenstatt verödeten Hohenstaufenburg zu bleiben. Mit der reichen, ihm aus der Hinterlassenschaft des Bischofs Konrad zugefallenen Habe erkaufte er sich auf einer Nachbarkuppe eine ansehnliche Burg und benannte sie, sich stets als Dienstmann des hohen Geschlechtes fühlend, Staufenburg. Nur ein einziger männlicher Nachkomme des Letzteren war noch auf Erden, doch in noch kraftvollem

Mannesalter erlebte der Ritter Ludolf von Moringen, daß vom fernen Süden aus dem Märchenland der Einbildungskraft Konrads von Querfurt ‚das Kind von Apulien' über die Alpenberge in's Reich gezogen kam und als Kaiser Friedrich II. in seine Väterburg auf dem Hohenstaufen einritt.





1) Kanzler des kaiserlichen Hof's.
2) Mann, durch so edle Art ausgezeichnet, mit so großer Würdigkeit begabt, durch so hohe Tugend berühmt, geschmückt mit solcher Kenntnißfülle und solcher Beredsamkeit mächtig.
3) Siehst du, wie von hohem Schnee weißglänzend der Bructerus (Brocken) steht. —
4) Das cimmerische Licht — Konrad — der Knabe — der Schüler — der Zögling — der Jüngling — der hochberühmte Mann — der Bischof — der kaiserliche Kanzler.
5) Allzugroße Fruchtbarkeit der Einbildung — die Phantasie — ein Danaergeschenk.
6) Die Nacht bricht ein.
7) Mir erscheint des Herzens Beschwerniß ein schweres Ding.
8) Ein Vagantenlied — Cleriker — kommt hierher!
9) Lieder und Weisen.
10) Wenn das Meer austrocknet und der Satan zu den Sternen aufsteigt, dann erst wird der Laie dem Cleriker ein treuer Freund werden.
11) Sei gegrüßt! Wir grüßen Dich, Herr.
12) Kloster Ringelheim.
13) Wir haben ihn.
14) Des ‚Papa' Stimme klingt süß und einzig, der ‚Papa' versteht sich auf erfreuliche Gesänge, den ‚Papa' liebt der Scholarenschwarm, er bekommt Geld vom ‚Papa' und sonst Gutes

15) Mir ist's vorgesetzt, in der Schenke zu sterben. Guten Wein schätzen wir über alles, denn wenn wir Wein trinken, reinigen sich die Eingeweide. Mehr als die Kirche liebe ich die Schenke.
16) Trinker sind alle stets von guter Art, Greise wie Jünglinge: im ewigen Feuer werden die Bauern gepeinigt, die der Würdigkeit entbehren, daß sie guten Wein zu trinken verstehen.
17) Der Geist erhält sich gesund im gesunden Körper.
18) Griechisch ist's, das man nicht liest.
19) Nach Tische mögest du stehn oder tausend Schritte gehn.
20) Kurz ist das Leben, seine Kürze endet in Kurzem; schnell kommt der Tod und scheuet sich vor niemandem, alles rafft der Tod dahin, erbarmet sich keines — richte dich nach oben, erwecke deinen Sinn, immer halte dich bereitet! — Wo sind die, welche vor uns auf dieser Erde gewesen? Zu den Gräbern gehe hin, wenn du sie sehen willst, Asche sind sie und Gewürm, ihr Fleisch verwest, richte dich nach oben &c.
21) Friede sei mit euch — und daß ihr nicht zu viel dem Bacchus —
22) Laßt die Becher überquellen, und durch die Kehle tropfe der Most! Und wer zuvor getrunken hat, trink' mehr noch, als genug ist!
23) Disputation, wer besser zur Liebe geschaffen sei, der Ritter oder der Cleriker.
24) Amor lebe, der erfahrenste Richter über allen! Der Cleriker, der Cleriker ist besser zur Liebe geschaffen!
25) Pater Kellermeister.
26) Ach ja, der Rosenstrauch.
27) Flüchtig schwinden die Jahre vorüber — es wandeln sich die Zeiten, wir auch wandeln uns in ihnen.
28) Gräbergespenst.
29) Weinschenke.
30) Schaue an und bewundere, Geliebtester!
31) Konrad, Konrad, nimm dich in Acht!
32) Das Geschehene kann Jupiter nicht ungeschehen machen.

33) Tritt ein!
34) Nach dem Verbotenen trachten wir und begehren das Verwehrte.
35) Warte noch ein wenig!
36) Was meinst du, Herrin?
37) Holda von Hildolfshusen, die Ehegattin Thiedolfs vom Busch. Die Sanftmüthige. Die Schöngebildete. Sie ruhe in Frieden.
38) Was Gott (verhüte!)
39) Mitgift.
40) Im Kopf und in der Brust.
41) In andächtigen Gedanken hegen wir dich, Holda von Hildolfshusen. Mit unseren Heileswünschen geleiten wir dich. Mögest du in Frieden ruhen!
42) Schmetterling.
43) Du sprichst garstig. Pfui!
44) Von dem blinden Kaiser.
45) Höchster Dank sei den Göttern!
46) Das Meer! Das Meer!
47) Was stößt dir zu, mein Sohn?
48) Es genügt auch, gewollt zu haben.
49) Dieses Erdenfleckchen scheint dir vor allen freundlich zu lächeln.
50) Eurer Erhabenheit sendet Gruß und Glückwunsch die Rose von Hildesheim.
51) Vgl. Nr. 20.
52) Wovon ich selbst ein großer Theil war.
53) Der Cleriker besser zur Liebe geschaffen.
54) Die der Speierische (geistliche) Herr hereinführte.




Princeton University Library
32101 068391729

